



Deutsche
National - Litteratur



Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Walke, Prof. Dr. li. Wartsch, Prof. Dr. li. Weddstein,
Prof. Dr. O. Wehaghel, Prof. Dr. Wielinger, Prof. Dr. O. Blunnen, Dr. f. Vovertag,
Dr. li. Vorberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Cruger, Prof. Dr. V. Duntzer,
Prof. Dr. A. Frey, C. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. li. Gmel, Dr. E. Henriet,
Dr. W. Koch, Prof. Dr. O. Lambel, Dr. li. Schr. v. Liltencron, Dr. G. Milchach,
Prof. Dr. T. Minor, Dr. f. Mundler, Dr. P. Herrlich, Dr. O. Oesterlen, Prof. Dr. O. Palm,
Prof. Dr. P. Piper, Dr. O. Proffe, Dr. Adolf Rosenbergs, Prof. Dr. A. Sauer, Prof.
Dr. li. J. Schroer, li. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. f. Vetter,
Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

108. Band

Goethes Werke XXVII

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Siebenundzwanzigster Teil

Winkelmann — Philipp Hackert
Reden und Ansprachen

Herausgegeben

von

Dr. Alfred Gotthold Meyer und Dr. Georg Witkowski



Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

327
7

Alle Rechte vorbehalten

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Vorbemerkung.

Die Kräfte eines Einzelnen reichen nicht aus, um Goethes Wirksamkeit auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft darzustellen und zugleich den Forderungen philologischer Art Genüge zu thun; für die Behandlung von Goethes Schriften zur bildenden Kunst vollends, welchen der 27., 28. und 30. Band unserer Ausgabe gewidmet ist, erschien eine Arbeitsteilung um so berechtigter, als die Goetheforschung hierfür nur wenige Vorstudien aufweist. Von dieser Überzeugung geleitet, haben sich die beiden Unterzeichneten hier verbunden, indem der erste vornehmlich den kunsthistorischen und historischen, der zweite den litterarhistorischen und philologischen Teil der Aufgabe übernahm, ohne daß jedoch eine strenge Scheidung der Arbeitsgebiete durchgeführt wäre.

Berlin und Leipzig, August 1892.

Dr. Alfred Gotthold Meyer. Dr. Georg Witkowski.

W i n d e l m a n n .

Einleitung.

I.

Das Lebensbild Winkelmanns hat einer der besten Schöpfungen der neueren biographischen Litteratur Deutschlands den Stoff geboten: dem klassischen Werk Karl Justi's.*) Durch dasselbe sind alle früheren Versuche, das Leben Winkelmanns darzustellen, weit überholt und allen späteren auf Winkelmann bezüglichen Erörterungen nur noch enge Schranken gezogen worden. — Doppelt gilt das letztere für eine knappe Einführung und Erläuterung zu der Schrift Goethes. Wer für dieselbe den historischen Hintergrund und die Ausführung ihres die biographischen Thatsachen nur andeutenden Inhaltes sucht, muß auf Justi's Werk verwiesen werden. Aber dasselbe steht am Ende einer stattlichen „Winkelmann-Litteratur“, in deren Entwicklung Goethes Aufsatz einen Markstein bildet.***) Ein Rückblick auf diese früheren, fast in Vergessenheit geratenen Biographien erscheint zur richtigen Würdigung von Goethes Schrift unerläßlich und dürfte den Zielen unserer Ausgabe vielleicht am besten entsprechen.

*) „Winkelmann. Sein Leben, seine Werke und Zeitgenossen“. Leipzig 1866—72. 2 Bde.

**) Am besten ist dieselbe in der „Monografia di Winkelmann“ in Rossetti's Schrift: „Il sepolcro di Winkelmann in Trieste“ (Venezia 1825) zusammengestellt.

Sehr langsam ist die Kenntniß vom Leben Winkelmanns gewachsen, weit langsamer als die Kenntniß von seinem Schaffen. —

Winkelmann, nach Goethes Ausspruch sich selbst „ein Räthsel“ und „über seine eigene Erscheinung, besonders in Betrachtung dessen, was er war und was er geworden ist, erstaunt“, bot freilich fast in jedem Brief an seine Vertrauten schätzenswerte Beiträge zu seiner Biographie, nur einmal aber erhalten dieselben thatsächlich die Form eines Lebensbildes: in dem vom 8. Dezember 1762 datierten Schreiben, welches das Motto führt „Per tot discrimina rerum Tendimus in Latium!“ und am Schluß den Titel empfängt: „Das Leben und die Wunder Johann Winkelmanns, zu Stendal in der Altmark, zu Anfang des 1718. Jahres geboren!“ — Nach Form und Inhalt ist diese knappe „Selbstbiographie“ gleich bezeichnend. Die deutsche Periode wird mit wenigen Worten abgethan. Für Winkelmann begann eben das wahre Leben, „nach dem Genuß“ bemessen, erst mit seinem römischen Aufenthalt. „M. Plantius, Consul“, — so schreibt er — „welcher über die Illirier triumphiert hatte, ließ an sein Grabmal, welches sich ohnweit Tivoli erhalten hat, unter allen seinen angeführten Thaten setzen: vixit Ann IX. Ich würde sagen: ich habe bis in das achte Jahr gelebet; dieses ist die Zeit meines Aufenthalts in Rom und in andern Städten von Italien.“*) Wie über seine „teils in der Wildheit, teils in Armut und Kummer verlorene Jugend“, so macht er hier aber auch über die römische Zeit nur die notwendigsten äußeren Angaben, die er durch die Aufführung seiner Hauptschriften ergänzt.

Der Adressat dieses Schreibens ist unbekannt,**) zur Veröffentlichung dürfte es keinesfalls bestimmt gewesen sein. Dennoch hätte sich Winkelmann über die in den „Litteraturbriefen“***) erschienene „Lebensskizze“ kaum so scharf geäußert, falls er gewußt hätte, daß dort nur dieser sein eigener Brief abgedruckt sei. — Den Freunden gegenüber klagt er wiederholt über die völlig irrigen und — wie er annimmt — bisweilen böswillig verbreiteten Ansichten, die man jenseits der Alpen von seinem Leben und seinen Plänen habe. In der That mochten die Nachrichten, welche die gelehrten Zeitungen von den Tugenden und Würden Winkelmanns zeitweilig brachten, den deutschen Philister verlocken, seinen Lands

*) Ähnlich schreibt Winkelmann am 10. Oktober 1758 an Dr. Uden: „Ich kann sagen, ich habe in Italien erst angefangen zu leben.“

**) Daßdorf (f. u.) schließt auf den Kriegsrat Marburg in Berlin, Rosetti (f. S. 5 Num. **) wohl richtiger auf Genzmer. Der Brief selbst ist publiziert in: „Unterhaltungen“. Hamburg, C. D. Ebeling. VII. 1769. Stück III, S. 202 ff. Vergl. Daßdorf (f. S. 9 Num. ††) S. 116—120, Förster (Winkelmanns Briefe 1747—1766. Berlin 1824—25. 3 Bde.; im Folgenden stets: „Förster“ citiert) Nr. 218, Herders „Adrastea“ VI, S. 11—16.

***) XVI, S. 183—188. Am 4. Mai 1761 schreibt er an Franke: „Es hat sich jemand unterstanden, in den neuesten Briefen der Litteratur, mir etwas anzudeuten, unter dem Titel: Leben und Wunder Joh. Winkelmanns, aus Stendal &c. Weiter aber weiß ich nichts. Es wird sich indessen, hoffe ich, einer meiner Freunde finden, welcher denselben antwortet. Man giebt vor, es sei ein Brief von mir an jemand geschrieben, welcher nicht wahr ist.“ Vergl. darüber die Anmerkung von Förster, Brief Nr. 282. X, S. 284.

mann, der jetzt als Proselyt in Rom sein Glück gemacht und im freien Verkehr mit Prälaten und Prinzen zu europäischer Berühmtheit gelangt war, an die dürftige Vergangenheit zu mahnen und gleichzeitig sich selbst eine gewisse Bedeutung zu geben. Auf wie schwankender Grundlage solche Versuche gemacht wurden, beweist schon der Umstand, daß in dem ersten, im „Altonaischen gelehrten Mercurius 1764“*) erschienenen biographischen Aufsatz erst durch vier Punkte bewiesen wird, daß „der Herr Johann Joachim Winkelmann, ehemaliger Konrektor der Schule in Seehausen, auch der igeige Präsident der Altertümer und Abt, Herr Johann Winkelmann zu Rom sei“. Der Verfasser dieses, „Charakter und kurzgefaßte Lebensgeschichte des Herrn Präsidenten und Abt Winkelmann zu Rom“ betitelten Aufsatzes sagt mit Recht, er habe mit Winkelmann „ehemals in enger Verbindung und Bekanntschaft“ gestanden, denn es ist sein ehemaliger Rektor von Seehausen, Paalzow, aber nicht minder berechtigt ist Winkelmanns Grimm über diesen „mitleidigen Stümper“, der ihn nur „bis an die Schulgrenze habe erreichen können“. Ist doch Paalzows Bericht an Taktlosigkeiten wie an Unrichtigkeiten gleichermaßen reich. Daß er schon an dem jungen Winkelmann „Proben einer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen alle höheren Wissenschaften“ entdeckt und von ihm behauptet, er sei „um die Ausbesserung seiner Muttersprache wenig bekümmert“ gewesen, mochte nur zu einem Lächeln Anlaß geben, bedenklicher aber war bereits die Angabe, Winkelmann sei vom Grafen Büchau mit hundert Dukaten Reisegeld nach Italien entsandt worden, um dort Ankäufe für des Grafen Bibliothek zu machen, es sei ihm jedoch „die Lust vergangen“, wieder nach Sachsen zurückzukehren. Begreiflich, daß Winkelmann diese Biographie einen „elenden Wisch“ und ihren Verfasser einen „jämmerlichen Schmierer“ nannte!**). Andererseits enthält diese Schrift schätzenswerte Angaben über Winkelmanns frühere Lebensweise und auch wenigstens einzelne treffende Bemerkungen über seinen Charakter. — Man wandte sich damals aus Deutschland auch unmittelbar an ihn, um von ihm selbst Nachrichten über sein Leben zu erlangen***), aber er wies die Fragesteller ab, „weil es wenigstens noch zu früh“ sei, und weil er später eine Selbstbiographie verfassen wollte. „Die Deutschen“ — so schreibt er am 8. Dezember 1764 an Usteri — „haben nicht Geduld, höchstens noch ein zehn Jahre zu warten, bis ich zu meinen Vätern gehen werde, um die Wahrheit zu erfahren, die ich Ihnen geschrieben in aller Aufrichtigkeit nach mir lassen will. Mein

*) Stück 16—19, dann separat o. D. u. S. 1764. 8°.

**), Vergl. Brief vom 8. Dezember 1764 an L. Usteri, Förster Nr. 298, und vom 21. Januar 1765, Förster Nr. 304; ferner vom 18. Februar 1767 an Stosch, Förster Nr. 386: „Wie die Deutschen in dem Mist wühlen, und Eideeln fressen wollen, da sie Brod haben, kann beigelegtes Papier von dem Rektor Paalzow in Seehausen zeigen, es ist dessen eigene Hand, und mir vor weniger Zeit von jemand zugehickt. Mich deucht, es sey eine Ankündigung der Nachrichten zu meinem Leben aus Schul- und Universitätsmatrikeln.“

***), Vergl. Brief vom 23. Juni 1764 an den Baron von Medesol, Förster Nr. 287, und Brief vom 26. Juli 1765 an Berendis, Förster Nr. 319.

Bildnis soll so wahr in denselben erscheinen, als ich habe zu handeln gewünscht.“ —

Sein plötzlicher Tod machte die Vereitelung dieses Vorzuges doppelt schmerzlich. Er traf die gesamte deutsche Gelehrtenwelt „wie ein Donner- schlag“, das Schicksal des Ermordeten war „vier Wochen lang der Stoff aller Gespräche“ und nähere Kenntnis von seinem Leben wurde Bedürfnis und Ehrenpflicht zugleich. Aber nur langsam und spärlich leistete man ihr Genüge. In C. D. Ebelings „Unterhaltungen“ (Hamburg) erschien im September 1769 (Band VIII, Stück III, S. 195 ff.) ein anonymes Aufsatz „Einige Nachrichten von dem Leben des Abts Winkelmann“, welcher in einer Erweiterung der Biographie Paalzows bestand. Die Zusätze darin waren zumeist unwesentlich und zum Teil irrig. Berichtigt werden vor allem die verwirrten Nachrichten, welche Paalzow über die Zwischenzeit von Winkelmanns Thätigkeit beim Grafen Büchau bis zur Übersiedelung nach Rom gegeben hatte; auch die letzte Lebenswoche wird eingehend behandelt, jener Brief Winkelmanns vom 8. Dezember 1762 und ein Verzeichnis der Werke beigelegt, und über Winkelmanns Religionswechsel ein maßvolles Urtheil gefällt. — Immerhin konnte dieser übrigens in eine höchst bescheidene Form eingekleidete biographische Versuch die Worte seines strengen Kritikers in Klopfs „Deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften“ (Halle 1770, S. 731 ff.) nicht unberechtigt erscheinen lassen: „... Es bringt Deutschland keine Ehre, daß das Leben eines Mannes, der so sehr Epoche gemacht, als Winkelmann, zuerst einem so elenden Schriftsteller in die Hände fallen müssen. Möchte doch jemand, der der Sache gewachsen wäre, uns bald eine wahre Biographie unsers Winkelmanns geben, in welcher wir ihn ganz, den Menschen und den Schriftsteller, kennen lernten!“ — Dieser Kritiker selbst war dieser Aufgabe freilich ebenso wenig gewachsen, wie der Kritisierte. Man höre nur, wie er Winkelmanns Religionswechsel zu erklären sucht! „Winkelmann war überaus hitzig und precipitant. Sobald er also von dem Grafen [Büchau] weg war, und nicht gleich wußte, was er anfangen sollte, reiste er nach Dresden, wandte sich an Bianconi, und ward plötzlich katholisch.“ —

H. N. Zuesli, welcher in dieser Kritik mit gutem Grund zu einer Biographie Winkelmanns aufgefordert wird, ward dieser Aufgabe durch andere Arbeiten ebenso entzogen*), wie Winkelmanns ehemaliger Kollege an der Bücherei der Bibliothek, N. M. Franke, in Hinblick auf dessen Plan sich Justus Riedel in der Vorrede zur Wiener Ausgabe der „Geschichte der Kunst des Alterthums“ (1776) nur auf eine vorläufige „Lebens- skizze auf Grund derjenigen Paalzows und einzelner Nachrichten von Hagedorn, Heyne und Lippert“ beschränkt.**)

*) Auch C. G. Heyne folgte der an ihn öffentlich ergangenen Aufforderung, Winkelmanns Biographie zu schreiben, nicht.

***) Am besten unterrichtet ist er über die letzten Zeiten, besonders über den Wiener Aufenthalt.

aber geht eine Einleitung in die „Kunstgeschichte“ voraus, welche deren Wert im Hinblick auf die früheren Leistungen der archäologischen Wissenschaft erörtert, und damit wird ein Thema berührt, welches zunächst in den Vordergrund treten und früher eine ausgiebige Behandlung finden sollte als Winkelmanns Lebensschicksal: die Bedeutung seines Lebenswerkes.

Den Anlaß hierzu gab die vom Landgrafen Friedrich II. von Hessen 1777 gestiftete Fürstlich Hessische Gesellschaft der Altertümer zu Cassel, die in ihrem ersten Preisauschreiben die für ihre Zwecke charakteristische Aufgabe stellte: „L'Eloge de Mr. Winckelmann, dans lequel on fera entrer le point où il a trouvé la Science des Antiquités, et à quel point il l'a laissée.“ Nur zwei Arbeiten gingen ein, jeder von ihnen aber gebührt in der Winkelmann-Bibliographie ein Ehrenplatz. Die gekrönte hatte Christian Gottlob Heyne*), die ungekrönte keinen Geringeren als Herder zum Verfasser. Beide feiern Winkelmann als den Reformator der Altertumswissenschaft, die er von der früheren Kleinigkeitskrämerei und Kompilation befreit, beide weisen auf das Erbteil hin, welches er den deutschen Archäologen hinterlassen: Heyne in seiner trockenen, streng sachlichen Art; Herder voll Kraft und Schwung, in begeisterter Sprache, allgemeingültige Ideen über Kunst und Kunstgeschichte einfließend, die auch noch für die heutige Forschung zu Recht bestehen. blieb diese Schrift unter den Akten der Casseler Société verborgen, so drang dagegen das Lob, welches ihr Verfasser in den „Fragmenten über die neuere deutsche Litteratur“**) spendete, sogar über die Alpen, und Winkelmann bitter seine Schweizer Freunde, dem ungenannten „Pindarischen Verfasser“ seines „schön gedachten Lobes“, den er für ihren Landsmann hält, seinen Dank auszusprechen.***)

Erst 1781 wurden einzelne der bereits in dieser „ungekrönten“ Preisschrift niedergelegten Gedanken von Herder im Anschluß an seine Nekrologe Lessings und Eulers für Wielands „Deutschen Merkur“ (Bd. III, S. 154 ff.) verarbeitet.†)

Das biographische Material war inzwischen durch Veröffentlichungen der Briefe Winkelmanns wesentlich gefördert worden, besonders durch die stattliche Sammlung von C. W. D a s s d o r f ††), welche eine Reihe weiterer

*) Lobsschrift auf Winkelmann. Cassel 1778. 8°. Sie ward vielfach nachgedruckt und übersezt, während die herrliche Arbeit Herders erst 1882 von Dr. Albert Dunder herausgegeben wurde. Vergl. Denkmäl Johann Winkelmanns. Eine ungekrönte Preisschrift Johann Gottfried Herders aus dem Jahre 1778. Nach der Casseler Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit litterarhistorischer Einleitung versehen von Dr. Albert Dunder. Cassel 1882. 8°.

**) Ausg. Euphan I. S. 218 ff. Vgl. „Kritische Wälder“ III, 7 ff. u. 186 f.

***) Vergl. Brief an Usteri, 2. Januar 1768, und an von Meckeln, 13. Januar 1768, Förster Nr. 451 u. 455.

†) Vergl. Dunder a. a. O. S. XXIII.

††) Winkelmanns Briefe an seine Freunde. Mit einigen Zusätzen und litterarischen Anmerkungen. 2 Bde. Dresden 1777 und 1780.

Publikationen) anregte, zunächst aber wußte man diesen Schatz nur unvollkommen zu nützen. Am besten verwertete ihn noch Huber in der Vorrede zu seiner französischen Ausgabe der „Kunstgeschichte“ (Leipzig 1781), welchem 1802 (Paris) H. J. Janßen folgte.***) Vor allem fehlte auch in den Briefen genügender Aufschluß über das Leben Winkelmanns vor seiner Übersiedelung nach Dresden. — Nur langsam ward diese Lücke ausgefüllt. Ein kleiner Aufsatz „Winkelmanns Leben und Charakter“ in M. C. Vorhecks „Pädagogischem Museum“ Leipzig 1780 (V, S. 34—75), welcher auf einige authentische Nachrichten des ehemaligen Direktors in Stendal Friedrich Rudolph Walther zurückging, wurde nur wenig bekannt, und Johann Gurlitts „Biographische und literarische Notiz von Johann Winkelmann“ (Magdeburg 1797)***) geht in ihrer Schilderung des Gelehrten auf Heyne zurück, während für die persönliche Charakteristik nicht einmal die Briefe genügend berücksichtigt sind.

Das Verdienst, diesen Mangel zuerst erkannt und beseitigt zu haben, gebührt dem Professor an der Universität zu Dorpat Karl Morgenstern. Dessen daselbst am 12. Dezember 1803 gehaltene akademische Rede „Johann Winkelmann“ hat in der That auf eine hervorragendere Stelle in der Winkelmann-Literatur Anspruch, als ihr bis jetzt zugewiesen wurde. Ihr Programm ist eine Ergänzung der früheren Schilderungen, die neben dem Gelehrten den Menschen vergessen hatten.

Nach kurzer Übersicht über Winkelmanns Lebensgang, in welchem freitige und viel umstrittene Dinge, wie der Religionswechsel und die verhängnisvolle Schwermut bei der Rückkehr über die Alpen, mit seltener Unparteilichkeit und hohem psychologischem Feingefühl erörtert werden, wird der Umriss einer Charakterisierung versucht. Galt es doch, die Verdächtigungen niederzuschlagen, welche Reider und Frömmler und Gelehrte niederen Ranges mehr oder minder deutlich erhoben hatten. Der Bedeutung dieser Aufgabe war sich Morgenstern ganz bewußt. Mit anerkennenswerthem Dreimut sagt er, der „seine Menschenkenner“ Heyne

*) Winkelmanns Briefe an seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778. Geschichte von Winkelmanns Briefen an seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778. Winkelmanns Briefe an einen seiner vertrauesten Freunde (Muzelle-Stojch) in den Jahren 1756—1768, nebst einem Anhang von Briefen an verschiedene andere Personen Berlin 1781. 2 Teile. Lettres familières de Mr. Winkelmann, traduites de l'allemand. Amsterdam 1781. 2 Bde. (Herausgeber: H. J. Janßen) Vergl. Overdon 1782 und 1784. Winkelmanns Briefe an einen Freund in Piesland (v. Berg), herausgegeben von N. N. Voigt. Koburg 1784. Briefe von Winkelmann an Genzmer, in: Monatsschrift von und für Mecklenburg 1791. (Vergl. Zeitung für die elegante Welt 1805. 19.) Briefe von Winkelmann an C. L. Hagedorn, herausgegeben von Torkel Baden. Leipzig 1797. Briefe von Winkelmann an den Dr. Uden in der Zeitung für die elegante Welt 1805.

**) Auch die italienischen Ausgaben von Amoretti (Mailand 1779) und Jea (Rom 1783 ff.) benutzen sie.

***) Spätere Nachträge in drei Schulprogrammen, Hamburg 1818—1821, in die auch der Aufsatz von Dr. Uden in Stendal: „Aus Winkelmanns erster Lebenshälfte“ — neben den vereinzeltten Nachrichten von Vossler, Genzmer u. a. Hauptquelle für die Jugendzeit — eingefügt ist.

habe für einen Winkelmann „keinen zureichenden Maßstab in sich finden können“. Er tadelt es, daß in der Dafsdorfschen Briefsammlung „manches derbe Urtheil, mancher Kernspruch, der uns den en haut relief Gebildeten zeigte, wie er war, ängstlich hinweggelassen sei, damit ja niemand Ärger nis nähme“. Er erwidert eine zweideutige Bemerkung (Gurlitts*) mit den Worten: „Winkelmann ist einer der wenigen klassischen Schriftsteller, die, näher gekannt, auch als Menschen herzliche Achtung und Liebe einflößen: einer der Seltneren, deren Wesen die schonende Hand der leise Berührenden verschmähte, weil er der Schonung nicht bedarf.“ — Das ist eine große, vornehme Sprache, wie wir sie zuvor nur bei Herder finden! — Und auch die folgende Charakteristik selbst bezeugt Größe und Vornehmheit der Auffassung und erhebt sich über das Durchschnittsmaß derartiger Schilderungen. Allgemeingültige Gesichtspunkte stehen an der Spitze. Wissenschaft, Kunst und Leben werden als Bethätigungen dreier Vermögen, des „betrachtenden“, des „darstellenden“ und des „handelnden“ gefaßt, und die Ausbildung derselben in Winkelmanns „Charakter“ auf Grund der in seinen Briefen enthaltenen Selbstbekenntnisse bestimmt. Das auf diesem Wege gewonnene Gesamtbild dürfte wesentlicher Züge kaum entbehren. Willenskraft, Wahrheit, Ruhmbegierde bei Bescheidenheit und Hingabe, Mannheit und Freiheitsinn, Patriotismus, Dankbarkeit, kindliche Schlichtheit im Leben wie im Handeln — das sind nach Morgenstern die Eigenschaften Winkelmanns des Menschen; klares Auffassungsvermögen, trefflich geschult und durch Schönheitsinn geleitet, Kombinations- und Divinationsgabe, Phantasie und Gedächtnis, kritische Begabung und systematischer Sinn, dazu ein vollendetes Formgefühl für Kunst und Sprache — diese Fähigkeiten schufen Winkelmann den Forscher.

Diese — von akademischer Gespreiztheit und Manier abgesehen — auch stilistisch wohl gelungene Schilderung ist im Hinblick auf Goethes Aufsatz doppelt beachtenswert: durch ihre Quellen, wie durch ihre Methode. Morgenstern stützt sich zum erstenmale ausschließlich auf Winkelmanns eigene Aussagen: zum erstenmale verwertet er das in den Briefen niedergelegte biographische Material ausgiebigst und mit philologischer Genauigkeit und gelangt hierdurch zu neuen sachlichen Ergebnissen, zu trefflichen Zeugnissen gegen frühere Ansichten. Aber er entwirft zugleich ein Charakterbild, wie es keinem seiner Vorgänger gelungen war, und er dankt dies seiner pragmatischen Methode, bei welcher er die einzelnen Eigenschaften und Fähigkeiten des Geschilderten unter allgemeingültige biographische Gesichtspunkte gruppierend zusammenfaßt. Dies ist — freilich in einer rhetorischen Form — prinzipiell ein ähnlicher Weg, wie ihn Goethe einschlägt, und in der That führte dieser Weg stellenweise auch zu

*) Bei Gurlitt fand sich (a. a. D. S. 23) folgendes Urtheil über Heynes Lobskrift: „Seine [Winkelmanns] Fehler berührt er als Freund und Verehrer desselben nur mit leiser Hand, und wendet schonend den Blick von den Merkmalen der Menschlichkeit hinweg, die Winkelmannen so gut, als vielen andern großen Männern, anbingen.“

den gleichen Ergebnissen. Steht doch schon Morgenstern den Freundschaftskultus Winkelmanns als ein Hauptmotiv seines Lebens hervor, betont seinen Schulmeistertrieb und feiert ihn als „antiken“ Menschen. Sicherlich ein treffliches Zeugnis für die Art, in der der vielbeschäftigte Dorpater Professor*) Winkelmanns Schriften studierte und sich in sein Wesen vertieft! —

Seine Rede war 1803 gehalten worden und erschien in unveränderter Form 1805**. — es braucht aber kaum erst betont zu werden, daß Goethe sie wohl nicht kannte, sicherlich nicht benutzte. Abgesehen von den obigen Analogieen bleibt sie für uns nur deshalb interessant, weil sie zeigt, was die vornehmere geistige Welt Deutschlands damals von einer Biographie Winkelmanns erwartete: keine wissenschaftliche Schilderung des Gelehrten, wie sie Heyne angebahnt, sondern vor allem ein Charakterbild des Mannes, wahrheitsgetreu, aus ungetrübten Quellen, aber von einer kongenialen Persönlichkeit entworfen.

Das war die Aufgabe, die Goethe löste.

Wenn irgend einer, so war er dazu berufen. Goethes Verhältnis zu Winkelmann hat in verschiedenen Lebensepochen eigenartig gewechselt. Zuerst, in Leipzig, ward es durch ein äußeres, vorwiegend persönliches Interesse bestimmt. Es war dort die naturgemäße Folge der Beziehungen zu Tser, der nicht müde ward, von den mit Winkelmann gemeinsam verlebten Dresdner Tagen zu erzählen und die damals entstandenen Schriften des Freundes***) zu erörtern. Hatte er doch an den letzteren nicht unwesentlichen Anteil! Begreiflich, daß seine Hörer „es für kein geringes Glück achteten, aus derselben Quelle zu schöpfen, aus der Winkelmann seinen ersten Durst gestillt hatte“. Man darf freilich auch nicht vergessen, daß damals das Studium der Winkelmannischen Werke bei jeder ernsthaften Beschäftigung mit Kunst und Altertum als unerläßlich galt†), aber dieses Studium führte unmittelbarer als bei anderen Autoren stets auf die Persönlichkeit des Verfassers zurück, die ein ganz eigenartiger Nimbus umgab, und es war nur ein Abbild der allgemeinen Stimmung, wenigstens der Jüngeren, wenn der Goethische Kreis an Tser's „leidenschaftlicher Verehrung“ für Winkelmann andächtig teilnahm. Und dieses

*) Morgenstern war „Ruff. kais. Hofrat, ordentl. Professor der Beredsamkeit und altklassischen Philologie, der Aesthetik und der Geschichte der Litteratur und Kunst an der Universität, Direktor der Universitätsbibliothek und des akademischen Museums“.

***) Die Vorrede ist vom 8. Juli 1804 aus Dorpat datiert. In ihr gedenkt Morgenstern der Antündigung, welche Goethe von seiner Herausgabe der Briefe an Verendis in Nr. 26 des Intelligenzblattes der Senatsden Allgemeinen Litteraturzeitung 1804 erlassen hatte, und beklagt, daß es ihm nicht gelungen sei, diese Briefe noch vor dem Abdruck seiner Schrift einzusehen.

****) „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“. 1755. Ferner: „Zwischreiben über die Gedanken zc.“ und „Erläuterung der Gedanken zc.“, und „Beantwortung des Zwischreibens“. 1756.

†) Goethe selbst sagt: „Bei allen Verhörungen . . . welche sich auf Kunst und Altertum bezogen, hatte jeder stets Winkelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt wurde.“

ehrfurchtsvolle Interesse an Winkelmanns Persönlichkeit steigerte sich naturgemäß, als sein Besuch in der Heimat gemeldet wurde. Alle Welt sah seiner Rückkehr mit Spannung entgegen, und der Leipziger Freundeskreis verabredete „Mitt und Fahrt nach Dessau“, um den gefeierten, aus Efers Schilderungen schon so wohlbekannten Mann, wenn nicht zu sprechen, so doch wenigstens zu sehen. „Efer war selbst ganz erlittet, wenn er daran nur dachte.“ — Da kam die furchtbare Botschaft von der Ermordung des Erfekten. Dem Ruhmeskranz des Forschers und dem Nimbus der auf selbstgewähltem Pfade in der Ferne erreichten Größe gesellte sie die Märtyrerkrone. Der junge Goethe vernahm die Trauerkunde im Hof der Pleißenburg unterhalb Efers Studio, und gerade ihn traf sie wie ein „Donnerschlag“, als eine gewaltige Mahnung an die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit irdischen Wirkens, an die Notwendigkeit des „l'arde diem!“ — Es mußte ihn um so stärker packen, als er kurz darauf durch den Blutsturz selbst dem Tode ins Auge schaute. Von diesen trüben Tagen des Krankenlagers an mochte Goethes liebevolles psychologisches Interesse an Winkelmanns Person datieren, und es blieb fortan, bisweilen vielleicht unbewußt, die Basis aller seiner mit Winkelmanns Namen verbundenen oder zu verbindenden Beschäftigungen. In denselben trat dann unter Einfluß äußerer Verhältnisse das wissenschaftliche Element mehr und mehr in den Vordergrund. Winkelmanns Schriften, vor allem Winkelmanns Kunstgeschichte, wurden Goethes Führer beim Studium der Antike, Goethes psychologisches Interesse an ihrem Verfasser wird ausgelöst durch die Empfindung des selbständigen Schülers, der beim Fachmann Belehrung sucht. Dies Verhältnis bleibt im wesentlichen unverändert von den Tagen, in denen ihm die Mannheimer Antiken Winkelmanns Äußerungen ins Gedächtnis zurückrufen, bis zum Antritt der italienischen Reise, ja bis zu seiner wissenschaftlichen Einbürgerung im antiken Rom. Da aber macht sich bald von neuem das persönliche Interesse geltend und nun weit machtvoller als zuvor. Neben das Studium der archäologischen Schriften tritt die Lektüre von Winkelmanns Briefen. In Leipzig hatte ihn der Freund Efer, der eigenartige Charakter, der gefeierte Denker, der unglückliche Tote gefesselt — in Rom gesellt sich diesem allgemeinen psychologischen Interesse die individuelle, auf geistiger Wahlverwandtschaft beruhende Neigung. Er vernimmt in den Briefen das Echo seines eigenen Empfindens, sieht ein Abbild seiner eigenen Gestalt; er vernimmt in dem Selbstbekenntnis des Lehrers und geistigen Freundes die nachträgliche Rechtfertigung seines eigenen Weges „den Sachen in Rom nachzugehen“. Wir verstehen es, wenn Goethe in Bezug auf Niedesfel sagt*): „Zehr gern habe ich mich immer in solchen Wesen bespiegelt, die das besitzen, was mir abgeht“, aber wir verstehen es noch besser, wenn Goethe Winkelmanns Briefe „mit Nührung“ liest, wenn er von ihm

*) Brief, Girgenti, 26. April 1787. I, 3. 319.

schreibt*): „Vor 31 Jahren, in derselben Jahreszeit kam er, ein noch ärmerer Narr als ich, hierher; ihm war es auch so deutsch ernst um das Gründliche und Sichere der Antertümer und der Kunst. Wie brav und gut arbeitete er sich durch! Und was ist mir nun aber auch das Andenken dieses Mannes auf diesem Plage!“ — Von nun an war seine Beschäftigung mit Winkelmann durch ein neues zartes Band geweiht, das selbst da durchschimmert, wo er die Unzulänglichkeit der Winkelmannschen Forschung betont, und Winkelmann blieb ein stiller Genosse seines Innent Lebens. Als sich Gelegenheit zu einer Lebensskizze Winkelmanns bot, brauchte er nur „ins Enge zu bringen“, „was er über ihn in . . . vielen Jahren im Geist und Gemüt herumgetragen“. Anlaß hierzu fand sich, als sich Goethe durch die ihm von der Herzogin Amalia übergebenen Briefe an Berendis in Stand gesetzt sah, das beste und ihm selbst liebste Material zu einer Winkelmann-Biographie ansehnlich zu vermehren. Da entschloß er sich zu einer „Schilderung des außerordentlichen Mannes“, und zwar „auf mannigfaltige Weise“, für welche „die werten Freunde Wolf in Halle, Meyer in Weimar, Fernow in Jena ins Interesse gezogen wurden“. Zunächst gelangte Winkelmann selbst zum Wort: seine „Briefe an einen Landsmann, Schulfreund und Hausgenossen“ eröffnen das Buch. Stimmungsbilder voll dramatischer Lebendigkeit ziehen vorüber; in rüchhaltigen Selbstbekennnissen an den, mit dem ihn die beständige Freundschaft verband, tritt er uns klar und unmittelbar vor Augen. Dieser objektivsten Kennzeichnung seiner Persönlichkeit folgte dann die objektive Kennzeichnung des Hintergrundes, von welchem sie sich abhebt: Meyers Kunstgeschichte, und dieser Charakter bleibt auch in der zweiten und dritten der folgenden biographischen „Skizzen“ von Meyer und von Wolf gewahrt, welche Winkelmanns „Einfluß, Wirken und Verdienste in der Kunde der Antertümer eigens ausführlich betrachten“. Zwischen diese objektive Berichterstattung schiebt sich nun als erste der „Skizzen“ Goethes Aufsatz ein: zwischen den Sachleuten ergreift der Psycholog und Menschenkenner, zwischen den kühlen Kritikern der seelisch und geistig Vertraute, der wahlverwandte Denker und Dichter das Wort. Auch er führt es in rein sachlicher Form, gemessen, in klassischer Ruhe, aber bei ihm bleibt eben lediglich die Form objektiv, der Inhalt ist echt subjektiv, greift so tief und erhebt sich so hoch, daß neben ihm alle früheren verwandten Bestrebungen auf dem gleichen Gebiet zu stammelnden Versuchen herabsinken. Das, was dieser biographischen Skizze ihre wahre Größe giebt, beruht auf der Vereinigung aller oben hervorgehobenen Vorbedingungen in Goethes eigener Natur und eigenem Leben mit seiner rein poetischen Kraft, eine Vereinigung, deren Ergebnis die wunderbare Verbindung von Subjektivität und Objektivität in dieser Charakterschilderung ist.

In dem Augenblick, wo Goethe daran geht, seine Gedanken über

*) Brief, Rom, 13. Dezember 1786. I, S. 189.

Winkelmann „ins Enge zu bringen“, gewinnt in ihm der Künstler die Oberhand. Der Genosse seines Innenlebens wird zu einem Geschöpf seiner Darstellungskunst, dem er ähnlich gegenübersteht, wie den Helden seiner Dichtung, dem er, wie diesen, nur in unmittelbarem Anschluß an thatsfächlich Gegebenes, Geist von seinem Geiste, Seele von seiner Seele einhaucht. — Das biographische Quellenmaterial war längst durchgearbeitet und durchlebt, von allen Seiten strömt nun der Stoff zu, mühelos bieten sich die Belegstellen dar. Dabei eint sich dann zeitlich und räumlich Getrenntes vor dem Dichterblick zu einem organischen Ganzen, über welchem als verbindende Macht ein gemeinsamer und allgemein gültiger Gesichtspunkt aufsteht, und solcher Gesichtspunkte eröffnet sich eine ganze Anzahl, deren Gesamtheit dann das ganze Lebensbild spiegelt.

So ist dieser Aufsatz zu Goethes „bester Charakteristik“ geworden. Wieviel dazu Goethes persönliche Erfahrung und sein Verhältnis zu Winkelmann beitragen, hat schon Wilhelm von Humboldt betont. „Die Betrachtung Winkelmanns nach seinen einzelnen Lebensmomenten“ — so schreibt er am 12. April 1806 an Goethe — „ist unvergleichlich. Es sind Stücke darin, die zu dem Größtesten gehören, was je ausgesprochen worden ist. Aber es ist wunderbar, daß eher alle Art des Wissens, Metaphysik, selbst, so wenig auch viele Sinn dafür haben, Poesie Eingang findet und gehörig gewürdigt wird, als die Resultate tiefer Lebensansicht. Auf der andern Seite ist es freilich auch wieder natürlich. Zu verstehen, wie sich in wenige Worte Jahre zusammenziehen, muß man Jahre mit eben dem Sinne durchgegangen sein.“*) —

Die glänzendste Würdigung nach dieser Seite hin erfährt dieser Aufsatz, wenn Herman Grimm**) ihn als das ideale Vorbild für eine Goethebiographie bezeichnet; aber dasselbe wäre nur dann erreichbar, wenn die Verfasser dieses Zukunftswerks zu Goethe eine ähnliche Stellung behaupten könnten, wie dieser zu Winkelmann!

*) Wie Goethes Arbeit von weniger hervorragenden Beurteilern aufgenommen wurde, zeigt am besten die Bemerkung Heinrich Zuechlis (Allgemeines Künstlerlexikon, unter „Winkelmann“ S. 6105): „Noch weit umfassender . . . als alles übrige, was in Betreff Winkelmanns seit seinem Tode geschrieben worden, ist die Stütze zu seiner Schilderung in dreierlei Aufsätzen von Seite der drei bekannten Weimariſchen Kunstfreunde. Wahr ist's, dieselben geben, unter mannigfaltigen (oft seltsamen) Rubriken, gewöhnlich von allgemeinen Betrachtungen aus, zu welchen die Künstler und Dilettanten unter unsern Lesern sich nicht immer zu erheben geneigt sein dürften, und zeigen dann frehlich wieder von spekulativen Höhen solcher Art (vor denen bekanntlich Winkelmann selber so schwindlich wurde) mit ungemein feuchtharer Anwendung wieder auf das Individuum Winkelmann nieder.“

**) „Goethe im Dienste unserer Zeit“. „Deutsche Monatschau“ 1886. XLVII, S. 431—470. Derselbe Gedanke ist übrigens schon in der Kritik des „Winkelmann“ in der Halleischen Allg. Litt.-Zeitg vom 19.—22. August 1806, Sp. 337—363 ausgesprochen: „Goethe schrieb jetzt Winkelmann und sein Jahrhundert, ein kommender Winkelmann schreibt vielleicht dereinst — Goethe und sein Jahrhundert.“

II.

Will man die Bedeutung des Leipziger Studienaufenthaltes für Goethes Bildungsgeschichte kurz bezeichnen, so kann man sagen, daß ihm dort die Resultate der letzten Entwicklungsperiode des deutschen Geisteslebens vermittelt wurden.

Da traten ihm als Beherrscher auf dem Gebiete der poetischen und künstlerischen Theorie zwei Männer entgegen: Lessing und Winkelmann. Durch Öser wurde ihm die Kenntnis der Schriften Winkelmanns vermittelt, von der leidenschaftlichen Verehrung des Lehrers wurde auch der Schüler ergriffen und mit Jubel vernahm er, daß der große Altertumsforscher aus Italien zurückkehren und ihm so die Möglichkeit werden sollte, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Durch die Nachricht von Winkelmanns Ermordung am 8. Juni 1768 wurde die freudige Erwartung in allgemeines Trauern verwandelt.

Das Schicksal versagte ihm eine persönliche Begegnung mit Winkelmann; aber die Anschauung vom Wesen der alten Kunst, die dieser begründet hatte, wirkte in Goethe noch die folgenden Jahre, die er wieder im Vaterhaus verbrachte, fort. Die Dankbarkeit für Öser, von der uns seine Frankfurter Briefe Kunde geben, bezeugt, daß die edle Einfalt und stille Größe der Alten, die von Öser und seinem großen Schüler als Grundgesetz aller bildenden Kunst verkündet worden war, bei Goethe damals noch in unbeschränkter Geltung stand.

Mit jener völligen Veränderung in seiner Auffassung des Wesens der Kunst, die in Straßburg eintrat*), verschwand Goethes Gläubigkeit gegenüber der Öser-Winkelmannschen Lehre. Die unbedingte Musterhaftigkeit der Alten galt ihm nicht mehr, an die Stelle der edel-schönen Kunst trat für ihn die charakteristische, der adäquate Ausdruck des inneren Lebens. Selbst als er im Mannheimer Antikensaal zum erstenmale einer größeren Anzahl von antiken Meisterwerken gegenüberstand, war dieses Schauen für die nächste Zeit von geringen Folgen.***) Erst mußte das brausende Gären der Jugend überwunden sein, ehe er wieder zu der Verehrung formenschöner griechischer Klarheit zurückkehren konnte.

Das geschah in Italien. Auf Schritt und Tritt begegnete ihm in Rom das Andenken des Meisters der deutschen Altertumsforschung, hier las er seine Kunstgeschichte voll Bewunderung und Dankbarkeit und versprach, sie nach der Rückkehr den Freunden zu kommentieren. Am 13. Dezember 1786 fielen ihm Winkelmanns Briefe, die er aus Italien geschrieben hatte, in die Hand.

Was er sich wünschte, das „innige Verhältnis zu einem meisterhaft Belehrenden, zu Winkelmann“ wurde ihm hier zu teil; der dauerhafte Winkelmannsche Faden leitete ihn durch die verschiedenen Kunstepochen

*) Vergl. die Einleitungen zu den Aufsätzen „Zum Shakespearestag“ und „Von deutscher Pantomime“ im 26. Bande unserer Ausgabe.

**) Dichtung und Wahrheit, II. Buch am Ende.

hindurch und zugleich ging ihm das tiefste Verständnis der Persönlichkeit des Mannes auf; immer entschiedener stellte er sich auf den Standpunkt des Urteils über die einzelnen Erscheinungen und der gegenseitigen Abschätzung der verschiedenen Zeitalter, den jener eingenommen hatte. Nach der Rückkehr in die Heimat befestigte er sich noch mehr in den in Italien gewonnenen Überzeugungen.

Aus dem Nachlaß ihres 1782 verstorbenen Schatulliers Berendis hatte die Herzogin Anna Amalia die Briefe erhalten, die von Winkelmann an ihn in den Jahren 1752—67 gerichtet worden waren.

Im Jahre 1799 faßte Goethe den Entschluß, diese Briefe zu veröffentlichen. Er las zu diesem Zweck während des sechswöchentlichen Aufenthaltes in seinem Garten die bereits gedruckten Briefe, die ersten Schriften und die Kunstgeschichte des großen Archäologen, sowie Herders Fragmente, ließ die Briefe an Berendis abschreiben und revidierte sie (Tagebuch 23.—25. August, 13. September 1799, an Schiller 21. August 1799).

Indessen vergingen noch fünf Jahre, bis der Voratz ausgeführt ward. Am 18. Mai 1802 macht Schiller an Cotta Mitteilung von der Absicht Goethes, eine von Meyer verfaßte Geschichte der Kunst im achtzehnten Jahrhundert, begleitet von eigenen Aufsätzen, herauszugeben. Aus Goethes Brief an Cotta vom 24. Dezember 1802 geht dann hervor, daß zwischen ihnen wegen dieses Werkes Verabredungen getroffen worden sind; Goethe hofft damals die Vollenbung noch bis zur nächsten Messe zu ermöglichen. Später ist der Plan umgestaltet worden und Winkelmann in den Mittelpunkt gerückt. In Nr. 26 des Intelligenzblattes der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1804 erschien unter dem Titel „Ungedruckte Winkelmannische Briefe“ eine Ankündigung (Bd. 31, S. 87 ff.), in der die Veröffentlichung jener im Besitze Anna Amalias befindlichen Sammlung versprochen wurde. Doch waren schon hier zwei der Briefe nicht erwähnt, die erst im Weimariischen Herder Album 1845 S. 455—461 abgedruckt wurden.*)

In der Ankündigung ist von den selbständigen Zugaben, welche die Briefe bei der Herausgabe begleiteten, noch nichts gesagt. Man kann daraus schließen, daß der Plan, bei dieser Gelegenheit Winkelmanns Persönlichkeit und Einwirkung in großen Zügen auf dem Hintergrunde seiner Zeit darzustellen, erst später entstanden ist.) Daß eine solche

*) Ein Grund für die Unterdrückung dieser beiden Briefe (vom 19. Dezember 1754 und 15. Juli 1757) läßt sich aus ihrem Inhalte nicht entnehmen. Vielleicht waren sie damals von der Sammlung getrennt und Goethen nicht zugänglich. Im Goethe-Archiv haben sich Abschriften von ihnen vorgefunden.

**) Wolf wurde während des Besanmensens in Leuchstädt im August 1804 zur Mitarbeit aufgefordert (Bernays, Goethes Briefe an Fr. Aug. Wolf S. 42; Briefwechsel Schiller-Cotta S. 453, Anm. 4). Am 9. September schrieb Niemer an Frommann: „Mit den Winkelmannianis sichts windig aus. Wolf hat noch nichts geliefert und G. hat jetzt mit seinem Götz und sonst zu thun.“ Doch waren damals die Briefe an Berendis bereits gedruckt. Siehe Niemer an Frommann 12. September 1801. Am 23. fragt Niemer nach der Revision der Kunstgeschichte.

Darstellung gerade in jenem Zeitpunkt unternommen wurde, erklären die damaligen Zustände der deutschen Kunstwelt. *)

Jene Grundanschauung von dem Wesen des griechisch-römischen Altertums und unserm Verhältnis zu ihm, die Winkelmann begründet hatte, war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die herrschende geblieben. Lessing, Schiller, Goethe, Wilhelm von Humboldt und die ihnen Nahestehenden hatten sie vertieft und weiter ausgebaut; auch die Brüder Schlegel und ihr Anhang waren noch nirgends wesentlich von ihr abgewichen. **) Sittliche Freiheit und schöne Form waren der Kunst wieder-gewonnen, als Bürger einer höheren Welt wandelten unsere Großen in der reinen Luft des Altertums, kaum hinabschauend in die Enge und den Nebel des deutschen Bürgertums, das in den Niederungen zu ihren Füßen ein enges Dasein in traurigen politischen Verhältnissen ohne höhere Ansprüche dahinlebte. In Goethes „römischen Elegien“, in Friedrich Schlegels Aufsatz „über die Diotima“ zeigt sich, wie weit die Verehrer des Griechentums sich von der Denk- und Fühlart der Menge entfernt hatten, man erkennt zugleich die Gefahr, die in der einseitigen Verehrung antiker Formenschönheit für die deutsche Eigenart lag. Die ganze Bewegung schien vielen auf eine Verleugnung der nationalen Vergangenheit und Gegenwart hinzuzielen, die, wenn sie das Volk in seinen breiten Schichten durchdrang, zum Verlust aller festen Grundlagen in Sitte, Religion und Staatsleben führen konnte. Denn nur zu leicht mochte jener edle künstlerische Egoismus, der für sich völlige Freiheit von allen hemmenden Banden verlangte, bei niedrigeren Naturen in gemeinen menschlichen Egoismus umschlagen, der auf Kosten aller andern schrankenlose Befriedigung der eignen Begierden fordert.

Um die Wende des 19. Jahrhunderts erfolgte ein Rückschlag gegen die herrschende Kunstanschauung. Nicht nur in Deutschland, fast gleichzeitig auch in England *lake-school* und Frankreich *Chateaubriand*, *Mad. de Staël* suchte man dem sinnlich-antiken Schönheitskultus eine auf christlicher Grundlage beruhende Kunst entgegenzustellen, die in Form und Gehalt an das lange verachtete Mittelalter anknüpfte.

Goethe und seine Freunde konnten diesen neuen Bestrebungen nicht gleichgültig gegenüberstehen. Sie fürchteten, daß unsere Dichtung von der endlich erreichten Höhe klassischer Vollendung hinuntergezogen, daß ihr die kaum errungene Freiheit geraubt werden könnte, indem sie in den Dienst anderer Interessen gezwungen würde. Trotzdem kam es zu keinem

*) Michael Bernays hat in seiner Einleitung zu Goethes Briefen an Friedrich August Wolf (Berlin 1868, S. 41 ff.) die innere Entstehungsgeschichte von Goethes „Winkelmann“ meisterhaft dargestellt. Vergl. auch Danzel, *Gesammelte Aufsätze*, herausg. von Otto Zahn, Leipzig 1855, S. 118—145; Goethe und die Weimariischen Kunstfreunde in ihrem Verhältnis zu Winkelmann.

**) Es sei zur näheren Begründung verwiesen auf Gettner, *Die romantische Schule* in ihrem inneren Zusammenhang mit Schiller und Goethe. Braunschweig 1850; Hamn, *Die romantische Schule*. Berlin 1870; Minor, *Klassiker und Romantiker*. Goethe-Jahrbuch 1889, S. 212 ff.

öffentlichen Zusammenstoß mit der Gegenpartei, bei dem der uralte Gegensatz zwischen Griechen und Nazarenern von neuem betont worden wäre. Erst im Jahre 1817 erfolgte in der Reise am Rhein, Main und Neckar (Kunst und Altertum I, 1) und in dem Aufsätze „Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst“ (ebenda I, 2) von seiten der Weimariſchen Kunstfreunde eine Erklärung gegen die inzwischen mächtig herangewachsene christlich-mittelalterliche Kunst.

Vorläufig begnügte sich Goethe, in seiner Dichtung nur um so entschiedener den alten Standpunkt zu wahren (die natürliche Tochter, Pandora, die Helena stammen aus diesen Jahren), und bei der Herausgabe der an Berendis gerichteten Briefe Winkelmanns die in diesem verkörperte Weltanschauung auch für die seinige zu erklären. Kein Wort der Abwehr oder des Tadels gegen die neuen Tendenzen der Zeit fiel; das strahlende Bild, das er seinem Helden errichtete, sollte allein allen, die sehen konnten, verkünden: Wollt ihr wie dieser im reinen Lichte echter Kunst und Menschheit wandeln, so flüchtet zu uns herauf in das Reich der Freiheit und Schönheit, das er uns eröffnet hat!

Winkelmann ist in Goethes Schilderung über menschliches Maß hinausgewachsen. Alles Kleine, Zufällige in seinem Lebensgang und Charakter ist ausgeföhrt; nur die großen Linien haben das Bild geformt: er erscheint als eine jener erhabenen Gestalten, die in ewiger Jugend unter den Nachkommen leben, weil alles Vergängliche von ihnen abgestreift ist.

„Skizzen zu einer Schilderung Winkelmanns“ sind die drei Arbeiten gemeinsam betitelt, die Winkelmann als Menschen, als Lehrer seiner Zeitgenossen und als Gelehrten darstellen. Von anderer Seite ist betont worden, daß hier eine ganz neue Form der Biographie gefunden sei.

Während sonst die Aufgabe des Biographen vornehmlich darin bestand, Leben und Wirken seines Helden nach dem äußeren Verlauf, seine Persönlichkeit in ihrer Entwicklung pragmatifch darzustellen, ist hier der Versuch gemacht, das Bild eines großen Mannes so, wie es sich auf dem Gipfel seiner Laufbahn darbot, zu zeichnen, seinen Charakter als ein Fertiges, Ganzes, seine Bedeutung für Mit- und Nachwelt von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu schildern.

Der Mangel äußerer biographischer Daten, der das Verständnis des Lesers erschweren könnte, wird dabei auf eine wahrhaft geniale Weise ersetzt. Die Briefe an den Freund, dem Winkelmann mehr als allen andern vertraute, sind an den Eingang gestellt, nachdem Goethe in kurzen Worten auf ihre Bedeutung und die Absicht der verbündeten Kunstfreunde bei Herausgabe des Werkes hingewiesen hat (S. IX—XVI). In diesen Briefen (S. 1—160) erzählt Winkelmann selbst alle wichtigen Thatsachen aus der eigentlich bedeutenden Epoche seines Daseins, zugleich tritt der Leser ihm so nahe wie möglich, indem er gleichsam aus des Helden eigenem Munde den unverfälschten Ausdruck seines eignen Wesens, die Schilderung seines Ringens und Leidens erhält. Das Wort

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein

bewährt sich auch an diesem Günstling des Glücks, und gewinnt ihm die wärmste menschliche Teilnahme. Zugleich werden auch die Kreise, in denen er sich in Dresden und Rom bewegt, uns durch die eigne Schilderung des Helden vertraut; indeßsen erfahren wir nichts über die allgemeinen Verhältnisse, die Zustände und Bestrebungen auf dem Gebiete der bildenden Künfte in seiner Zeit.

Diesem Mangel soll der „Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“, verfaßt von Heinrich Meyer, abhelfen, der zweite und bei weitem umfangreichste Teil des ganzen Werkes (S. 161—386). Die Arbeit war schon früher, ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Zweck der Verherrlichung Winkelmanns, geschrieben, ein Überbleibsel jenes älteren Planes von 1802, dem sie ihre Entstehung verdankte. Bereits am 4. Februar 1802 finden wir die Notiz in Goethes Tagebuch: „Vorlesung der Meyerschen Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts.“ So erklärt es sich, daß Winkelmanns in dieser Skizze kaum gedacht ist, trotzdem Meyer sie, wie aus Niemers Briefen an Frommann vom 1., 3., 7., 14. und 25. November 1804 hervorgeht, damals neu bearbeitete und auch Goethe Änderungen in ihr vornahm (siehe auch das Tagebuch vom 26. September, 23. und 24. Dezember 1804).

Diese recht trockene und äußerliche Darstellung der Kunst des 18. Jahrhunderts ist, wie schon Ulrichs*¹ hervorgehoben hat, neben der Geschichte der bildenden Künfte bei den Griechen Meyers bedeutendstes Werk. Ein Abschnitt darin (S. 206—213 „Bemerkung eines Freundes“) und eine Notiz auf S. 248 („Und auch — nachahmen“) ist von Fernow verfaßt.

Auf dem Unterbau der eignen Briefe und der historischen Gesamtdarstellung des Kunstzeitalters wird nun an dritter Stelle in den „Skizzen zu einer Schilderung Winkelmanns“ das überlebensgroße Bild des Helden aufgerichtet. Noch gewaltiger als wir es jetzt erblicken, war es ursprünglich geplant, nur die Hälfte des entworfenen Ganzen umfaßt das Vorhandene nach der Angabe Goethes im Vorwort. Unter die Hindernisse, die der vollständigen Ausführung des Unternehmens im Wege standen, ist vor allem der leidende Gesundheitszustand Goethes in der Zeit der Abfassung zu rechnen. Er hatte sich verpflichtet, noch vor Ostern 1805 die Skizzen zu liefern (an Schiller 21. Dezember 1804); aber als er zu Anfang des Jahres daran gehen wollte, nachdem die Briefe und Meyers Kunstgeschichte bereits abgedruckt waren (an Wolf 24. Januar), da wurde er im Januar und Februar wiederholt von erster Krankheit befallen, und am 20. Februar klagte er gegen Schiller, daß er noch immer nichts hervorbringen könne, trotzdem Niemer an diesem Tage Frommann berichten konnte, daß es mit Goethe sehr gut stehe, und er jetzt die übrigen Briefe

* Goethe und die Antike (Goethe-Jahrbuch III, 16).

von Winkelmann lese und studiere, um sich dessen Charakter noch mehr zu vergegenwärtigen und zusammenzufassen. Im März war wieder durch erneute Anfälle der Nierentolik die Arbeit mehrfach unterbrochen, bis endlich im April die Genesung eintrat. Die genaueren Daten über diese Krankheit sind in der Einleitung zu „Rameaus Nefte“ (Bd. 29, S. 6 ff.) zu finden. Diese Überetzung war Ende Dezember begonnen und ging neben der Schilderung Winkelmanns her. Sie diente in Bewährung des Grundsatzes: „Kein Stündlein schleiche dir vergebens“, die Tage des Leidens, so weit als möglich, zu nutzen.

Am 25. Februar bereitete sich Goethe noch zu der Schilderung Winkelmanns als Menschen vor und erst am 19. April konnte er die oftmals unterbrochene Arbeit zum Druck absenden. Am folgenden Tage teilte er dies Schiller mit und schrieb: „Ich weiß nicht, welcher Maler oder Dilettant unter ein Gemälde schrieb: in doloribus pinxit [Friedrich Wilhelm I. von Preußen]. Diese Unterschrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl passen. Ich wünsche nur, daß der Leser nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron die Gichtschmerzen nicht spürte.“ Den 2. Mai berichtete er in ähnlichem Sinne an Wolf: „Winkelmann mit allem Zubehör und auch Ihre gütigen Beiträge sind in Seherhänden, unde nulla redemptio. Es geht mir dabei wie Ihnen, ich weiß kaum selbst recht mehr, was ich geschrieben habe*); und doch mußte ich bei so oftmaliger Unterbrechung die Sache so oft von vorne wieder aufnehmen, daß ich zuletzt fast gar nichts mehr davon gewahr werden konnte.“ — „Ich habe es in mehr als einem Sinne erkämpfen müssen,“ betont Goethe später noch einmal (an Eichstädt 20. Juni 1805).

Goethes Wunsch, daß der Leser von der Entstehungsart der Arbeit nichts empfinden möge, hat sich in vollem Maße erfüllt. Der „Winkelmann“ zählt zu den meisterhaftesten Charakteristiken, die wir in unserem ganzen Schrifttum besitzen, es ist über ihn eine heitere Ruhe und Klarheit ausgegossen, die nichts von den Leiden des Dichters bei der Abfassung spüren läßt. Wärme und Bornehmtheit zeichnen die Darstellung aus; ohne die Grenzen des ruhigen Vortrags zu überschreiten, ist sie doch überall vom lebendigsten persönlichen Anteil durchweht und spricht als vollendetes Kunstwerk ebenso zum Herzen, wie sie den Verstand befriedigt. Die schwierige Aufgabe, nicht das äußere Handeln, sondern das innerste Wesen eines Menschen anschaulich zu zeichnen, ist hier wahrhaft glänzend gelöst. Das war nur möglich auf Grund vieljähriger inniger Versenkung in das Leben und die Werke des Helden, verbunden mit der schöpferischen Kraft des Dichters, welche die einzelnen, aus der Erfahrung und durch das Studium gewonnenen Züge schöpferisch zum Gesamtbilde der Persönlichkeit vereinigte und ergänzte und in der äußeren Bethätigung die Triebfedern des Charakters entdeckte.

*) Laut den Annalen 1805 hatte Wolf selbst seinen Beitrag für unvollkommen erklärt.

Man kann die Größe der Goethischen Skizze, die mit dem „Vorwort“ S. 389—490 füllt, am leichtesten erfassen, wenn man sie mit den darauf folgenden Abhandlungen Meyers und Friedrich August Wolfs vergleicht. Auch sie sind aus der tiefsten Verehrung des einzigen Mannes geboren; aber dem wackern Meyer, der „seinen Einfluß, sein Wirken und seine Verdienste in der Kunde der Altertümer betrachten will“, gelingt es in seiner trocknen Art nicht, von dem begeisterten und begeisternden Eingreifen Winkelmanns in das geistige Leben seiner Zeit einen Begriff zu geben; was er auf S. 441—452 bietet, bleibt toter Stoff, Aufzählung äußerer Thatfachen in engem Rahmen.

Auch der Beitrag des großen Philologen Wolf (S. 453—470) wird seiner Aufgabe, Winkelmann als Gelehrten zu schildern, nicht in vollem Maße gerecht. Goethe hatte in seinem Briefe vom 25. Februar 1805 die Grundzüge für Wolfs Beitrag angegeben: „Der Zustand der Philologie im allgemeinen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als der Bildungszeit Winkelmanns. Etwas über den Zustand der Schulen und Akademien in jener Zeit, um auszumitteln, was denn wohl Winkelmann bei seinen sehr zerstückten und zerstreuten akademischen Studien allenfalls für Sprach- und Altertumskenntnisse erwerben konnte. Betrachtungen über den Gebrauch, den man von philologischen Kenntnissen zu jener Zeit machte, welchen Zwecken, biblischen zc. man sie hauptsächlich widmete. Wie es mit den äußeren Hilfsmitteln ausjah, deren Kenntnis und Handhabung sich Winkelmann während seiner Bibliothekariatszeit in Röthenitz erwerben konnte, als Ausgaben, Kommentarien u. s. w. Und welche Zeugnisse seiner Ausbreitung, besonders über griechische Litteratur, seine Werke geben. Wie ihm die Auslegung und Verbesserung einzelner Stellen geglückt und ob ihm das litterarische Altertum noch einiges schuldig sei, da ihm das plastische so viel schuldig geworden.“

Wolf versucht, auf Grund dieser Andeutungen und des spärlichen ihm vorliegenden Materials eine Bildungsgeschichte des großen Mannes zu geben, hebt den Mangel strenger philologischer Kritik in seinen Werken hervor, seine Verachtung der deutschen Schriftgelehrten und begründet sie durch die Zustände der Altertumswissenschaft in seiner Zeit, und durch das höhere Ziel, das sich Winkelmann gesteckt hatte, nämlich „sich zu dem zu erheben, was die Blume aller geschichtlichen Forschung ist, zu den großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen und zu der tiefinnig aufgefaßten Unterscheidung der Fortgänge in der Kunst und der verschiedenen Stile, worüber ihm nur dürftige Wahrnehmungen anderer Beobachter vorgegangen waren“. Aber gerade über diesen Hauptpunkt wagt er nichts zu sagen; er kommt wieder auf die philologische Thätigkeit des Meisters zurück, erkennt dessen Sprach- und Sachkenntnis an; meint jedoch, daß die von ihm geplante Platonausgabe schwerlich beider Namen würdig hätte ausfallen können. Am Schluß macht er den Vorschlag einer kritischen Herausgabe von Winkelmanns Werken, zu der sich Sprachgelehrte und Geschichts-

forscher vereinigen sollten, um jede Abweichung von der strengsten Wahrheit ohne Leidenschaft anzuzeigen und die darin enthaltenen Resultate durch die antiquarische Forschung zu ergänzen oder zu bestätigen. Dadurch würde deutlich werden, wie sich das durch ihn Gewonnene gegen das, was etwa abzuziehen oder umzuwälzen wäre, verhielte.

Auf die drei Skizzen folgt noch ein sehr verdienstliches Verzeichnis sämtlicher Winkelmann'schen Briefe in chronologischer Ordnung (S. 471—485) und ein Namenverzeichnis (S. 486—496), das Kiemer verfaßt hat (an Frommann 3. April 1805).

Alle diese verschiedenartigen Beiträge wurden zusammengefaßt unter dem Gesamttitel des Wertes, der auf der folgenden Seite wiedergegeben ist.

Gewidmet war es mit einer Zuschrift Goethes (S. III—VIII) der Herzogin Anna Amalia, der er es mit folgendem Distichon überreichte:

Freundlich empfang' das Wort laut ausgesprochener Verehrung,
Das die Parze mir fast schnitt von den Lippen hinweg.

Goethe hatte ein Recht, sich auf dem Titelblatt allein zu nennen; denn wie der Gedanke des Unternehmens von ihm ausgegangen war, so war er auch an den Beiträgen der Freunde anregend und fördernd beteiligt, und die Vorrede betonte genügend den Anteil der andern, zu denen auch Wilhelm von Humboldt zu rechnen ist, da Goethe in den Abschnitt „Rom“ einen Brief von ihm fast wörtlich aufgenommen hat.

Als das Buch nun hervortrat, wurde es trotz der ausdrücklichen Hervorhebung der gemeinsamen Arbeit allgemein als Goethes Eigentum angesehen, Lob und Angriffe richteten sich ausschließlich an ihn.

Man empfand die Beziehung zu den Zeitverhältnissen nicht nur in dem biographischen Teile, sondern schon in der Veröffentlichung der Briefe. So schrieb Knebel den 18. Juni 1805 an Goethe: „Übrigens haben die Briefe noch den Vorteil, in einem Zeitpunkte zu erscheinen, wo sie gleichsam hervorgerufen scheinen; nämlich die Athernheit des Katholizismus eben nicht durch Winkelmanns Überzeugung zu beschönern.“ Und auf der andern Seite empfand man das ebenso deutlich, wie A. W. Schlegels Brief an Fernow vom 13. März 1806 zeigt, in dem es heißt: „... Nur vor einer Sünde hütet er [Goethe] sich nicht, nämlich der Sünde wider den heiligen Geist. Sein Winkelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen, die also das Publikum doch auf alle Weise hinunterwürgen soll.“

Das „Manifest des Klassizismus“, wie Freiherr Goeler von Ravensburg (Goethe-Jahrbuch VII, 317) den „Winkelmann“ genannt hat, erschien als eine Kriegserklärung gegen die neuen Dunkelmänner. Jetzt begann die Gegnerschaft der Naturphilosophen und Romantiker gegen Goethe, von jetzt an galt er als der alte Heide, der zum Christentum gleichgültig, wo nicht feindlich stand. *)

*) Julian Schmidt, Goethes Stellung zum Christentum. Goethe-Jahrbuch II, 49 ff.

Winfelmann

und

sein Jahrhundert.

In Briefen und Aufsätzen

herausgegeben

von G o e t h e.

Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 0 5.

Freilich wagte der Feind damals noch nicht den von Goethe hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen und öffentlich den Kampf zu beginnen. Erst 1812 jagte sich A. W. Schlegel in den Heidelberger Jahrbüchern offen von der Richtung Winckelmanns und der Weimarer Kunstfreunde los,*) bis dahin suchte er und seine Gesinnungsgenossen nur gelegentlich den mächtigen Gegner zu schädigen, die Verehrung für ihn zu vernichten und das Fundament der künstlerischen Überzeugungen, die er begründet hatte, zu untergraben.

In den Besprechungen des „Winckelmann“ nach seinem ersten Erscheinen wagt das Mißwollen noch nicht frei hervorzutreten. Aber gerade in der wärmsten von allen, die, von Karl Ludwig Fernow verfaßt, in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung vom 30. und 31. Mai erschien, ist ein Widerhall davon zu spüren. Nachdem betont worden ist, daß Winckelmanns Andenken nicht leicht würdiger und schöner hätte gefeiert werden können, als es hier geschehen sei, sucht Fernow den Geist, der in den Arbeiten der Weimarer Kunstfreunde waltet, zu kennzeichnen. Er habe sich vornehmlich offenbart „durch seinen höheren, völlig freien Standpunkt; durch allgemeine, aber an den Werken der Kunst entwickelte und durch Erfahrung bewährte Grundsätze, durch eine völlig parteilose Würdigung dessen, was Vorfahren und Zeitgenossen geleistet haben. . . Hat bei solchen Gesinnungen, die in ihren Schriften klar vor Augen liegen, ihr Wirken dennoch Undank und Widerstand erfahren, so ist dies wohl das Schicksal alles Guten, das bei der Verderbtheit Eingang sucht.“

Nur mit wenigen kühnen Worten gedachte Kogebue in seinem „Freimütigen“ (27. Juni 1805) der Arbeit: „dieses Werk ist eine sehr wichtige Gabe seines Fleißes, durch die er sich und sein Publikum für die seltener gewordenen Besuche seiner Muse zu trösten sucht.“

Streng, aber unparteiisch ist die bereits angeführte, sehr gründliche Kritik der Hallischen Literaturzeitung, trotzdem diese Goethen aus äußeren Ursachen (siehe Bd. 31, Einleitung S. III f.) nicht gewogen sein konnte. Goethes Buch ist hier mit der oben erwähnten Rede Morgensterns zusammen besprochen. Morgenstern stelle Winckelmann als Redner und Psycholog, Goethe mehr als Dichter dar. Überall erkenne man des Zeichners feste Meisterhand, freue sich der so wahr aufgefaßten Idee des Ganzen und der so wohlthuedenden Manier der Darstellung. Ausführlich wird der Inhalt angegeben, Einzelheiten, wie die Citate aus Vellejus Paterculus und Quintilian werden ergänzt und eingehendes Studium wird sichtbar. Der Kritiker tadelt mit vollem Rechte die Darstellung Meyers, in der, statt daß Winckelmann den Mittelpunkt bilde, nur der Charakter der Künstler, nicht einmal der künstlerische Charakter der Zeit, geschildert werde. Wäre der Verfasser tiefer in den Geist Winckelmanns und des Jahrhunderts eingedrungen, dann würde noch deutlicher in die

*) Siehe Minor in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1887, S. 600 ff.

Augen springen, wie notwendig es sei, daß unser Jahrhundert mehr und mehr auf Winkelmann zurückkomme, in seinem Geiste fort und immer fort wirke, statt daß man jetzt noch nicht einmal begreife, wie er in unsere Bildung eingegriffen, und in Wirkungen, die weiter als auf die Studierstube sich erstrecken, noch immer unter uns lebe. Das Buch zeige nicht, was Winkelmann geleistet habe; es könne deshalb nur als eine allen Dank verdienende Vorarbeit für einen künftigen Biographen angesehen werden. „Rein indes geht der Wunsch aus unserer Seele hervor, daß auch das, was die Verfasser jetzt uns gaben, in dem großen Umkreis des Lebens und der Bildung zeitig mitwirke; denn sie wollen wahrhaft das Gute. Wann aber war es nötiger, daß dieses lebhaft erregt werde, als eben jetzt?“

Drei von allem Kleinlichen Aburteilen, voll dankbarer Anerkennung des dargebotenen Großen sind die Äußerungen Zelters vom 2. Juli 1805, der mit dem ihm eignen, fast kindlichen Enthusiasmus wie alle Gaben Goethes auch diese aufnahm, und die um vieles schwerer wiegenden Worte Wilhelm von Humboldts (an Goethe 12. April 1806), in denen das, was den dauernden hohen Wert von Goethes „Winkelmann“ ausmacht, aufs treffendste ausgesprochen*) und die bleibende Bedeutung von „Winkelmann“ und „Rameaus Nefte“ in die Worte gefaßt ist: „Beide Bücher stellen sich sehr glücklich in den Anfang des neuen Jahrhunderts. Sie sind ein Rückblick auf das vergangene und ein Vermächtnis für das folgende.“

Die Tertgeschichte des „Winkelmann“ stellt sich in Kürze folgendermaßen dar. Der Originaldruck (1), dessen Titel und Inhalt bereits angegeben ist, wurde 1821 im 22. Bande der Ausgabe von Goethes Werken, die in Wien und Stuttgart 1816—22 herauskam, von neuem abgedruckt (2); nur sind hier die Briefe an Berendis hinter die „Skizzen zu einer Schilderung Winkelmanns“ gestellt und mannigfache Versehen haben sich eingeschlichen.

Auf 2 beruht dann der „Winkelmann“, wie er in der Ausgabe letzter Hand in 16^o (3) und in 8^o (4) im 37. Bande 1830, vereinigt mit dem „Sakert“, erschien. Die Abweichungen von 1, die sämtlich dem Setzer und Korrektor zur Last fallen, sind hier beibehalten, und nur weniges ist geändert. Aufgenommen ist nur das Goethen Zugehörige und die beiden Skizzen Meyers und Wolfs. In der Quartausgabe von 1837 ist statt „unserer Brieffammlung“ (S. 36, 3 28) gesetzt „seiner Briefe an Berendis“ und der Abschnitt „Schilderung Winkelmanns“ aus der Vorrede wegen der inhaltlichen Übereinstimmung mit der „Einleitung“ (S. 40) fortgelassen. In der vierzigbändigen Ausgabe von 1840 ist dasselbe Verfahren beobachtet, nur steht der Abschnitt „Einleitung“ vor „Winkelmanns Briefe“ (so statt „Winkelmanns Briefe an Berendis“)**). Dieser Bestand

*) Siehe oben S. 15.

**) Dieses Sachverhältnis hat schon Dünker im Archiv für Literaturgeschichte 12, 547 f. auseinandergesetzt. Er giebt dort irrthümlich an, daß Meyers und Wolfs Skizzen in der Ausg. I. H. fehlen.

blieb in den folgenden Drucken bis zur Hempelschen Ausgabe erhalten, deren 28. Teil den „Winkelmann“ in Strehtkes Bearbeitung, auf Goethes Anteil beschränkt und im Wortlaut mannigfach berichtigt, brachte.

Die Weimarer Ausgabe hat wieder alles in der Ausgabe letzter Hand Enthaltene aufgenommen. Sie konnte für die Widmung und das Vorwort zum ganzen Buche die Handschriften verwenden, die sich mit fünf Blättern, Vorarbeiten enthaltend, und Kopieen der beiden nicht abgedruckten Briefe an Berendis im Goethe-Archiv vorfanden.

Wir hatten uns, wie die beiden früheren Herausgeber, darauf zu beschränken, den Text überall da, wo nicht absichtliche spätere Änderungen Goethes vorlagen, auf die in 1 vorliegende Gestalt zurückzuführen. Die Gründe dafür gehen aus dem Gesagten hervor.

Wie Strehtke haben auch wir Meyers und Wolfs Skizzen unterdrückt: auf eine Stelle in Goethes Werken haben sie um so weniger Anspruch, als sie durchaus keine notwendigen Ergänzungen zu Goethes Schilderung bilden.

Dr. Alfred Gotthold Meyer. Dr. Georg Witkowski.

W i n k e l m a n n.



Winkelmann und sein Jahrhundert.

Ihro der Herzogin **Anna Amalia** von Sachsen-Weimar
und Eisenach Hochfürstlichen Durchlaucht.

Durchlauchtigste Fürstin,

5 Gnädigste Frau,

Jenes mannigfaltige Gute, das Kunst und Wissenschaft Ew.
Durchlaucht verdanken, wird gegenwärtig durch die gnädigste
Erlaubnis vermehrt, nachstehende Winkelmannische Briefe dem
Druck übergeben zu dürfen. Sie sind an einen Mann gerichtet,
10 der das Glück hatte, sich unter Höchsthro Diener zu rechnen
und bald nach jener Zeit Ew. Durchlaucht näher zu leben,
als Winkelmann sich in der ängstlichen Verlegenheit befunden
hatte, deren unmittelbare dringende Schilderung man hier nicht
ohne Theilnahme lesen kann.

15 Wären diese Blätter in jenen Tagen Ew. Durchlaucht
vor die Augen gekommen, so hätte gewiß das hohe wohlthätige
Gemüth einem solchen Jammer gleich ein Ende gemacht, hätte
das Schicksal eines vortrefflichen Mannes anders eingeleitet und
für die ganze Folge glücklicher gelenkt.

20 Doch wer sollte wohl des Möglichen gedenken, wenn des
Geschehenen so viel Erfreuliches vor uns liegt?

Ew. Durchlaucht haben seit jener Zeit so viel Nützlich-
und Angenehmes gepflanzt und gehegt, indes unser fördernder
und mittheilender Fürst Schöpfungen auf Schöpfungen häuft und
25 begünstigt.

8. nachstehende . . . Briefe. Siehe die Einleitung und Bd. 31, 87. — 9. an
einen Mann. Hieronimus Dietrich Berendis. Siehe unten S. 37, 3. 16 ff. — 12 f. als
Winkelmann . . . befunden hatte. Wegen des Religionswechsels, den man zur Be-
dingung seiner Förderung durch den sächsischen Hof machte.

Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beschränkten Kreise nach innen und außen gewirkten Guten gedenken, wovon das Augenfällige schon die Bewunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher steigen würde, wenn sich ein Unterrichteter das Werden und Wachsen darzustellen bemühte.

Nicht auf Besitz, sondern auf Wirkung war es angesehen, und um so mehr verdient die höhere Kultur dieses Landes einen Anmalisten, je mehr sich gar manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die sichtbaren Spuren schon verloschen sind.

Mögen Ew. Durchlaucht im Bewußtsein anfänglicher Stif-
tung und fortgesetzter Mitwirkung zu jenem eigenen Familien-
glück, einem hohen und gesunden Alter, gelangen und noch spät
einer glänzenden Epoche genießen, die sich jetzt für unsern Kreis
eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer gemehrt,
in sich verknüpft, befestigt, gesteigert und der Nachwelt überliefert
werden soll.

Da ich mir denn zugleich schmeicheln darf, jener unschätz-
baren Gnade, wodurch Höchst dieselben mein Leben zu schmücken
geruheten, mich auch fernerhin zu erfreuen, und mich mit ver-
ehrender Ruhänglichkeit unterzeichne

Ew Durchlaucht

unterthänigster

J. W. v. Goethe.

V o r r e d e .

Die in Weimar verbündeten und mehrere Jahre zusammen lebenden Kunstfreunde dürfen ihres Verhältnisses zu dem größeren Publikum wohl erwähnen, indem sie, worauf doch zuletzt
5 alles ankommt, sich immer in gleichem Sinn und nach gleichen wohlverprobten Grundsätzen geäußert. Nicht daß sie, auf gewisse Vorstellungsarten beschränkt, hartnäckig einerlei Standpunkt behauptet hätten, gestehen sie vielmehr gern, durch mannigfaltige Mitteilung gelernt zu haben, wie sie denn auch gegenwärtig mit
10 Vergnügen gewahr werden, daß ihre Bildung sich an die in Deutschland immer allgemeiner werdende höhere Bildung mehr und mehr anschließt.

Sie erinnern mit einem heitern Bewußtsein an die Propyläen, an die nunmehr schon sechs Ausstellungen kommentierenden
15 Programme, an manche Äußerungen in der Jenaischen Litteraturzeitung, an die Bearbeitung der Cellinischen Lebensbeschreibung.

Wenn diese Schriften nicht zusammengedruckt und gebunden sind, wenn sie nicht Teile eines einzigen Werkes ausmachen, so sind sie doch aus eben demselben Geiste hervorgegangen. Sie
20 haben auf das Ganze gewirkt, wie uns zwar langsam, aber doch erfreulich genug, nach und nach bekannt geworden, so daß wir eines mannigfaltig erfahrenen Undanks, eines lauten und schweigenden Gegenwirkens wohl kaum gedenken sollten.

13 f. Propyläen, eine den bildenden Künsten gewidmete, von Goethe herausgegebene Zeitschrift. Sie erschien in Tübingen 1798—1800 in drei Bänden. — 14 f. die nunmehr . . . Programme. Die von Goethe und H. Meyer verfaßten Berichte. Siehe darüber die Einleitung zum 30. Band. — 15 f. Äußerungen . . . Litteraturzeitung. Die von Goethe 1803 begründete Jenaische Litteraturzeitung brachte eine größere Anzahl auf bildende Kunst bezügliche Recensionen und Mitteilungen unter der Chiffre W. K. F. (Weimariſche Kunstfreunde). Hier mag auch ihre Vorgängerin, die ebenfalls in Jena erschienene Allgemeine Litteraturzeitung mit gemeint sein. — 16. Bearbeitung . . . Lebensbeschreibung. Erschienen zuerst in Schillers „Sören“ 1794/97, dann in Tübingen 1803. Bd. 28 unserer Ausgabe. — 22 f. eines mannigfaltig . . . Gegenwirkens. Wohl mit Bezug auf die geringe Teilnahme an den „Propyläen“ und die vielfachen Angriffe, die Goethe und seine Weimarer Freunde gerade in den letztvergangenen Jahren von Klopke und dessen Bestimmungsgenossen erfahren hatten. — 22. erfahrenen, 1—3 erfahrenen.

Unmittelbar schließt sich vorliegendes Werk an die übrigen Arbeiten an, und wir erwähnen von seinem Inhalt hier nur das Notwendigste.

Entwurf einer Geschichte der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts.

5

Für den Künstler wie für den Menschen ist eine geschichtliche Ansicht verwandter Zustände zu schnellerer Bildung höchst vorteilhaft. Jeder einzelne Mensch, besonders der tüchtige, kommt sich früher viel zu bedeutend vor, und so nimmt er auch im Vertrauen auf selbständige Kraft viel zu geschwind für diese oder jene Maxime Partei, handelt und arbeitet auf dem eingeschlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor sich hin, und wenn er zuletzt seine Einseitigkeit, seinen Irrtum einsehen lernt, so wechselt er ebenso heftig, ergreift eine andre vielleicht ebenso fehlerhafte Richtung und hält sich an einen ebenso mangelhaften Grundsat. Nur erst spät wird er seine Geschichte gewahr und lernt einsehen, wie viel weiter ihn eine stätige Bildung nach einem geprüften Leitfaden hätte führen können.

Wenn der Kenner seine Einsicht bloß der Geschichte verdankt, wenn sie den Körper zu den Ideen hergiebt, aus welchen die Kunst entspringt, so ist auch die Geschichte der Kunst für den jungen Künstler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe, leidenschaftlich zu erjagende Vorbilder, sondern sich selbst auf seinem Standpunkt, in seiner Beschränkung gleichnißweise gewahr werden. Aber leider ist selbst das kaum Vergangene für den Menschen selten belehrend, ohne daß man ihn deshalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrtümer unserer Vorfahren einsehen lernen, so hat die Zeit schon wieder neue Irrtümer erzeugt, die uns unbemerkt umstricken, und wovon die Darstellung dem künftigen Geschichtschreiber, ebenfalls ohne Vorteil für seine Generation, überlassen bleibt.

Doch wer mag solchen trübsinnigen Betrachtungen nachhängen und nicht lieber sich bestreben, die Klarheit der Ansichten in seinem Fache nach Möglichkeit zu verbreiten! Dies machte sich der Verfasser jenes Entwurfs zur Pflicht, dessen Schwierigkeit die Kenner einsehen, dessen Mängel sie bemerken, dessen Unvoll-

ständigkeit sie nachhelfen und dadurch die Möglichkeit vorbereiten mögen, daß aus diesem Entwurf künftig ein Werk entstehen könne.

Winkelmanns Briefe an Berendis.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der
 5 einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhaftere Personen stellen
 sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden
 Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gefinnungen
 mittheilen, und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch.
 Denn oft wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der
 10 Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder
 schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los,
 und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind
 solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem
 Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm
 15 eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winkelmannischen Briefe
 haben manchmal diesen wünschenswerten Charakter.

Wenn dieser treffliche Mann, der sich in der Einsamkeit
 gebildet hatte, in Gesellschaft zurückhaltend, im Leben und
 Handeln ernst und bedächtig war, so fühlte er vor dem Brief-
 20 blatt seine ganze natürliche Freiheit und stellte sich öfter ohne
 Bedenken dar, wie er sich fühlte. Man sieht ihn besorgt, be-
 ängstigt, verworren, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter,
 aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum
 Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltne-
 25 m Charakter, der auf sich selbst vertraut, der, obgleich die äußern
 Umstände seiner Einbildungskraft so mancherlei Wählbares vor-
 legen, doch meistens den besten Weg ergreift, bis auf den letzten
 ungeduldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben kostete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von
 30 Rechtlichkeit und Derbheit, je nachdem sie an verschiedene Per-
 sonen gerichtet sind, einen verschiedenen Charakter, welches immer
 der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich diejenigen
 vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht und also
 ebensowenig als in der Nähe das Gehörige und Passende ver-
 35 nachlässigen kann.

3. Winkelmanns Briefe an Berendis. Vergl. Bd. 31, S. 87 ff. — 16. manchmal, H. 1—2 durchaus. — 27 f. den letzten ... kostete. Die plötzliche Unterbrechung der Reise nach Deutschland im Mai 1768, die Winkelmann nach Triest zurückführte.

So sind, um nur einiger größeren Sammlungen Winkelmannischer Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Dokumente eines redlichen Zusammenwirkens mit einem Freund zum bestimmten Zwecke, Zeugnisse von großer Beharrlichkeit in einem schweren, ohne genugsame Vorbereitung leichtsinnig übernommenen, mit Mut glücklich durchgeführten Geschäft, durchweht mit den lebhaftesten litterarischen, politischen Sozietäts-Neuigkeiten, ein köstliches Lebensbild, noch interessanter, wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können. Schön ist auch die Freimütigkeit selbst in leidenschaftlich mißbilligenden Äußerungen gegen einen Freund, dem der Briefsteller durchaus so viel Achtung als Liebe, so viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigener Superiorität und Würde, verbunden mit echter Hochschätzung anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Mutwille und Neckerei, wodurch sich die Briefe an die Schweizer charakterisieren, machen diese Sammlung äußerst interessant und liebenswert, wobei sie zugleich genugsam unterrichtend ist, obgleich Winkelmanns Briefe im ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die ersten Briefe an den Grafen Bünau in der schätzbaren Daßdorfschen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in sich selbst befangenen Gemüthe, das an einem so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Winkelmann seine Religionsänderung ankündigt, ist ein wahrer Galimathias, ein unglücklicher verworrener Aufsatz.

Aber um jene Epoche begreiflich, selbst unmittelbar anschaulich zu machen, dient nunmehr die erste Hälfte unsrer Briefsammlung. Sie sind zum Theil aus Röthenitz, zum Theil aus

2. die an Stosch geschriebenen. Diese Briefe, welche sich auf Winkelmanns Beschreibung des Stoschischen Gemmentabinetts beziehen, vergl. bei Förster a. a. D. Nr. 91—108, 110—120, 122—131, 133, 135—151. Vergl. S. 63 3. 19 Anm. — 17. die Briefe an die Schweizer. Vergl. „Winkelmanns Briefe an seine Freunde in der Schweiz“ und (Kaspar Fuchsli) „Geschichte von Winkelmanns Briefen an seine Freunde in der Schweiz“. Zürich 1778, vollständigere Ausgabe von H. Blümner, „Winkelmanns Briefe an seine Züricher Freunde“. Freiburg i. B. und Tübingen 1882. Diese Freunde sind: Hans Kaspar und Hans Heinrich Fuchsli, Salomon Gekner, Leonhard und Paul Usteri, und Chr. von Mehel. Vergl. Blümner a. a. D. S. IX f. und Zusi II, 2, S. 18 ff — 21 f. Die ersten... Sammlung. „Winkelmanns Briefe an seine Freunde, mit einigen Zusätzen und litterarischen Anmerkungen herausg. von R. W. Daßdorf.“ Dresden 1777 und 1780. Diese Briefe an Bünau dajelbst Nr. 1—XII S. 5—47, bei Förster Nr. 4, 5, 6, 21, 25, 31, 33 u. f. w., vergl. III, S. 102 und 403. — 21 f. Jenes merkwürdige Schreiben. Bei Daßdorf Nr. V, bei Förster Nr. 25. Vergl. S. 44 3. 16 Anm.

Dresden, an einen innig vertrauten Freund und Kameraden gerichtet. Der Brieffsteller zeigt sich mit seinen dringenden unüberwindlichen Wünschen in dem peinlichsten Zustande auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Überzeugung gesuchten Glück.

Die andre Hälfte ist aus Italien geschrieben. Sie behalten ihren derben, losgebundenen Charakter; doch schwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken an dem erreichten Ziele beseelt sie. Überdies geben sie, verglichen mit andern schon bekannnten gleichzeitigen, eine vollständigere Anschauung seiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieser Sammlung, vielleicht mehr für Menschenkenntnis als für Litteratur, zu fühlen und zu beurteilen, überlassen wir empfänglichen Gemüthern und einsichtigen Geistern und fügen einiges über den Mann, an den sie geschrieben sind, wie es uns mitgeteilt worden, hinzu.

Hieronymus Dieterich Berendis, geboren zu Seehausen in der Altmark im Jahre 1720, studierte zu Halle die Rechte und war nach seiner akademischen Zeit einige Jahre Auditeur bei dem königlich preussischen Regiment Husaren, die der Farbe nach gewöhnlich die schwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Muesch genannt wurden. Er setzte, sobald er jenes rohe Leben verlassen hatte, seine Studien eine Zeit lang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehausen fand er Winkelmann, mit dem er sich freundschaftlich verband und später durch dessen Empfehlung bei dem jüngsten Grafen Büchau als Hofmeister angestellt wurde. Er führte denselben nach Braunschweig, wo sie das Karolinum benutzten. Da der Graf nachher in französische Dienste trat, brachte dessen Vater, damals Weimariſcher Minister, unsern Berendis in gedachte fürstliche Dienste, wo er zuerst als Kriegsrat, nachher als Kammerrat und Schatullier bei der Herzogin Frau Mutter stand. Er starb 1783 am 26. Oktober zu Weimar.

4. Glück, 1—3 Glüd. — 27. das Karolinum, eine Bildungsanstalt, die zwischen Universität und Schule stand. Sie war von dem Herzog Karl I. gestiftet. An ihr wirkten u. a. Gärtner, Ebert, Eisenburg, Zacharia, A. Schmidt, Zimmermann. — 28. damals Weimariſcher Minister Heinrich Graf von Büchau (1697—1762) war seit 1751 obervermundschaftlicher Statthalter des Herzogtums Sachsen-Eisenach, von 1756—1759 erster Minister. — 29 ff. wo er . . . Weimar. Nach Justi I, 2. 128 starb Berendis 1782 und war „geheimer Kammerrat und Direktor der Jena'schen Landschaftsstaffe“.

Schilderung Winkelmanns.

Wenn man dem würdigsten Staatsbürger gewöhnlich nur einmal zu Grabe läutet, er mag sich übrigens noch so sehr um Land und Stadt im großen oder kleinen verdient gemacht haben, so finden sich dagegen gewisse Personen, die durch Stif- 5 tungen sich dergestalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeste gefeiert werden, an denen der immerwährende Genuß ihrer Milde gepriesen wird.

In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen be- 10 reitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen.

Von dieser Seite betrachte man das Wenige, was gleichdenkende Freunde als Zeugnis ihrer Gesinnungen, nicht als Darstellung seiner Verdienste, an dem Feste darbringen, welches 15 bei Gelegenheit der gefundenen und hier aufgestellten Briefe von allen schönen Seelen und allen Geistern höherer Bildung gewiß gefeiert wird.



Skizzen zu einer Schilderung Winkelmanns.

V o r w o r t.

Die nachstehenden Aufsätze, von drei Freunden verfaßt, welche sich in ihrer Gesinnung über die Kunst im allgemeinen so-
5 wohl als über die Verdienste Winkelmanns glücklich begegnen, sollten einem Aufsatz über diesen merkwürdigen Mann zum Grunde liegen und zum Stoff einer Arbeit dienen, die zugleich das Verdienst der Mannigfaltigkeit und der Einheit hätte.

Wie aber im Leben gar mancher Unternehmung vielerlei
10 Hindernisse im Wege stehen, welche kaum erlauben, den möglichen Stoff zu sammeln, geschweige demselben die gewünschte Form zu geben, so erscheint auch hier nur die Hälfte des entworfenen Ganzen.

Weil jedoch in gegenwärtigem Falle die Hälfte vielleicht
15 mehr als das Ganze geschätzt werden dürfte, indem der Leser durch Betrachtung dreier individueller Ansichten desselben Gegenstandes mehr gereizt und zu eigener Herstellung dieses bedeutenden Lebens und Charakters aufgefordert wird, welche mit Beihülfe der älteren und neueren Hilfsmittel bequem gelingen möchte,
20 so glauben wir Dank zu verdienen, wenn wir, anstatt auf spätere Gelegenheit zu hoffen und eine künftige Ausführung zu versprechen, nach Winkelmanns eigener frischen Weise, eben das, was gerade bereit ist, wenn es auch nicht fertig wäre, freundlich
25 Lebens und der Bildung zeitig mitwirke.

14. in, 4 im. — 11f. die Hälfte . . . Ganze. Anspielung auf Hesiod, *ἔργα καὶ ἡμέραι* B. 40: „πλίον ἡμῶν παρτόξ.“

Einleitung.

Das Andenken merkwürdiger Menschen sowie die Gegenwart bedeutender Kunstwerke regt von Zeit zu Zeit den Geist der Betrachtung auf. Beide stehen da als Vermächtnisse für jede Generation, in Thaten und Nachruhm jene, diese wirklich erhalten als unaussprechliche Wesen. Jeder Einsichtige weiß recht gut, daß nur das Anschauen ihres besondern Ganzen einen wahren Wert hätte, und doch versucht man immer aufs neue, durch Reflexion und Wort ihnen etwas abzugewinnen.

Hiezu werden wir besonders aufgereizt, wenn etwas Neues entdeckt und bekannt wird, das auf solche Gegenstände Bezug hat; und so wird man unsre erneuerte Betrachtung über Winkelmann, seinen Charakter und sein Geleistetes in dem Augenblicke schicklich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über seine Denkweise und Zustände ein lebhafteres Licht verbreiten.

Eintritt.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältnis zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden, so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art von Ecken vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste nach innen bezüglich zu leisten.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfnis, eifrig zu allem, was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegen-

bilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern, so kann man versichert sein, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

5 Unser Winkelmann war von dieser Art. In ihn hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dagegen verwendete er sein ganzes Leben, ein ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges im Menschen und in der Kunst, die sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzusuchen.

10 Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerrissene, zerstreute Studien im Jünglingsalter, der Druck eines Schulamtes und was in einer solchen Laufbahn Ängstliches und Beschwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen andern geduldet. Er war dreißig Jahre alt geworden, ohne
15 irgend eine Günst des Schicksals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerten und möglichen Glücks.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, sich von den Zuständen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch ent-
20 schieden genug ausgesprochen. Einige nicht genugsam überlegte Versuche, fremde Länder zu sehen, mißglückten ihm. Er träumte sich eine Reise nach Ägypten; er begab sich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück. Besser geleitet von seinem Genius, ergriff er endlich die Idee, sich nach
25 Rom durchzudrängen. Er fühlte, wie sehr ihm ein solcher Aufenthalt gemäß sei. Dies war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entschiedener Plan, dem er mit Klugheit und Festigkeit entgegenging

Antikes.

30 Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch

11. Jahre, 1—2 Jahr — 21f. Er träumte... Ägypten. Winkelmanns Jugendtraum, „einen Zug nach Ägypten zu thun und unter den Pyramiden die Kunst der Alten zu studieren“, erschien ihm später in Rom mit Hilfe des Ritters Montagu der Bewirklichung nahe. Vergl. den Brief an Dr. Volkmann vom 18. Juni 1762, Förster Nr. 212. — 22f. er begab... zurück. Winkelmann trat diese Reise im Spätsommer oder Herbst 1741 von Jena aus an, mußte sie jedoch schon in Gelnhausen aufgeben. Als Grund hierfür wird einerseits Geldmangel, andererseits — von Uden — der Anmarsch des französischen Hilfsheeres bezeichnet, welches sich während des österreichischen Erbfolgetriebes im Frühjahr 1741 im Elsaß gesammelt hatte. Vergl. Justi I, Z. 102—107.

Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Los der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen. 5

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel 10 gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch 15 unbewußt seines Daseins erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten ohne weitem Umweg sogleich ihre einzige Be- 20 haglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Hierher waren sie gesetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Racheifernden, 25 als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Anteil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten? Daher 30 es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen. Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Wert, sowie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Wert zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungs- 35 kraft, der Geschichtschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am wertesten

geachtet und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.

5 Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen waren jene Naturen höchlich geschickt; denn wie die gesunde Faser dem Übel widerstrebt und bei jedem krankhaften Unfall sich eilig wieder herstellt, so vermag der jenen eigene gesunde Sinn sich gegen innern und äußern Unfall geschwind und
10 leicht wieder herzustellen. Eine solche antike Natur war, in so fern man es nur von einem unrer Zeitgenossen behaupten kann, in Winkelmann wieder erschienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege
15 gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne. Angewiesen auf Thätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit
20 dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich altertümlichen Geist, so blieb ihm derselbe auch in seinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wissenschaften im großen und breiten die
25 Alten sich schon in einer gewissen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfassung der mannigfaltigen außermenschlichen Gegenstände eine Zerteilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einheit fast unerläßlich ist, so hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung
30 des mannigfaltigen Wißbaren sich zu zerstreuen, in unzusammenhängenden Kenntnissen sich zu verlieren in Gefahr kömmt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Winkelmann auch in dem Wißbaren und Wissens-
35 werten herumschweifte, theils durch Lust und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet, so kam er doch früher oder später immer zum Altertum, besonders zum griechischen zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte.

Heidnische.

Jene Schilderung des altertümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werte des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so notwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs, eine unverwüsthche Gesundheit gewahr werden.

Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Windelmanns Handlungen und Schriften hervor und spricht sich besonders in seinen frühern Briefen aus, wo er sich noch im Konflikt mit neuern Religionsgesinnungen abarbeitet. Diese seine Denkweise, diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurteilen will. Diejenigen Parteien, in welche sich die christliche Religion teilt, waren ihm völlig gleichgültig, indem er seiner Natur nach niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordinieren.

F r e u n d s c h a f t .

Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und

16 ff. Dieser heidnische Sinn . . . subordinieren. Vergl. besonders den Brief bei Förster Nr. 14: „Eusebie und die Mäzen sind hier sehr streitig bey mir: aber die Parthey der letzten ist stärker. Die Vernunft . . . tritt derselben bey. Sie ist bei mir der Meinung . . . der wahre Gottesdienst sey allenthalben nur bey wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu suchen.“ Ferner die beiden rührenden Briefe Nr. 23 und 25, in denen er Berendis und dem Graien Winau den Abtritt meldet. Sein im Sinne der Goethischen Auffassung bezeichnendes Glaubensbekenntnis findet sich in dem Schreiben an Stosch vom 10. Februar 1764 (Förster Nr. 272): „Aber was ist Religion? Es ist die Abzergung aus den Endursachen auf den Ursprung derselben und auf ein unendliches Wesen; und ist dieses nicht Philosophie?“ Vergl. über Form, Gründe und Beurteilung dieses vielbesprochenen Religionswechsels: Nüssl I. Kap. III, Z. 302 ff.

die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen; sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt.

5 Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältnis zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Grenze des gemeinsten Bedürfnisses. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu sein. Statt aller
10 Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechtes, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die
15 ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die notwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen; ja, man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner mit Tadeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes
20 überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte Winkelmann sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft; er erkannte sich nur unter dem Bilde
25 des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon

11. Chloris und Thyia. Nach dem von Pausanias (X, 29, 3 ed. Siebelis) beschriebenen Gemälde der Unterwelt, von Polygnot: Ἐπὶ δὲ τῆν Πυλιδραν ἰστὶν ἀνακλιμένη Νλωρίς ἐπὶ τοῖς Θυιας γόνασιν. οὐχ ἀμαρτῆσαι μὲν δὲ οὔτε ὄστις φησὶ φίλων εἶναι ἐξ ἄλληλων, ἱρίκα ἔτυχον αἱ γυναῖκες ζῶσαι ἤσαν γὰρ δὴ ἡ μὲν ἐξ Ὀρχομενοῦ τοῦ ἐν Βοιωτίᾳ Νλωρίς· εἶπον δὲ καὶ ἄλλοι τὸν ἐξ ἀδελφῶν λόγον, τῆ μὲν συγγενέσθαι Ποσειδῶνα τῆ Θυία. Νλωρίην δὲ Ποσειδῶνος παιδί Νηλεὶ συνοικῆσαι. Über Thyia vergl. Paus. X, 6, 2; Herod. VII, 178. Siehe auch Goethes Aufsatz: „Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi“ (Bd. 30 unserer Ausgabe): „Unter Pbaidra ruht Chloris auf den Knien der Thyia. Man glaubt in ihnen zwei zärtliche Freundinnen zu sehen.“ Auf diese Stelle ist schon in W 46, 397 hingewiesen. — 21 f. Zu einer . . . geboren. Winkelmann selbst beruft sich für den „bei ihm überschwenglich gewordenen Begriff der Freundschaft“, welche er „die größte aller menschlichen Tugenden“ und den „großen Endzweck“ seines Daseins nennt, auf die antike Auffassung, die dem Christentum fremd sei. Sein Ideal ist „nicht die Freundschaft, die Christen üben sollen“ — sei doch an „die Privatfreundschaft . . . im ganzen neuen Testamente nicht einmal dem Namen nach gedacht!“ — „sondern diejenige, welche nur allein in einigen ewigen Beispielen des Alterthums bekannt ist“. Das „einsige ihm bekannte Exempel in allen neueren Zeiten“, welches „den großen Beispielen des Alterthums an die Seite gesetzt zu werden verdiene“, sei die Freundschaft zwischen den beiden Venezianern Marco Barbarigo und Francesco Trevisano.

legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter; er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denselben fand er selbst in seiner Armut Mittel, reich zu sein, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winkelmann selbst mitten in Druck und Not groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt, ja, dem er sogar, als höchste Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zustände wechseln, so bildet Winkelmann alles Würdige, was ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von diesen Gebilden leicht und bald vorüberfliehet, so erwirbt ihm doch diese schöne Gesinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Besten seines Zeitalters und Kreises in dem schönsten Verhältnisse zu stehen.

S c h ö n h e i t.

Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsbedürfnis sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und ausbildet, so würde dem altertümlich Gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wohl zuwachsen, die äußere Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfnis und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte; wir meinen die Forderung des sinnlich Schönen und das sinnlich Schöne selbst; denn das

1. einen . . . Gegenstand. Dies bezieht sich auf Winkelmanns Verhältnis zu dem jungen Peter Friedrich Lambrecht, dem ältesten Sohn des Oberamtmannes des Magdeburgischen Domkapitels zu Hadmersteden. Er wurde daselbst im Herbst 1741 Winkelmanns Schüler und folgte ihm als solcher anderthalb Jahre später als Pensionär nach Zeehausen, wo Winkelmann zu ihm „seine erste und einzige Liebe“ faßte. Dieselbe ward jedoch nur kurze Zeit erwidert. Schon im November 1746 klagt Winkelmann, Lambrecht habe ihn „mit Undank abgelohnt“ (vergl. Briefe, Förster, Nachträge II. 1a. S. 470), und von nun an wechselt in seinen Briefen hierüber ärtliche Resignation mit Vorwürfen, die sich bis zur Erbitterung steigern (vergl. Briefe, Förster Nr. 22, 27, 28, 30, 32 und Nachträge B. Nr. 3a, S. 101). Lambrecht hatte Winkelmanns wiederholte Schreiben unbeantwortet gelassen, sich dessen Besuche verboten und selbst seine materiellen Verpflichtungen gegen den ehemaligen Freund gelaugnet. Im September 1751, zu Dresden, sahen sich beide wohl zum letztenmal (vergl. Briefe, Förster Nr. 24). Noch in den römischen Briefen aber kommt Winkelmann wiederholentlich auf seinen Jugendfreund zurück, dem er „mit Ausfluß aller Absichten“ seine Geschichte der Kunst zugeschrieben hätte, „lieber als einem Könige“, hätte ihm Lambrecht „nur ein einziges Lebenszeichen gegeben“. — (Vergl. Briefe, Förster Nr. 58, 66, 168 und 225.) Lambrecht war 1753 Sekretär beim Oberst von Meyow zu Potsdam und 1765 Hofrat in Berlin; er starb nach Justi 1791 als Kriegsrat bei der neumärkischen Kammer zu Küstrin. Ein ähnliches Freundschaftsverhältnis verband Winkelmann später mit dem jungen schönen Wieländer Friedrich Reinhold von Berg. Vergl. Justi II, 2, S. 58 ff. — 11. gleich manches, 1 gleiches Manches, 2 gleich Manche.

letzte Produkt der sich immer steigenden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben; denn genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei.

Dagegen tritt nun die Kunst ein; denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Produktion des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor; denn indem es aus den gesamten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt befeelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den Olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen, Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten recht geben, welche mit völliger Überzeugung aussprachen, es sei ein Unglück, zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Winkelmann seiner Natur nach fähig; er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr, aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

22. ab, 2—4 auf. — 29 ff. jenen Alten ... haben. W verweist dazu auf die Stelle bei Epictet 1, 6, 23: „Ἄλλ' εἰς Ὀλυμπίαν μὲν ἐποημεύετε, ἢ' εἶδῃτε τὸ ἔργον τοῦ Θεοῦ, καὶ ἀτύχημα ἔραστο; εὐαὐρ οἶεται τὸ ἀριστότερον, τούτων ἀποθαρσύνει.“

Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Grenzen hinauszusteigen, und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben. 5

So finden wir Winkelmann oft in Verhältnis mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

Katholizismus.

Mit solchen Gefinnungen, mit solchen Bedürfnissen und 10 Wünschen frönte Winkelmann lange Zeit fremden Zwecken. Nirgend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hülfe und Beistand.

Der Graf Büнау, der als Partikulier nur ein bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um Winkelmann einen Weg 15 nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben. Der Dresdner Hof, woher 20 allenfalls eine hinlängliche Unterstützung zu hoffen war, befannte sich zur römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg, zu Gunst und Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andere geistliche Personen.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und 25 fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Privatmanns irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt in gewissem Sinne immer die herrschende, und die römische Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig 30 vorbeiziehende Welle an sich und in ihren Kreis.

61. So finden . . . Jünglingen. Wie weit dieser Schönheitskultus Winkelmanns ging, bezeugt wohl am besten der an Stosch gerichtete Brief bei Förster Nr. 148, in welchem er die Absicht ausdrückt, seine nächste Schrift einem „schönen Jungen in Florenz“ zuzueignen, von dem er nicht einmal den Namen kennt. — 11. Aber den Grafen Heinrich von Büнау, in dessen Bibliothek zu Röthenitz Winkelmann von 1748—1751 thätig war, vergl. Justiz, II. Buch, Kap. 1, S. 193 ff. Seine Bibliothek war eine der reichsten unter den Privatbibliotheken ganz Europa's. — 23. andere, 1—2 andre.

Dabei mußte Winkelmann fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu sein, um sich innig mit dem dortigen Dasein zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, notwendig zu jener Gemeinde sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Und so zeigte der Erfolg, daß er ohne diesen früheren Entschluß seinen Zweck nicht vollständig erreicht hätte, und dieser Entschluß ward ihm dadurch gar sehr erleichtert, daß ihn als einen gründlich gebornen Heiden die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend

gewiesen.
Doch gelang ihm die Veränderung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach unserer Überzeugung, nach genugsam abgewogenen Gründen endlich einen Entschluß fassen, der mit unserm Willen, Wünschen und Bedürfnen völlig harmonisch ist, ja zu Erhaltung und Förderung unserer Existenz unausweichlich scheint, so daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise, mit der Überzeugung vieler Menschen im Widerspruch stehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach außen hie und da Brüche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu sehen glauben.

Und so erscheint auch Winkelmann bei seinem vorgehabten Schritt besorgt, ängstlich, kummervoll und in leidenschaftlicher Bewegung, wenn er sich die Wirkung dieses Unternehmens, besonders auf seinen ersten Gönner, den Grafen, bedenkt. Wie schön, tief und rechtlich sind seine vertraulichen Äußerungen über diesen Punkt!

Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint ihn zu reinigen. Wir sehen daraus, daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu schätzen wissen und um so mehr schätzen, als sie, sämtlich in Parteien geteilt, ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl noch von Überzeugung die Rede. Ausdauern soll man da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe

1. Gemeinde. Diese Form war im vorigen Jahrhundert beliebter als „Gemeinde“. Etwa um die Wende des Jahrhunderts trat das entgegengesetzte Verhältnis ein. Goethe braucht beide Formen nebeneinander. Siehe Grimm, Deutsches Wörterbuch IV, 1, 2, 3222 f. — 8 Heiden, 1 Heide. — 26 f. Wie schön ... Punkt. Vergl. S. 44, 3. 16 Anm.

feithalten, darauf alles beziehen, deshalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich.

War dieses nun die eine schroffe, sehr ernste Seite, so läßt sich die Sache auch von einer andern ansehen, von der man sie 5 heiterer und leichter nehmen kann. Gewisse Zustände des Menschen, die wir keinesweges billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsre Phantasie einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit wie mit dem Wildbret, das dem feinen Gaumen mit 10 einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser als frisch gebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wunderbar, und es ist nicht zu leugnen, daß die 15 Religionsveränderung Winkelmanns das Romantische seines Lebens und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht.

Aber für Winkelmann selbst hatte die katholische Religion nichts Anzügliches. Er sah in ihr bloß das Maskenkleid, das er unnahm, und drückt sich darüber hart genug aus. Auch 20 später scheint er an ihren Gebräuchen nicht genugsam festgehalten, ja vielleicht gar durch lose Reden sich bei eifrigen Bekennern verdächtig gemacht zu haben; wenigstens ist hie und da eine kleine Furcht vor der Inquisition sichtbar.

Gewahrwerden griechischer Kunst.

25

Von allem Litterarischen, ja selbst von dem Höchsten, was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, von Poesie und Rhetorik, zu den bildenden Künsten überzugehen, ist schwer, ja fast unmöglich; denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwischen, über welche uns nur ein besonders geeignetes Naturell hinüberhebt. 30 Um zu beurteilen, inwiefern dieses Winkelmannen gelungen, liegen der Dokumente nunmehr genugsam vor uns.

19. Anzügliches = Anziehendes, wie meistens bei Goethe. — 20. und drückt... aus. Vergl. besonders den Brief an Verendi vom 10. März 1755, Förster Nr. 28. — 23 f. wenigstens... sichtbar. Vergl. Briefe, Förster Nr. 421 und 423, in welchen Winkelmann die Inquisition „das fürchterlichste Gericht über Menschentinder“ nennt.

Durch die Freude des Genusses ward er zuerst zu den Kunstschätzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurteilung derselben bedurfte er noch der Künstler als Mittelspersonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufassen, zu redigieren
 5 und aufzustellen mußte, woraus denn seine noch in Dresden herausgegebene Schrift Über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, nebst zwei Anhängen, entstanden ist.

So sehr Winkelmann schon hier auf dem rechten Wege
 10 erscheint, so köstliche Grundstellen diese Schriften auch enthalten, so richtig das letzte Ziel der Kunst darin schon aufgesteckt ist, so sind sie doch sowohl dem Stoff als der Form nach dergestalt barock und wunderbar, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen suchen möchte, wenn man nicht von
 15 der Persönlichkeit der damals in Sachsen versammelten Kenner und Kunsttrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet ist; weshalb diese Schriften für die Nachkommenden ein verschlossenes Buch bleiben werden, wenn sich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunst, die jenen Zeiten näher
 20 gelebt haben, bald entschließen sollten, eine Schilderung der damaligen Zustände, insofern es noch möglich ist, zu geben oder zu veranlassen.

Lippert, Hagedorn, Vier, Dietrich, Heineken, Österreich liebten, trieben, beförderten die Kunst, jeder auf seine Weise. Ihre Zwecke

6f. Über die Nachahmung u. s. w. Die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ erschienen 1755; eine zweite Auflage in Dresden und Leipzig 1756, mit welcher die beiden „Anhänge“, das „Send schreiben über die Gedanken zc.“ und die „Erläuterung der Gedanken zc., und Antwortung des Send schreibens über diese Gedanken“, verbunden waren. Ein Neudruck der ersten Auflage ist in Heilbronn 1885 von Ulrichs veranstaltet worden. — 23. Philipp Daniel Lippert (1702—1785), nach bewegter Jugend seit 1738 Zeichenmeister am Dresdner Hauptzeughaus und seit 1761 Professor der Antike an der Akademie, war zu Winkelmanns Zeit „der erste, ja der einzige Kenner alter Kunst in Dresden“. Seine berühmte „Dactyliothek“ -- dreitausend systematisch geordnete Abdrücke von Gemmen nebst Verzeichnis (I. kleinere Ausgabe 1747, II. 1755 ff.) -- galt als „das vollkommene Dentmal der alten Gebräuche und Künste“. Auch Winkelmann rühmt diese Abdrücke, die „zur Kenntniß des Stils und der Schönheit ungemein viel helfen könnten“, obgleich er gegen die Genauigkeit der Faßen und gegen die Echtheit der in ihnen wiedergegebenen Gemmen creditirte Bedenken empfand. Vergl. Förster, Brief Nr. 226 und Justi I, S. 361 ff. — Christian Ludwig von Hagedorn (1730—1780), der jünnere Bruder des Dichters, Diplomat und vielseitig gebildeter Kunstmäcen, zuletzt Generaldirector der Kunstakademien zu Dresden und Leipzig, hat für die Kunstgeschichte besonders durch seine Schriften: „Lettre à un amateur de la peinture avec des Eclaircissements historiques sur un Cabinet et les Auteurs des Tableaux qui le composent“ (Dresde 1755) und „Betrachtungen über die Malerei“ (Leipzig 1762) Bedeutung. (Vergl. Justi I, S. 352 ff.) Winkelmann, der an ihn acht in den „Briefen über die Kunst von und an Ch. L. Hagedorn“, herausgegeben von Torfel Baden (Leipzig 1797), und bei Förster Nachträge B. Nr. 37 a, S. 405 ff.) veröffentlichte

waren beschränkt, ihre Maximen einseitig, ja öfters wunderlich. Geschichten und Anekdoten kufierten, deren mannigfaltige Anwendung nicht allein die Gesellschaft unterhalten, sondern auch belehren sollte. Aus solchen Elementen entstanden jene Schriften Winkelmanns, der diese Arbeiten gar bald selbst unzulänglich fand, wie er es denn auch seinen Freunden nicht verhehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugsam vorbereitet, doch einigermaßen vorgeübt, seinen Weg an und gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenste Bildungs-epoche beginnt, welche sich über dessen ganzes Wesen verbreitet und solche 10

Briefe richtet, zollt ihm wiederholt das größte Lob, weist jedoch auch auf die Einseitigkeit seiner ohne Kenntniß Italiens gewonnenen Kunstanschauungen, sowie auf seinen Autoritätsglauben und seine Bescheidenheit hin. Vergl. Sendschreiben I. S. 159; Briefe Förster Nr. 226 und 229, wo Watteau „das Orakel des Herrn von Hagedorn und anderer Deutschen“ genannt wird. Wie hoch Winkelmann Hagedorns Charakter schätzte, bezeugt der Brief Förster Nr. 271. — Der Maler Adam Friedrich Oser (1717—1799), Freund, Stubengenosse und Zeichenlehrer Winkelmanns in Dresden, war daselbst seit 1739, später, seit 1763, Direktor der Leipziger Academie. Ueber die Beziehungen Winkelmanns zu Oser vergl. neben der Schilderung Justi I, S. 343 ff. u. Dürer, A. v. Sier. Leipzig 1879. S. 51 ff. — Wie hier Goethe, so hatte schon Lippert in der Vorrede zur „Daktyliothek“ Herz Einfluß auf Winkelmann betont. Etwas überschätzt wird derselbe wohl in Alog's „Deutscher Bibliothek“ (vergl. S. 8), wo es heißt, Winkelmann habe bei Oser in Dresden gelernt, „daß die Denkmäler des Alterthums auch noch einen andern als chronologischen und antiquarischen Nutzen hätten“. Beachtenswert ist, daß Herder in seiner Goethe unbekanntem Preißschrift Ähnliches wie Goethe äußert: „Wenn ich mir über Einen Punkt in Winkelmanns Leben Ausschluß wünschte; so wär's der Zeitpunkt, da er sich der Kunst des Alterthums so entscheidend widmete. Nur Oser könnte dies etwa thun . . . Uns sagen: was es eigentlich war, das Winkelmanns Reizung und Schwärmerei fürs Alterthum nun eigentlich und auf Lebenslang für die Kunst desselben jirrte? War's eigener Trieb, der so lange in ihm geschlafen hatte, und den jetzt etwa die Nähe Dresdens, der Anblick der dortigen Statuen und Kunstwerke weckte? Oder war's mehr der Umgang mit seinen Freunden, den Künstlern, da Winkelmann selbst doch kein Künstler war? Wäre das letzte . . . und in Oser's Hause hat er sein Erstes und vielleicht Seelenreichstes Buch geschrieben (die „Gedanken über die Nachahmung z.“), so hätten wir diesen Freunden, den Künstlern, Winkelmann zu danken, und Oser hätte durch ihn mehr für Italien und Deutschland gethan, als Archinto und Albani.“ Vergl. die Ausgabe von Duncker, S. 11 f. — Christian Wilhelm Ernst Dietrich (Dietrich), bei Goethe „Dierich“, 1712—1774 zu Dresden, Schüler des dortigen Landschaftsmalers Alexander Thiele, seit 1741 Hofmaler, seit 1763 Galerie-Inspektor, seit 1763 Direktor der Meißner Porzellan-Manufaktur, seit 1765 Professor an der Academie. Zu Winkelmanns Zeit hochgepriesen — nennt er ihn doch selbst „den Raphael unserer und aller Zeiten in Landschaften“ (Förster, Brief Nr. 225) — und damals neben Mengz thatächlich der einzige deutsche Maler „von Physiognomie“, hat er im Urtheil der Nachwelt nur den Ruhm des vielseitigsten und routinirtesten Kopisten. — Karl Heinrich von Heinen (1706—1791), bei Goethe „Heinold“, in der Kunstgeschichte durch seine „Nachrichten von Künstlern und Kunstfachen“, Leipzig-Dresden 1768—1786, sowie durch sein unvollendetes „Dictionnaire des artistes“, Leipzig 1778—1790, in der Geschichte der Kunstsammlungen durch seine Verdienste um die Dresdner Galerie und noch mehr um das dortige Kupferstichkabinett berühmt, für welches er in seiner „Idée générale d'une collection complète d'estampes etc.“, Leipzig et Vienne 1771, ein allgemein gültiges Muster aufstellte. Er war zu Winkelmanns Zeit die Seele des Dresdner Kunstlebens. Vergl. Justi I, S. 288 ff. — Matthias Österreich (1716—1778), Rector Heinedens, kam 1732 nach Dresden und erhielt nach einer italienischen Studienreise 1753 eine Anstellung am dortigen Kupferstichkabinett, 1754 an der Galerie. Später trat er in die Dienste Friedrichs II. über, als Direktor der Galerie von Sanssouci, deren berichtigtes Verzeichniß (Potsdam 1754) sein Werk ist. Winkelmann nennt ihn „einen großen Esel und Erzbetrüger“. Vergl. Justi I, S. 293 f.

Wirkungen äußert, die ebenso reell als harmonisch sein müssen, weil sie sich in der Folge als ein festes Band zwischen höchst verschiedenen Menschen kräftig erweisen.

R o m .

5 Winkelmann war nun in Rom, und wer konnte würdiger sein, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zustand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen imstande ist! Er sieht seine Wünsche erfüllt, sein Glück begründet, seine Hoffnungen überbefriedigt. Verkörpert stehen seine Ideen um ihn her; mit
10 Staunen wandert er durch die Reste eines Riesenzeitalters; das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht hat, steht unter freiem Himmel; unentgeltlich wie zu den Sternen des Firmaments wendet er seine Augen zu solchen Wunderwerken empor, und jeder verschlossene Schatz öffnet sich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling
15 schleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher; dem Herrlichsten und Heiligsten naht er sich in unscheinbarem Gewand; noch läßt er nichts Einzelnes auf sich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannigfaltig, und schon fühlt er die Harmonie voraus, die aus diesen vielen, oft feindselig scheinenden Elementen zuletzt
20 für ihn entstehen muß. Er beschaut, er betrachtet alles und wird, auf daß ja sein Behagen vollkommener werde, für einen Künstler gehalten, für den man denn doch am Ende so gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche jener Zustand ausübt, geistvoll entwickelte, teilen wir unsern Lesern
25 statt aller weitem Betrachtungen mit.

„Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Altertum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen.

5. Winkelmann traf a. a. 18. November 1755 in Rom ein. — 9. stehen, 1 stehn. — 10. die Reste eines Riesenzeitalters. Vergl. in Goethes Recension von Sonnenfels, über die Liebe des Vaterlandes: „Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt!“ — 12. unentgeltlich, 1 ohnentgeltlich. — 23. ein Freund. Wilhelm v. Humboldt; er lebte von 1801 bis 1808 in Rom, zuerst als preussischer Ministerresident, dann als bevollmächtigter Minister (Strebite). Die folgende Stelle ist einem Briefe Humboldts an Goethe vom 23. August 1801 entlehnt. Vergl. Goethes Jahrbuch VIII, S. 70 ff. und 117.

Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiste von diesem Eindruck uns, und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht bloß der empfindelnde Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann 5 stand, es ist ein gewaltiges Hinreißen in eine von uns nur einmal, sei es auch durch eine notwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Idee, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse 10 von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie teilzunehmen, ja an der keine andre Teilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die 15 Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist wie in noch südlicheren Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt, so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller 20 Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Überall sonst reihen sich Ideen des Kontrastes daran, und er wird elegisch oder satirisch. Freilich indes ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner als wir Tivoli. Das beweist sein „Beatus ille qui procul negotiis“. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn 25 wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Altertum uns erscheinen. Es geht damit wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen; wir haben immer einen Ärger, wenn man eine halbversunkene ausgräbt; 30 es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten

3 f. Es gehört ... Gegenstände. In Humboldts Brief: „Es ist allerdings also das meiste an diesem Eindrucke subjectiv.“ — 5. dieser oder jener Humboldt: „jener oder dieser.“ — 11. Trümmern. Humboldt: „Trümmer“. — 13. sich überglücklich. Humboldt: „überglücklich sich“. — 15. den äußern Sinn Humboldt: „dem äußern Sinne“. — 17. üppig Humboldt: „überüppig“. — 18. in dem. Humboldt: „im“. — 20. hier. Humboldt: „mir hier“. — 21. Bedürftigkeit. Humboldt: „Dürftigkeit“. — 22. und fehlt bei Humboldt. — 23 f. Horaz ... Tivoli. Strechte weist hier auf Hor. Carm. I, 7 und II, 6, sowie auf eine Parallestelle in Schillers Schritt: „Über naive und sentimentalische Dichtung“ hin (Werke XII, 1, 360): „Horaz, der Dichter eines cultivirten und verdorbenen Weltalters, preist die ruhige Glückseligkeit in seinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart nennen.“ — 29. einem Freunde Humboldt: „Zeega“.

der Phantajie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die zweiundsiebzig Kardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist als dies ganze Geschlecht.“

Mengs.

10 Aber Winkelmann hätte lange Zeit in den weiten Kreisen altertümlicher Überbleibsel nach den wertesten, seiner Betrachtung würdigsten Gegenständen umhergetastet, hätte das Glück ihn nicht sogleich mit Mengs zusammengebracht. Dieser, dessen eigenes
15 großes Talent auf die alten und besonders die schönen Kunstwerke gerichtet war, machte seinen Freund sogleich mit dem Vorzüglichsten bekannt, was unserer Aufmerksamkeit wert ist. Hier lernte dieser die Schönheit der Formen und ihrer Behandlung kennen und sah sich sogleich aufgeregt, eine Schrift vom Geschmack der griechi-
schen Künstler zu unternehmen.

20 Wie man aber nicht lange mit Kunstwerken aufmerksam umgehen kann, ohne zu finden, daß sie nicht allein von verschiedenen Künstlern, sondern auch aus verschiedenen Zeiten her-
rühren, und daß sämtliche Betrachtungen des Ortes, des Zeitalters, des individuellen Verdienstes zugleich angestellt werden müssen,
25 also fand auch Winkelmann mit seinem Geradsinne, daß hier die Achse der ganzen Kunstkenntnis befestigt sei. Er hielt sich zuerst an das Höchste, das er in einer Abhandlung von dem Stile der Bildhauerei in den Zeiten des Phidias darzustellen gedachte. Doch bald erhob er sich über die Einzelheiten zu der
30 Idee einer Geschichte der Kunst und entdeckte als ein neuer Kolumbus ein lange geahnetes, gedeutetes und besprochenes, ja man kann sagen, ein früher schon gekanntes und wieder verlor-
nes Land.

5. denn. Humboldt: „aber“. — 9. Mengs. Über Winkelmanns persönliches Verhältnis zu Anton Raffael Mengs und seiner Gattin und die Beeinflussung seiner Kunsttheorien durch diesen von ihm Raffael gleichgestellten Maler, der „das Schöne kenne“, vergl. Justi II, 1, S. 26 ff.

Traurig ist immer die Betrachtung, wie erst durch die Römer, nachher durch das Eindringen nordischer Völker und durch die daraus entstandene Verwirrung das Menschengeschlecht in eine solche Lage gekommen, daß alle wahre, reine Bildung in ihren Fortschritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle 5 Zukunft unmöglich gemacht worden.

Man mag in eine Kunst oder Wissenschaft hineinblicken, in welche man will, so hatte der gerade, richtige Sinn dem alten Beobachter schon manches entdeckt, was durch die folgende Barbarei und durch die barbarische Art, sich aus der Barbarei zu 10 retten, ein Geheimnis ward, blieb und für die Menge noch lange ein Geheimnis bleiben wird, da die höhere Kultur der neuern Zeit nur langsam ins allgemeine wirken kann. Vom Technischen ist hier die Rede nicht, dessen sich glücklicherweise das Menschengeschlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme und wohin 15 es führe.

Zu diesen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo sich schon Ahnungen, ja sogar Andeutungen einer möglichen und notwendigen Kunstgeschichte finden.

Vellejus Patereulus bemerkt mit großem Anteil das ähnliche 20 Steigen und Fallen aller Künste. Ihn als Weltmann beschäftigte besonders die Betrachtung, daß sie sich nur kurze Zeit auf dem höchsten Punkte, den sie erreichen können, zu erhalten wissen. Auf seinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunst als ein Lebendiges (*ζῶον*) anzusehen, das einen unmerklichen 25 Ursprung, einen langsamen Wachstum, einen glänzenden Augenblick seiner Vollendung, eine stufenfällige Abnahme wie jedes andere organische Wesen, nur in mehreren Individuen, notwendig darstellen muß. Er giebt daher nur sittliche Ursachen an, die freilich als mitwirkend nicht ausgeschlossen werden können, seinem 30 großen Scharfsinn aber nicht genug thun, weil er wohl fühlt, daß eine Notwendigkeit hier im Spiel ist, die sich aus freien Elementen nicht zusammensetzen läßt.

18. Ahnungen, 1 Abndungen. — 20. Vellejus Patereulus. Hist. Rom. I, 16—17. Am 30. März 1805 schreibt Goethe an Eichstädt: „Könnten Sie mir Jacobs' Uebersetzung des Vellejus Patereulus auf kurze Zeit verschaffen?“ Die Uebersetzung Goethes ist aber durchaus selbständig und im Vergleich zu der von Jacobs meisterhaft zu nennen. — 28. andere, 1 andre.

„Daß wie den Rednern es auch den Grammatikern, Malern und Bildhauern gegangen, wird jeder finden, der die Zeugnisse der Zeiten verfolgt; durchaus wird die Vortrefflichkeit jeder Kunst von dem engsten Zeitraume umschlossen. Warum nun
 5 mehrere ähnliche, fähige Menschen sich in einem gewissen Jahreskreis zusammenziehen und sich zu gleicher Kunst und deren Beförderung versammeln, bedenke ich immer, ohne die Ursachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrscheinlichen sind mir folgende die wichtigsten. Racheiferung nährt
 10 die Talente; bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nachahmung, und schnell erhebt sich das mit so großem Fleiß Geförderte auf die höchste Stelle. Schwer verweilt sich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, schreitet zurück. Und so sind wir anfangs unsern Vordermännern nach-
 15 zukommen bemüht; dann aber, wenn wir sie zu übertreffen oder zu erreichen verzweifeln, veraltet der Fleiß mit der Hoffnung, und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr; man strebt nicht mehr nach dem Besiz, den andre schon ergriffen, man späht nach etwas Neuem, und so lassen wir das,
 20 worin wir nicht glänzen können, fahren und suchen für unser Streben ein ander Ziel. Aus dieser Unbeständigkeit, wie mich dünkt, entsteht das größte Hindernis, vollkommene Werke hervorzubringen.“

Auch eine Stelle Quintilians, die einen bündigen Entwurf
 5 der alten Kunstgeschichte enthält, verdient als ein wichtiges Denkmahl in diesem Fache ausgezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls bei Unterhaltung mit römischen Kunstliebhabern eine auffallende Ähnlichkeit zwischen dem Charakter der griechischen bildenden Künstler mit dem der römischen Redner
 30 gefunden und sich bei Kennern und Kunstfreunden deshalb näher unterrichtet haben, so daß er bei seiner gleichnißweisen Aufstellung, da jedesmal der Kunstcharakter mit dem Zeitcharakter zusammen-

3 j. jeder Kunst. In allen früheren Drucken „der Kunst“. Bei Bellejus Patereul⁵ „cuiusque operis“; daher ist die in W bereits vermutungsweise vorgeschlagene Fassung in den Text zu setzen. — 5. sich in einem, 2—4 sich in einen. Vell. recedentis in quodque saeculum ingeniorum similitudinis. — 11. so fehlt 2—4. Vell. summo studio. — 15. sie zu übertreffen oder, 1 sie übertreffen, oder. Vell. ubi aut praeteriri aut aequari eos posse desperavimus. — 20. können, 1 könnten. Vell. possumus. — 21. Auch eine Stelle Quintilians. Instit. orat. 12, 10, 3—9.

fällt, ohne es zu wissen oder zu wollen, eine Kunstgeschichte selbst darzustellen genötigt ist.

„Man sagt, die ersten berühmten Maler, deren Werke man nicht bloß des Altertums wegen besucht, seien Polygnot und Aglaophon. Ihr einfaches Kolorit findet noch eifrige Liebhaber, 5 welche dergleichen rohe Arbeiten und Anfänge einer sich entwickelnden Kunst den größten Meistern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Sinnesweise

„Nachher haben Zeuxis und Parrhasius, die nicht weit aus einander lebten, beide ungefähr um die Zeit des peloponnesischen 10 Kriegs, die Kunst sehr befördert. Der erste soll die Gesetze des Lichtes und Schattens erfunden, der andere aber sich auf genaue Untersuchung der Linien eingelassen haben. Ferner gab Zeuxis den Gliedern mehr Inhalt und machte sie völliger und ansehnlicher. Er folgte hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die ge- 15 waltigste Form auch an den Weibern gefällt. Parrhasius aber bestimmte alles dergestalt, daß sie ihn den Gesetzgeber nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er sie überliefert hat, von andern als nötigend befolgt und beibehalten werden.

„So blühte die Malerei um die Zeit des Philippus bis zu 20 den Nachfolgern Alexanders, aber in verschiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt ist Protogenes, an Überlegung Pamphilus und Melanthius, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung seltsamer Erscheinungen, die man Phantasten nennt, Theon der Samier, an Geist und Anmut Apelles von niemanden übertroffen 25 worden. Euphranor bewundert man, daß er in Rücksicht der Kunstfordernisse überhaupt unter die Besten gerechnet werden muß und zugleich in der Maler- und Bildhauerkunst vortrefflich war.

„Denselben Unterschied findet man auch bei der Plastik. 30 Dem Kalon und Hegesias haben härter und den Toskanern ähnlich gearbeitet, Kalamis weniger streng, noch weicher Myron.

„Aleiß und Zierlichkeit besitzt Polyklet vor allen. Ihm wird von vielen der Preis zuerkannt; doch damit ihm etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht. Denn wie er die menschliche 35

1. besucht. W. vermutet „besichtigt“, weil der Urtext „visenda“ lautet. Ein Grund dafür ist indessen nicht anzuführen, da ja „besucht“ sich genau mit einer Bedeutung des lateinischen Wortes deckt. — 12. andere, 1 andre.

Form zierlicher gemacht, als die Natur sie zeigt, so scheint er die Würde der Götter nicht völlig auszufüllen, ja, er soll sogar das ernstere Alter vermieden und sich über glatte Wangen nicht hinausgewagt haben.

5 „Was aber dem Polyklet abgeht, wird dem Phidias und Alkamenes zugestanden. Phidias soll Götter und Menschen am vollkommensten gebildet, besonders in Elfenbein seinen Nebenbuhler weit übertroffen haben. Also würde man urtheilen, wenn er auch nichts als die Minerva zu Athen oder den Olympischen Jupiter
10 in Elis gemacht hätte, dessen Schönheit der angenommenen Religion, wie man sagt, zu Statten kam; so sehr hat die Majestät des Werkes dem Gotte sich gleichgestellt.

„Lysippus und Praxiteles sollen nach der allgemeinen Meinung sich der Wahrheit am besten genähert haben; Demetrius aber
15 wird getadelt, daß er hierin zu viel gethan; er hat die Ähnlichkeit der Schönheit vorgezogen.“

Litterarisches Metier.

Nicht leicht ist ein Mensch glücklich genug, für seine höhere Ausbildung von ganz uneigennütigen Gönnern die Hülfsmittel
20 zu erlangen. Selbst wer das Beste zu wollen glaubt, kann nur das befördern, was er liebt und kennt, oder noch eher, was ihm nutzt. Und so war auch die litterarisch-bibliographische Bildung dasjenige Verdienst, das Winkelmann früher dem Grafen Bünau und später dem Cardinal Passionei empfahl.

25 Ein Bücherkenner ist überall willkommen, und er war es in jener Zeit noch mehr, als die Lust, merkwürdige und rare Bücher zu sammeln, lebendiger, das bibliothekarische Geschäft noch mehr in sich selbst beschränkt war. Eine große deutsche Bibliothek sah einer großen römischen ähnlich; sie konnten mit einander im
30 Besitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothekar eines deutschen Grafen war für einen Cardinal ein erwünschter Hausgenosse und konnte sich auch da gleich wieder als zu Hause finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anstatt daß man sie

6f. Götter . . . gebildet. Abweichend bei Quintilianus: „dis quam hominibus effingendis melior artifex.“ — 24. und später . . . empfahl. Über Winkelmanns Einführung beim Cardinal Passionei, der ihn ursprünglich für die „schriftliche Recension“ von 200 griechischen Manuscripten seiner Bibliothek — nächst der Bünauischen der größten damaligen Privatbibliothek Europas — beschäftigen wollte, vergl. Justii II, 1, S. 23 ff.

jetzt bei dem schnellen Fortschreiten der Wissenschaften, bei dem zweckmäßigen und zwecklosen Anhäufen der Druckschriften mehr als nützliche Vorratskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzusehen hat, so daß ein Bibliothekar weit mehr als sonst sich von dem Gange der Wissenschaft, von dem Wert und Unwert der Schriften zu unterrichten Ursache hat und ein deutscher Bibliothekar Kenntnisse besitzen muß, die fürs Ausland verloren wären.

Aber nur kurze Zeit und nur so lange, als es nötig war, um sich einen mäßigen Lebensunterhalt zu verschaffen, blieb Winkelmann seiner eigentlichen litterarischen Beschäftigung getreu, so wie er auch bald das Interesse an dem, was sich auf kritische Untersuchungen bezog, verlor, weder Handschriften vergleichen, noch deutschen Gelehrten, die ihn über manches befragten, zur Rede stehen wollte.

Doch hatten ihn seine Kenntnisse schon früher zu einer vortheilhaften Einleitung gedient. Das Privatleben der Italiener überhaupt, besonders aber der Römer, hat aus mancherlei Ursachen etwas Geheimnisvolles. Dieses Geheimnis, diese Absonderung, wenn man will, erstreckte sich auch über die Litteratur. Gar mancher Gelehrter widmete sein Leben im stillen einem bedeutenden Werke, ohne jemals damit erscheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden sich häufiger als in irgend einem Lande Männer, welche bei mannigfaltigen Kenntnissen und Einsichten sich schriftlich oder gar gedruckt mitzuteilen nicht zu bewegen waren. Zu solchen fand Winkelmann den Eintritt gar bald eröffnet. Er

9 ff. Aber nur kurze Zeit . . . wollte. Am 20. November 1757 schreibt Winkelmann an Gensmer: „Meine Studien habe ich eingeschränkt auf die Kunst und griechische Gelehrsamkeit. . . Ich suche auch keine Bücherkenntniß zu erlangen.“ (Zörster Nr. 61.) Wiederholt spricht er von seinem „Ekel und Unwillen gegen die mehresten deutschen Gelehrten“ und über den Krieg der deutschen Professores, „die sich dem Teufel und seiner Großmutter ergeben über ein Wort mit oder ohne h“. (Zörster, Brief Nr. 137.) Seine eigene Stellung zur klassischen Philologie faßt er in die Worte zusammen: „Ich sehe, daß ich alte Griechen durch alte Denkmäler erklären und verbessern kann, und darf es also nicht durch Collationiren der Msscript. zu erhalten suchen.“ (Zörster, Brief Nr. 242.) Aber die Anfragen aus Deutschland äußert er sich an Waltber am 1. März 1766: „Es geschehen mir so viel unvernünftige Anmuthungen von den Pedanten jenseits der Alpen, daß alle meine Zeit auf zwanzig Jahre hinaus nicht zureichen würde, ihren Verlangen ein Genüge zu thun; und ich antworte ferner niemanden von dergleichen Leuten.“ (Zörster, Brief Nr. 315.) Wie weit diese „Anmuthungen“ gingen, zeigt der Brief an Gensmer vom 20. März 1766: „Die Stribleri unserer Nation suchen Wege, mich mit Briefen zu bestürmen, auf die der Teufel selbst kaum gedacht hatte. Man hat mir ganz kürzlich an hundert Punkte in einem einzigen Briefe zu beantworten geschickt, und es würde wenigstens sehn Jahre Zeit erfordern, um solchen ungestümen und unverschämten Verlangen ein Genüge zu thun.“ (Zörster, Brief Nr. 316.)

nennt unter ihnen vorzüglich Giacomelli und Valdani und erwähnt seiner zunehmenden Bekanntschaften, seines wachsenden Einflusses mit Vergnügen.

Cardinal Albani.

5 Über alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenosse des Cardinals Albani geworden zu sein. Dieser, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß von Jugend auf eine entschiedene Kunstliebhaberei, die beste Gelegenheit, sie zu befriedigen, und ein bis ans Wunderbare grenzendes Sammlerglück gehabt
10 hatte, fand in späteren Jahren in dem Geschäft, diese Sammlung würdig aufzustellen und so mit jenen Römischen Familien zu wetteifern, die früher auf den Wert solcher Schätze aufmerksam gewesen, sein höchstes Vergnügen; ja, den dazu bestimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war sein Geschmack und seine
15 Lust. Gebäude drängten sich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle; Brunnen und Obelisten, Karyatiden und Basreliefe, Statuen und Gefäße fehlten weder im Hof- noch Gartenraum, indes große und kleinere Zimmer, Galerien und Kabinette die merkwürdigsten Momente aller Zeiten enthielten.

1. Mit dem gelehrten Prälaten Michelangelo Giacomelli (1695—1774) trat Windelmann gegen Ende des Jahres 1756 in näheren Verkehr. Die gleiche Begeisterung für die Griechen führte sie zusammen, denn Giacomelli war neben Mazzocchi und Corsini der erste Kenner des Griechischen, neben dem selbst Windelmann „die Zege! streichen“ wollte. Windelmann nennt ihn zugleich „einen großen Mathematiker, Physiker und Poeten“, „einen der größten Gelehrten in aller Gelehrsamkeit“ und preist sein lebenswürdiges Entgegenkommen. Über Leben, Werke und Bedeutung Giacomellis vergl. Justi II, 1, S. 88 ff. — Von dem gelehrten geh. Kaplan des Papstes, Antonio Valdani (1691—1766), den Windelmann, im Gegensatz zu dem „Gelehrtesten“ Giacomelli, den „Weisesten“ in Rom nennt, gelten Goethes obige Bemerkungen in besonderem Grade. Er war ein hervorragendes Mitglied der römischen Gelehrtenrepublik, aber er hatte nach Windelmanns eigenen Worten „nicht die Eitelkeit, ein Schriftsteller zu werden, sondern theilte mit, was er hat und weiß“. (Förster, Briefe Nr. 54 und 65.) Seinen Nachruhm dankt er nicht eigenen Schriften — nur „wegen der vielen von ihm vorbereiteten Werke“ ward er den Schriftstellern beigezählt — sondern seinen Beiträgen zu den Werken anderer und seiner reichen Bibliothek. Vergl. über ihn Justi II, 1, S. 126 ff. — 6. Cardinalis, 1—2 Cardinal. — Über den Cardinal Alessandro Albani (1692—1779) und Windelmanns Verhältnis zu ihm vergl. Justi II, 1, Kap. 5, S. 291—311. Windelmann trat nach dem Tod des Cardinals Archinto, 1758, dessen Bibliothek er katalogisierte, als Bibliothekar in seine Dienste, wurde sein Berater in allen Angelegenheiten seiner Sammlungen, und sein Vertrauter. — 9. grenzendes, 1—2 glänzendes. — 15 ff. Der Bau der Villa begann mit den fünfziger Jahren; Windelmann sah den Grundstein legen und den Bau „täglich an Schönheit wachsen“. Er preist die Villa als „das erlauchteste Werk in Rom, welches irgend in neuer Zeit entworfen“, nur mit der Peterskirche vergleichbar. Sein Plan, eine Beschreibung der Villa und ihrer Schätze zu liefern (vergl. Brief an Etzsch vom 11. August 1761, Förster Nr. 172), blieb unausgeführt. Wir besäßen von ihm nur die knappe Schilderung in den für J. N. von Berg bestimmten „Anmerkungen über die Alterthümer in Rom“ (Förster, Briefe, C. E. 439), sowie die einzelnen Angaben in zahlreichen

Zu Vorbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicherweise gefüllt. So überhäuften die Römer ihr Kapitol, daß es unmöglich scheint, alles habe darauf Platz gehabt. So war die Via sacra, das Forum, der Palatin überdrängt mit Gebäuden und Denkmälern, so daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menschenmasse in diesen Räumen unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit ausgegrabener Städte zu Hülfe käme, wenn man nicht mit Augen sehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichsam nur als Modell zu Gebäuden ihre Gebäude angelegt sind. Diese Bemerkung gilt sogar von der Villa des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war.

In einem solchen überfüllten Zustande verließ Winkelmann die Villa seines Herrn und Freundes, den Ort seiner höhern und erfreulichsten Bildung. So stand sie auch lange noch nach dem Tode des Kardinals zur Freude und Bewunderung der Welt, bis sie in der alles bewegenden und zerstreuenden Zeit ihres sämtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Nischen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgerissen und der ungeheure Vorrat zum Transport eingepackt. Durch den sonderbarsten Wechsel der Dinge führte man diese Schätze nur bis an die Tiber. In kurzer Zeit gab man sie dem Besizer zurück, und der größte Teil bis auf wenige Juwelen befindet sich wieder an der alten Stelle. Jenes erste traurige Schicksal dieses Kunst-Schatzes und dessen Wiederherstellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winkelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdischen Leid sowie der zum Ersatz nicht immer hinreichenden Freude schon entwachsen war.

Glücksfälle.

30

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf seinem Wege; nicht allein, daß in Rom das Aufgraben der Antiquitäten lebhaft und glücklich von statten ging, sondern es waren auch

römischen Briefen. Als Parallelstelle zum Obigen sei Winkelmanns Ausspruch im Brief an Ztösch vom 15. August 1766 (Nöfster Nr. 359) erwähnt: der Kardinal Albani „geräth immer tiefer hinein, und findet keine Grenzen in seiner Villa. Er ist ein Cartesianer im bauen; denn er kann keinen leeren Raum leiden, und seine Villa wird, wenn er länger lebt, aussehen, wie wir uns das alte Capitolium vorstellen müssen“.

die Herkulanischen und Pompejischen Entdeckungen teils neu, teils durch Neid, Verheimlichung und Langsamkeit unbekannt geblieben, und so kam er in eine Ernte, die seinem Geiste und seiner Thätigkeit genugsam zu schaffen gab.

5 Traurig ist es, wenn man das Vorhandne als fertig und abgeschlossen ansehen muß. Künftkammern, Galerien und Museen, zu denen nichts hinzugefügt wird, haben etwas Grab- und Wespenster-artiges; man beschränkt seinen Sinn in einem so beschränkten Kunstkreis, man gewöhnt sich, solche Sammlungen als ein Ganzes an-
10 zusehen, anstatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden sollte, daß in der Kunst wie im Leben kein Abgeschlossenes beharre, sondern ein Unendliches in Bewegung sei.

In einer so glücklichen Lage befand sich Winkelmann. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort regen Kunst-
15 handel bewegten sich manche alte Besitzungen ans Tageslicht, gingen vor seinen Augen vorbei, ermunterten seine Neigung, erregten sein Urteil und vermehrten seine Kenntnisse.

Kein geringer Vorteil für ihn war sein Verhältnis zu dem Erben der großen Stoschischen Besitzungen. Erst nach dem Tode

1. die Herkulanischen . . Entdeckungen. Über die Herkulanischen Entdeckungen veröffentlichte Winkelmann selbst das „Sendschreiben an den Reichsgrafen von Brühl“, Dresden 1762, und „Nachrichten an Heinrich Zuesli“. Dresden 1761. — 19. Der „abenteuerliche Halbdiplomats“ Baron Philipp von Stosch (1691—1757), seit 1731 in Florenz anständig, der deutsche „Rector der Archäologie“ in Italien und das „Orakel“ aller Sammler, hatte Winkelmann, mit welchem er in einen antiquarischen Briefwechsel getreten war, zum Herausgeber seines berühmten Gemmenkabinetts bestimmt. Nach seinem im November 1757 erfolgten Ableben berief sein Neffe und Erbe Muzell Stosch Winkelmann zur Erfüllung dieses Vermächtnisses nach Florenz, wo derselbe vom September 1758 bis zum Juni 1759 auf Grund der vom alten Stosch verfaßten Verzeichnisse einen Catalogue raisonné der geschnittenen Steine zunächst aus dem größten entwarf und ihn dann mit Hilfe des Kardinals Albani bis zum September 1760 in Rom vollendete. Das Kabinett, welches Winkelmann selbst „königlich“ und „das stärkste in der Welt“ nennt, enthielt nach Justi etwa 3000 antike Steine und 28000 Abdrücke. Es wurde später, 1761, zum größten Teil von Friedrich II. erworben und etwa zu vier Fünfteln in das Berliner Kabinett eingereiht, dessen Gemmenammlung dadurch zur reichsten der Welt wurde. Zu dem Katalog, welcher 1760 unter dem Titel: „Description des Pierres gravées du feu Baron de Stosch par M. l'abbé Winckelmann etc.“ in Florenz erschien, hat auch der Franzose Joannan de St. Laurent beigetragen. Über die beiden Stosch, das Kabinett und die Description vergl. Justi II. 1, Kap. 4, S. 222 ff. Im Jahre 1828 beschäftigte sich Goethe nochmals mit diesem Kabinett, als er über das 1827 auf Grund jener „Description“ angefertigte „Verzeichnis der geschnittenen Steine in dem königlichen Museum der Altertümer zu Berlin“ berichtete. Vergl. „Über Kunst und Altertum“ VI. Bd. 2. Heft. 1828. Dort wird auch das Leben Philipps von Stosch kurz erzählt. Vergl. H. Kollet, „Goethe und die Skulptur“. Goethe-Jahrbuch III, S. 352 ff. An der „Übereilung“ war einerseits das Drängen Muzell-Stoschs, welcher des Katalogs für den Verkauf der Sammlung baldigt bedurfte, andererseits der Tod des Kardinal Archinto (vergl. S. 61, Z. 6 Anm.) und Winkelmanns Berufung zum Kardinal Albani schuld. Die oben erwähnte eifrige Korrespondenz Winkelmanns mit Muzell-Stosch giebt einen trefflichen Einblick in Winkelmanns Arbeitsart und die beste Erläuterung zu dem folgenden Abschnitt: „Erlangte Einsicht“ (vergl. S. 68). Nach zahllosen Zusätzen,

des Sammlers lernte er diese kleine Kunstwelt kennen und herrschte darin nach seiner Einsicht und Überzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Theilen dieser äußerst schätzbaren Sammlung gleich vorsichtig um, niemoht das Ganze einen Katalog zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und Sammler verdient hätte. 5
Manches ward verschleudert; doch um die treffliche Gemmenammlung bekannter und verkäuflicher zu machen, unternahm Winkelmann mit dem Erben Stosch die Fertigung eines Katalogs, von welchem Geschäft und dessen übereilter und doch immer geistreicher Behandlung uns die überbliebene Korrespondenz ein merkwürdiges Zeugnis ablegt. 10

Bei diesem auseinanderfallenden Kunstkörper wie bei der sich immer vergrößernden und mehr vereinigenden Albanischen Sammlung zeigte sich unser Freund geschäftig, und alles, was zum Sammeln oder Zerstreuen durch seine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in seinem Geiste angefangen hatte aufzustellen. 15

U n t e r n o m m e n e S c h r i f t e n .

Schon als Winkelmann zuerst in Dresden der Kunst und den Künstlern sich näherte und in diesem Fach als Anfänger erschien, war er als Litterator ein gemachter Mann. Er über sah die Vorzeit sowie die Wissenschaften in manchem Sinne. Er 20
fühlte und kannte das Altertum sowie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters selbst in seinem tiefgedrückten Zustande. Er hatte sich einen Stil gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, sondern als ein gelehrter Jünger seinen Meistern zu, er horchte ihnen ihre 25
bestimmten Kenntnisse leicht ab und fing sogleich an, alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplatze als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte, blieb er derselbige. Was er von Mengs vernahm, was die Umgebung ihm zurief, 30
bewahrte er nicht etwa lange bei sich, ließ den frischen Most nicht etwa gären und klar werden, sondern, wie man sagt, daß man

Ergänzungen und Amandierungen schreibt er noch am 11. Juni 1760 an Müllers-Stosch: „Ich habe angefangen unendlich viel Sachen zu unserm Werke beizutragen, so daß, wenn es künftig einem Buchhändler einfallen sollte, eine neue Auflage zu machen, soll es ein Werk werden, wie es würde geworden sein, wenn ich mehr Zeit gehabt hätte.“

4 Katalog, 1 Katalogen. — 22. tiefgedrückten, 1—3 tiefgedrücktem.

durch Lehren lerne, so lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlassen, wie manche Gegenstände benannt, über die ein Werk erfolgen sollte! Und diesem Anfang glich seine ganze antiquarische Laufbahn. Wir finden ihn
 5 immer in Thätigkeit, mit dem Augenblick beschäftigt, ihn dergestalt ergreifend und festhaltend, als wenn der Augenblick vollständig und befriedigend sein könnte, und ebenso ließ er sich wieder vom nächsten Augenblicke belehren. Diese Ansicht dient zur Würdigung seiner Werke.

10 Daß sie so, wie sie da liegen, erst als Manuscript auf das Papier gekommen und sodann später im Druck für die Folgezeit fixirt worden, hing von unendlich mannigfaltigen, kleinen Umständen ab. Nur einen Monat später, so hätten wir ein anderes Werk, richtiger an Gehalt, bestimmter in der Form, vielleicht etwas
 15 ganz Anderes. Und eben darum bedauern wir höchlich seinen frühzeitigen Tod, weil er sich immer wieder umgeschrieben und immer sein ferneres und neuestes Leben in seine Schriften eingearbeitet hätte.

Und so ist alles, was er uns hinterlassen, als ein Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchstaben Toten geschrieben.
 20 Seine Werke, verbunden mit seinen Briefen, sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst. Sie sehen wie das Leben der meisten Menschen nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen; wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu
 25 bessern hätte; wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man demselbigen Tadel vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntnis selbst ausgesetzt sein möchte; denn Beschränkung ist überall unser Los.

2f. Wie manchen . . . sollte. Vergl. Rosetti a. a. D. S. 250. Die geplanten Schriften, welche in den Briefen erwähnt werden, waren theils — wie die Edition des Libanius (Hörster Nr. 51), die „Conjectanea in Graecorum Auctores et Monumenta“ (Hörster Nr. 306) — philologischer, theils — wie der in die Druckschriften verarbeitete „Commentar über die ältesten griechischen Münzen“ (Hörster Nr. 158 und 170) und: „Von der Ergänzung der Statuen und anderer Werke des Alterthums“ (Hörster Nr. 59 und 51) — archäologischer Art. Andere — wie die „Römischen Briefe“ (Hörster Nr. 56), „Von dem gegenwärtigen Zustand der schönen Künste und Wissenschaften und der Gelehrsamkeit in Italien“ (Hörster Nr. 159) und die „Abhandlung vom verderbten Geschmack in Künsten und Wissenschaften“ (Hörster Nr. 282 und 284) — wären polemischer Natur gewesen. Aber sein Lieblingsthema: „Von der Art, nützlich in Italien zu reisen“ vergl. Hörster, Briefe Nr. 160, 188 und Nachträge D und E. Zuletzt war Winkelman mit den Vorarbeiten für den III. Band der „Monumenti inediti“ beschäftigt. — 23. Ahnungen, 1 Ahnungen.

Philosophie.

Da bei dem Fortrücken der Kultur nicht alle Teile des menschlichen Wirkens und Untreibens, an denen sich die Bildung offenbaret, in gleichem Wachstum gedeihen, vielmehr nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände einer dem andern vor- eilen und ein allgemeineres Interesse erregen muß, so entsteht 5 daraus ein gewisses eiferfüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der so mannigfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um desto weniger vertragen, je näher sie verwandt sind.

Zwar ist es meistens eine leere Klage, wenn sich bald diese 10 oder jene Kunst- und Wissenschaftsbesessenen beschweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachlässigt werde; denn es darf nur ein tüchtiger Meister sich zeigen, so wird er die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Übermaß von Ehre und 15 Reichthum zusichern. Ein tüchtiger Meister weckt brave Schüler, und ihre Thätigkeit ästet wieder ins Unendliche.

Doch haben freilich von jeher die Philosophen besonders den Haß nicht allein ihrer Wissenschaftsverwandten, sondern auch der Welt- und Lebensmenschen auf sich gezogen und vielleicht mehr 20 durch ihre Lage als durch eigene Schuld. Denn da die Philosophie ihrer Natur nach an das Allgemeinste, an das Höchste Anforderung macht, so muß sie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet ansehen und behandeln.

Auch verleugnet man ihr diese anmaßlichen Forderungen nicht 25 ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen teil zu nehmen, ihre Maximen zu nutzen und, was sie sonst reichen mag, zu verbrauchen. Da sie aber, um allgemein zu werden, sich eigener Worte, fremdartiger Kombinationen und seltsamer Einleitungen bedienen muß, die mit den besondern Zu- 30 ständen der Weltbürger und mit ihren augenblicklichen Bedürfnissen nicht eben zusammenfallen, so wird sie von denen geschmäht, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzufassen wäre.

Wollte man aber dagegen die Philosophen beschuldigen, daß 35 sie selbst den Übergang zum Leben nicht sicher zu finden wissen,

11. Wissenschaftsbesessenen, 1—2 Wissenschaftsbesessene. — 22. Anforderung, 1 Anforderung.

daß sie gerade da, wo sie ihre Überzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen, die meisten Fehlgriffe thun und dadurch ihren Kredit vor der Welt selbst schmälern, so würde es hiezu an mancherlei Beispielen nicht fehlen.

5 Winkelmann beklagt sich bitter über die Philosophen seiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man sich in sein eigenes Fach zurückzieht. Sonderbar ist es, daß Winkelmann die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Christs
10 Anleitung und ohne sich um einen Philosophen in der Welt zu bekümmern, sich in seinem Hauptstudium bequemer hätte ausbilden können.

Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vor-
schweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir
15 auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die echten Altertumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich be-
20 günstigt zu sein scheinen.

Denn indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit,
25 ihr Geschmack eine solche Konsistenz, daß sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen ausgebildet erscheinen.

5f. Winkelmann ... Einfluß. Besonders über die Schriften Christian Wolffs, von denen er sagt, es seien „Minderereien, ohne große Mühe zusammengeschmiert, die endlich die Mäuse freffen werden“. Beral. Justi I, S. 69 ff. — 8f. Sonderbar ... bezog. Winkelmann studierte in Halle und Jena. — 9f. unter Christs Anleitung. Johann Friedrich Christ (1700—1756), seit 1731 Professor der Geschichte und später auch der Dichtkunst in Leipzig, hat durch sein „Collegium litterarium“ dem archäologischen Studium an deutschen Universitäten Bahn gebrochen. Ähnlich wie Goethe äußert sich Wolf in der III. Skizze (Originalausgabe S. 459): „Wahrscheinlich aber würde er (Winkelmann) auf keiner andern hohen Schule von Deutschland für die Elemente seiner nachmaligen Lieblingskenntnisse viel mehr gewonnen haben, außer etwa zu Leipzig, wo ... damals, neben andern Lehrern der klassischen Literatur, Christ eine kleine Anzahl von Zuhörern auch mit den Ueberbleibseln alter Kunst bekannt machte. ... Vielleicht machte indeß W., als er beym Grafen Bürau war, oder zunächst während des Aufenthalts zu Dresden, Gebrauch von den handschriftlich herumgehenden Besten des Christlichen sogenannten Collegium litterarium, woraus er manche nützliche Notiz, selbst über das Technische der Kunstwerke, aber freilich keinen allgemeinen Geist des Alterthums ziehen konnte.“ — Christ war übrigens Erstleber und Reisebegleiter in der Bünauschen Familie gewesen.

Nach Winkelmann gelang dieses Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunst und das Leben kräftig einwirkend zu Hülfe kamen.

Poesie.

So sehr Winkelmann bei Lesung der alten Schriftsteller ⁵ auch auf die Dichter Rücksicht genommen, so finden wir doch bei genauer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensganges keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja man könnte eher sagen, daß hier und da eine Abneigung hervorblicke, wie denn seine Vorliebe für alte gewohnte Luthersche Kirchenlieder und sein Ver- ¹⁰ langen, ein solches unverfälschtes Gesangbuch selbst in Rom zu besitzen, wohl von einem tüchtigen wackern Deutschen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunst zeuget.

Die Poeten der Vorzeit scheinen ihm früher als Dokumente der alten Sprachen und Litteraturen, später als Zeugnisse für ¹⁵ bildende Kunst interessiert zu haben. Desto wunderbarer und erfreulicher ist es, wenn er selbst als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverkennbarer in seinen Beschreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in seinen spätern Schriften. Er sieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unaussprechliche Werke, und ²⁰ doch fühlt er den unwiderstehlichen Drang, mit Worten und Buchstaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgeteilt werden, und indem er nun die ganze Künftammer seiner Fähigkeiten mustert, ²⁵ sieht er sich genötigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einsicht.

So sehr Winkelmann überhaupt auf ein gewisses Ansehen ³⁰ vor der Welt achtete, so sehr er sich einen litterarischen Ruhm wünschte, so gut er seine Werke auszustatten und sie durch einen gewissen feierlichen Stil zu erheben suchte, so war er doch keines-

²⁹ ff. wie denn ... besitzen. Vergl. Briefe, Nr. 370 u. 156. — 11. scheinen, 1-3 scheinen.

weges blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das schnellste bemerkte, wie sich's bei seiner fortschreitenden, immer neue Gegenstände fassenden und bearbeitenden Natur notwendig ereignen mußte.

- Je mehr er nun in irgend einem Aufsatze dogmatisch und didaktisch zu Werke gegangen war, diese oder jene Erklärung eines Monuments, diese oder jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet und festgesetzt hatte, desto auffallender war ihm der Irrtum, sobald er durch neue Data sich davon überzeugt hielt, desto schneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weise zu verbessern.
- 10 Hatte er das Manuskript noch in der Hand, so ward es umgeschrieben; war es zum Druck abgesendet, so wurden Verbesserungen und Nachträge hinterdrein geschickt, und von allen diesen Neuschritten machte er seinen Freunden kein Geheimnis; denn auf Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit stand sein ganzes
- 15 Wesen gegründet.

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf einmal, sondern nur durch die That selbst klar, das Unternehmen seiner *monumenti inediti*.

- 20 Man sieht wohl, daß jene Lust, neue Gegenstände bekant zu machen, sie auf eine glückliche Weise zu erklären, die Altertumskunde in so großem Maße zu erweitern, ihn zuerst angelockt habe; dann tritt das Interesse hinzu, die von ihm in der Kunstgeschichte einmal aufgestellte Methode auch hier an Gegenständen, die er
- 25 dem Leser vor Augen legt, zu prüfen, da denn zuletzt der glückliche Voratz sich entwickelte, in der vorausgeschickten Abhandlung das Werk über die Kunstgeschichte, das ihm schon im Rücken lag, stillschweigend zu verbessern, zu reinigen, zusammenzudrängen und vielleicht sogar teilweise aufzuheben.

- 30 Im Bewußtsein früherer Mißgriffe, über die ihn der Nichtrömer kaum zurechtweisen durfte, schrieb er ein Werk in italienischer Sprache, das auch in Rom gelten sollte. Nicht allein besleißigt er sich dabei der größten Aufmerksamkeit, sondern wählt sich auch freundschaftliche Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht,

19. *Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da Giovanni Winckelmann*. Roma 1767. — 33 f. sondern wählt ... durchgeht. Besonders Baldani und — für die Sprache — Banovitelli, den Baumeister von Caserta, ferner den Cardinal Albani, Contucci, Vottari, Giacomelli u. a. Vergl. Justi II, 2, S. 345 ff.

sich ihrer Einsicht, ihres Urtheils auf das flügste bedient und so ein Werk zustande bringt, das als Vermächtnis auf alle Zeiten übergehen wird. Und er schreibt es nicht allein, er besorgt es, unternimmt es und leistet als ein armer Privatmann das, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademischen Kräften Ehre 5 machen würde.

P a p s t.

Sollte man so viel von Rom sprechen, ohne des Papstes zu gedenken, der doch Winckelmann wenigstens mittelbar manches Gute zufließen lassen! 10

Winckelmanns Aufenthalt in Rom fiel zum größten Teil unter die Regierung Benedikts XIV. Lambertini, der als ein heiterer, behaglicher Mann lieber regieren ließ, als regierte; und so mögen auch die verschiedenen Stellen, welche Winckelmann bekleidete, ihm durch die Gunst seiner hohen Freunde mehr als 15 durch die Einsicht des Papstes in seine Verdienste geworden sein.

Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weise in der Gegenwart des Hauptes der Kirche; ihm wird die besondere Auszeichnung, dem Papste aus den monumenti inediti einige Stellen vorlesen zu dürfen, und er gelangt auch von dieser Seite 20 zur höchsten Ehre, die einem Schriftsteller werden kann.

C h a r a k t e r.

Wenn bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei Gelehrten, dasjenige, was sie leisten, als die Hauptsache erscheint und der Charakter sich dabei wenig äußert, so tritt im Gegenteil 25 bei Winckelmann der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptsächlich deswegen merkwürdig und schätzenswert ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart. Haben wir schon unter der Aufschrift vom Antiken und Heidnischen,

12. Benedikt XIV. starb im Mai 1758; von Winckelmanns italienischem Aufenthalt fallen in seine Lebenszeit also nur zwei und ein halbes Jahr, die „römischen Meisterjahre“ aber vielmehr unter Klemens XIII. (1758—1769), dem er persönlich nahe trat und seine Ämter („Präsident der Altertümer in Rom“ [Antiquario della Camera Apostolica] und „Scrittore an der Vaticana“) verdankte. Vergl. Justi II, 2, S. 23—31, über Benedikt XIV. II, 1, S. 138—142. — 18. besondere, 1 besondre. — 19f. dem Papste . . . dürfen. Über diese Vorlesung vergl. Brief vom 12 Oktober 1763 an Baron von Miesedel (Körter Nr. 247).

vom Schönheits- und Freundschaftsinne einiges Allgemeine zum Anfang ausgesprochen, so wird das mehr Besondere hier gegen das Ende wohl seinen Platz verdienen.

Winkelman war durchaus eine Natur, die es redlich mit
 5 sich selbst und mit andern meinte; seine angeborne Wahrheits-
 liebe entfaltete sich immer mehr und mehr, je selbständiger und
 unabhängiger er sich fühlte, so daß er sich zuletzt die höfliche
 Rücksicht gegen Irrtümer, die im Leben und in der Litteratur
 so sehr hergebracht ist, zum Verbrechen machte.

10 Eine solche Natur konnte wohl mit Behaglichkeit in sich
 selbst zurückkehren; doch finden wir auch hier jene altertümliche
 Eigenheit, daß er sich immer mit sich selbst beschäftigte, ohne sich
 eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an sich, nicht über sich,
 ihm liegt im Sinne, was er vorhat, er interessiert sich für sein
 15 ganzes Wesen, für den ganzen Umfang seines Wesens und hat
 das Vertrauen, daß seine Freunde sich auch dafür interessieren
 werden. Wir finden daher in seinen Briefen vom höchsten
 moralischen bis zum gemeinsten physischen Bedürfnis alles er-
 wähnt; ja, er spricht es aus, daß er sich von persönlichen Kleinig-
 20 keiten lieber als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt
 er sich durchaus ein Rätsel und erstaunt manchmal über seine
 eigene Erscheinung, besonders in Betrachtung dessen, was er war
 und was er geworden ist. Doch so kann man überhaupt jeden
 Menschen als eine vielsilbige Charade ansehen, wovon er selbst
 25 nur wenige Silben zusammenbuchstabiert, indessen andre leicht
 das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgesprochenen Grundsätze;
 sein richtiges Gefühl, sein gebildeter Geist dienen ihm im Sitt-
 lichen wie im Ästhetischen zum Leitfaden. Ihm schwebt eine Art
 30 natürlicher Religion vor, wobei jedoch Gott als Urquell des
 Schönen und kaum als ein auf den Menschen sonst bezügliches
 Wesen erscheint. Sehr schön trägt sich Winkelman innerhalb
 der Grenzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorsorge für sich selbst ist mäßig, ja nicht durch alle
 35 Zeiten gleich. Indessen arbeitet er aufs fleißigste, sich eine

19 f. ja, er ... unterhalte. Vergl. Brief an Franke vom 1. Januar 1759 (Hörster Nr. 90): „Ich weiß, es wird Ihnen an diesem albernen Zeuge, was ich schreibe, nichts gelegen seyn, ich hingegen finde es viel angenehmer, als von großen Sachen zu reden.“

Existenz aufs Alter zu sichern. Seine Mittel sind edel; er zeigt sich selbst auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, sogar trotzig und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet nie planmäßig, immer aus Instinkt und mit Leidenschaft. Seine Freude an jedem Gefundenen ist heftig, daher Irrtümer unvermeidlich, 5 die er jedoch bei lebhaftem Vorschreiten ebenso geschwind zurücknimmt als einsieht. Auch hier bewährt sich durchaus jene antike Anlage, die Sicherheit des Punktes, von dem man ausgeht, die Unsicherheit des Zieles, wohin man gelangen will, sowie die Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, sobald 10 sie eine ansehnliche Breite gewinnt.

G e s e l l s c h a f t .

Wenn er sich, durch seine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Gesellschaft anfangs nicht ganz bequem befand, so trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und 15 Gewohnheit, und er lernte sehr schnell sich den Umständen gemäß betragen. Die Lust am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude, von ihnen geschätzt zu werden, dringt überall durch, und in Absicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hätte er sich in keinem bessern Elemente als in dem Römischen 20 befinden können.

Er bemerkt selbst, daß die dortigen, besonders geistlichen Großen so zeremoniös sie nach außen erscheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenossen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieser Vertraulichkeit sich doch das orientalische 25 Verhältnis des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle südlichen Nationen würden eine unendliche Langeweile finden, wenn sie gegen die Ihrigen sich in der fortdauernden wechselseitigen Spannung erhalten sollten, wie es die Nordländer gewohnt sind. Reisende haben bemerkt, daß die Sklaven sich gegen ihre türkischen Herren 30 mit weit mehr Misance betragen als nordische Hofleute gegen ihre Fürsten und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgesetzten; allein

16f. er lernte ... betragen. Vergl. Brief an Berendis vom 15. Mal 1761 (Nörster Nr. 281): „Schwerlich wird ein Mensch eine so verschiedene von der alten Gestalt angenommen haben, als in mir, ohne Kunstlei, nach und nach, durch Umgang mit großen Leuten und vornehmen Personen, geschehen ist.“

wenn man es genau betrachtet, so sind diese Achtungsbezeugungen eigentlich zu Gunsten der Untergebenen eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen schuldig ist.

Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er sich gehen läßt, und diese kommen seiner Umgebung zu gut. Dergleichen Scenen schildert Winkelmann mit großem Behagen; sie erleichtern ihm seine übrige Abhängigkeit und nähren seinen Freiheits Sinn, der mit Scheu auf jede Fessel hinsieht, die ihn allenfalls bedrohen könnte.

10 F r e m d e .

Wenn Winkelmann durch den Umgang mit Einheimischen sehr glücklich ward, so erlebte er desto mehr Pein und Not von Fremden. Es ist wahr, nichts kann schrecklicher sein als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann sich der Reisende eher selbst suchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer sich aber nicht nach Rom bequemt, ist den wahrhaft römisch Gesinnten ein Greuel.

Man wirft den Engländern vor, daß sie ihren Theekessel überall mitführen und sogar bis auf den Atna hinaufschleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Theekessel, worin sie selbst auf Reisen ihre von Hause mitgebrachten getrockneten Kräuterbündel aufbraut?

Solche nach ihrem engen Maßstab urteilende, nicht um sich her sehende, vorübereilende, anmaßliche Fremde verwünscht Winkelmann mehr als einmal, verschwört, sie nicht mehr heranzuführen, und läßt sich zuletzt doch wieder bewegen. Er scherzt über seine Neigung zum Schulmeistern, zu unterrichten, zu überzeugen, da

1 ff. so sind ... schuldig ist. Vergl. Brief an Miteri vom 17. Dezember 1762 (Jörster Nr. 219): „Die Empfindlichkeit eines Niederen gegen einen Oberen kann nicht rührend genug seyn, und da man bei denselben allezeit eine Note höher anstimmen muß, so bringt das Befehlen von einem Tone herunter gesetzt, uns an die Grenzen der Verachtung.“ — 4 gehen, 1 gehn. — 5 f. Dergleichen ... Behagen. Vergl. Jörster, Briefe Nr. 57, 61, 88 u. a. — 23 ff. Solche ... überzeugen. Winkelmann schreibt, er wolle „den nicht für seinen Freund halten, welcher ihm ... Gelegenheit gäbe, mit einem Fremden bekannt zu werden“ (Jörster Nr. 152), nennt die Fremden „Störer seiner Ruhe und Räuber seiner Zeit“ (a. a. O. Nr. 170) und will „einen Brief, worinnen ihm ein Fremder empfohlen wird, für eine Beleidigung ansehen“ (a. a. O. Nr. 307), aber der Verkehr mit den bei ihm Rat suchenden Fremden gewährt ihm andererseits doch die beste Gelegenheit, seinem „natürlichen Hang zum Schulmeister“ zu genügen. So schreibt er am 15. November 1765 (Jörster Nr. 332) an Franke: „Dieser angeborene seltsame Schulmeister-Trieb äußert sich aber dennoch bei aller Gelegenheit, des beständigen Landbants obherachtet, und ich bin niemals vergnügter, als wenn ich unter den Reisenden würdige Menschen nach meinem Sinne finde.“ — Über Winkelmanns „Neigung zum Schulmeistern“ vergl. seine Äußerungen in den Briefen bei Jörster Nr. 59, 262, 263.

ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienste bedeutender Personen gar manches Gute zuwächst. Wir nennen hier nur den Fürsten von Dessau, die Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz und Braunschweig, sowie den Baron von Niedesfel, einen Mann, der sich in der Sinnesart gegen Kunst und 5 Altertum ganz unseres Freundes würdig erzeigte.

Welt.

Wir finden bei Windelmann das unachlassende Streben nach Aestimation und Konfideration; aber er wünscht sie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale 10 der Gegenstände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine so große Feindschaft gegen den französischen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte, mit Fremden aller Nationen umzugehen, so erhielt er auch solche Konnexionen auf eine geschickte und thätige Weise. Die Ehrenbezeugungen 15 von Akademien und gelehrten Gesellschaften waren ihm angenehm, ja er bemühte sich darum.

Am meisten aber förderte ihn das im stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Dokument seines Verdienstes, ich meine die Geschichte der Kunst. Sie ward sogleich ins Französische übersetzt 20 und er dadurch weit und breit bekannt.

Das, was ein solches Werk leistet, wird vielleicht am besten in den ersten Augenblicken anerkannt; das Wirksame desselben wird empfunden, das Neue lebhaft aufgenommen; die Menschen erstauen, wie sie auf einmal gefördert werden, dahingegen eine 25 kältere Nachkommenschaft mit kleinem Zahn an den Werken ihrer

3 ff. über das Verhältnis Windelmanns zum Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau (1740—1817) vergl. W. Hofäus, Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau und J. J. Windelmann. Dessau 1878. Mitt. d. Vereins f. Anhalt. Gesch. und Altert. II, 1. Er kam im Dezember 1765 nach Rom, im November war daselbst der Prinz Georg August von Mecklenburg-Strelitz (1748—1785) (nicht Erbprinz) eingetroffen; Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (1735—1806), der Neffe Friedrichs II., folgte im Oktober 1766. Der Diplomat und Kunstliebhaber Freiherr Johann Hermann von Niedesfel (1740—1785), dessen „Reise durch Sicilien und Großgriechenland“, Zürich 1771, Goethe auf der italienischen Reise „wie ein Brenier oder Talisman am Busen trug“. Vergl. Italienische Reise I, S. 349. — 15 ff. Die Ehrenbezeugungen . . . darum. Windelmann war Mitglied der Materakademie von St. Luca zu Rom, der „Strutivischen Akademie zu Cortona“, der „Königl. Englischen Societät der Altertümer zu London“, der „Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ u. a. — 20 f. Geschichte der Kunst. Dresden 1764. Französische, von Windelmann bestig getabellte Ausgaben erschienen schon 1766 in Paris und Amsterdam.

Meister und Lehrer herumköstet und Forderungen aufstellt, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten jene nicht so viel geleistet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und so war Winkelmann den gebildeten Nationen Europens 5 bekannt geworden in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugsam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präsidenten der Atertümer zu beehren.

U n r u h e.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm selbst öfters ge- 10 rühmten Glückseligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gepeinigt, die, indem sie tief in seinem Charakter lag, gar mancherlei Gestalten annahm.

Er hatte sich früher kümmerlich beholfen, später von der Gnade des Hofes, von der Gunst manches Wohlwollenden gelebt, 15 wobei er sich immer auf das geringste Bedürfnis einschränkte, um nicht abhängig oder abhängiger zu werden. Indessen war er auch auf das tüchtigste bemüht, sich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verschaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe seines Kupferwerks die schönste 20 Hoffnung gab.

Allein jener ungewisse Zustand hatte ihn gewöhnt, wegen seiner Subsistenz bald hierin, bald dorthin zu sehen, bald sich mit geringen Vorteilen im Hause eines Kardinals, in der Vatikana und sonst unterzuthun, bald aber, wenn er wieder eine andere 25 Aussicht vor sich sah, großmütig seinen Platz aufzugeben, indejßen sich doch wieder nach andern Stellen umzusehen und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen

Sodann ist einer, der in Rom wohnt, der Neiselust nach allen Weltgegenden ausgesetzt. Er sieht sich im Mittelpunkt der

3. über Aufnahme und Einwirkung der „Kunstgeschichte“ vergl. Justi II, 1, S. 229—252. — 7. Präsidenten der Atertümer. Vergl. S. 70, 3. 12 Anm. — 9 ff. Ungeachtet . . . annahm. Von solchen Selbstbekenntnissen Winkelmanns seien nur zwei erwähnt: „. . . Ein beständig froher Geist und eine Gleichgültigkeit gegen das Leben, um es fröhlich zu genießen, macht, daß ich über die Welt lachen kann“ (an Waltherr, den 26. September 1758; Förster Nr. 83) und (Brief an Stosch, den 14. Oktober 1766; Förster Nr. 374): „. . . in meinem höchsten Gute, welches die Ruhe ist, die ich aber niemals völlig erlangen werde . . .“ — 19. seines Kupferwerks. Die „Monumenti inediti“. Vergl. S. 69, 3. 19 Anm. — 24. andere, 1 andre.

alten Welt, und die für den Altertumsforscher interessantesten Länder nah um sich her. Großgriechenland und Sicilien, Dalmatien, der Peloponnes, Jonien und Aegypten, alles wird den Bewohnern Roms gleichsam angeboten und erregt in einem, der wie Winkelmann mit Begierde des Schauens geboren ist, von 5
Zeit zu Zeit ein unsägliches Verlangen, welches durch so viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu bereisen Anstalt machen, bald, indem sie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuzeigen nicht müde werden. 10

So will denn unser Winkelmann auch überall hin, teils aus eigenen Kräften, teils in Gesellschaft solcher wohlhabender Reisenden, die den Wert eines unterrichteten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu schätzen wissen.

Noch eine Ursache dieser innern Unruhe und Unbehaglichkeit 15 macht seinem Herzen Ehre; es ist das unwiderstehliche Verlangen nach abwesenden Freunden. Hier scheint sich die Sehnsucht des Mannes, der sonst so sehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich konzentriert zu haben. Er sieht sie vor sich, er unterhält sich mit ihnen durch Briefe, er sehnt sich nach ihrer Umarmung 20 und wünscht die früher zusammenverlebten Tage zu wiederholen.

Diese besonders nach Norden gerichteten Wünsche hatte der Friede aufs neue belebt. Sich dem großen König darzustellen, der ihn schon früher eines Antrags seiner Dienste gewürdigt, war sein Stolz; den Fürsten von Dessau wiederzusehen, dessen 25 hohe, ruhige Natur er als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete, den Herzog von Braunschweig, dessen große Eigen-

11 ff. So will denn . . . wissen. Die Briefe Winkelmanns geben von zahlreichen Projekten dieser Art Kunde. So wollte Winkelmann mit dem Schweden Morison oder mit dem Enaländer Adam nach Griechenland, mit Gore nach Konstantinopel, mit dem berühmten Montagu nach Aegypten gehen. — 22 f. der Friede. Der Abschluß des siebenjährigen Krieges im Frieden zu Hubertusburg, Februar 1763. — 23 f. Sich . . . gewürdigt. Über Winkelmanns Beziehungen zum preussischen Hof vergl. Justi II, 2, S. 299 ff. 1761, als Friedrich II. das Stoichische Kabinett angekauft, hatte er sich zu einer archäologischen Berichterstattung an den König erboten; 1763 war von Zürich aus durch Sulzer die Anfrage an ihn ergangen, ob er einen Antrag vom Berliner Hof annehmen wolle. Bessere Form aber gewann diese Angelegenheit erst 1765 durch den Tod des Aufsehers der königl. Bibliothek und des Münz- und Altertumskabinetts in Berlin, Gaultier de la Croze, dessen Posten Winkelmann im August 1765 durch den Buchhändler Nicolai vom Obersten Zeilius angeboten wurde. Das Rufnomenamt am Kabinett war jedoch bereits im Juli dem Hofrat Stoich zuerkannt worden; Winkelmann sollte tatsächlich nur Bibliothekar werden, und brauchte es daher wenig zu bedauern, daß die Angelegenheit an der Gehaltsfrage scheiterte. Im Februar 1767 (vergl. Brief an Stoich, Förster Nr. 386) gedenkt Winkelmann einer Privatnachricht, laut welcher ihm der König „die Präsidentenstelle bei der Akademie in Berlin“ zugebacht habe.

schaften er zu würdigen wußte, zu verehren, den Minister von Münchhausen, der so viel für die Wissenschaften that, persönlich zu preisen, dessen unsterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern, sich mit seinen schweizer Freunden wieder einmal lebhaft und vertraulich zu freuen, solche Lockungen könnten in seinem Herzen, in seiner Einbildungskraft wider, mit solchen Bildern hatte er sich lange beschäftigt, lange gespielt, bis er zuletzt unglücklicherweise diesem Trieb gelegentlich folgt und so in seinen Tod geht.

10 Schon war er mit Leib und Seele dem italienischen Zustand gewidmet, jeder andere schien ihm unerträglich, und wenn ihn der frühere Hineinweg durch das bergigte und felsigte Tirol interessiert, ja entzückt hatte, so fühlte er sich auf dem Rückwege in sein Vaterland wie durch eine kimmerische Pforte hindurch
15 geschleppt, beängstet und mit der Unmöglichkeit, seinen Weg fortzusetzen, behaftet.

H i n g a n g .

So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn
20 erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen; alle Äußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Wert legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er
25 von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerstreuung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne,
30 vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen

1. Gerlach Adolf Freiherr von Münchhausen (1688—1770), hannoverscher Minister, den Windelmann im Hinblick auf seine Verdienste um die Universität Göttingen als den „Vater und Erhalter deutscher Wissenschaft“ preist (vergl. Förster Nr. 468. — 10 ff. Schon war er . . . behaftet. Vergl. die Mitteilungen des Bildhauers Cavaceppi bei Förster III. (X), S. 336 u. f. — 11. kimmerische Pforte. Nach der Odyssee XI, B. 14 ff. liegt das Land der Kimmerier „ganz von Nebel umwölkt und Finsternis“ am Ende des Okeanos, am Eingang in die Unterwelt. — 28 f. die Zerstreuung der Kunstschätze. Durch Napoleon Bonaparte.

gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied,⁵ femmt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.



Philipp Hackert.

Einleitung.

I.

Man ist heute geneigt, in Goethes Verhältnis zu Philipp Hackert eine ähnliche Verirrung des Kunsturteils zu sehen, wie etwa in Winkelmanns Überschätzung eines Raffael Mengs. Kein begeistertes Lob ist es im Grunde, welches Goethe und sein Kreis dem Maler spendet, das selbe führt vielmehr sichtlich eine zurückhaltende, bedächtige Sprache, aber die Thatsache bleibt bestehen, daß Goethe ihm unter den Künstlern seiner Zeit besondere Aufmerksamkeit zuwandte und ihn seiner umfangreichsten Künstlerbiographie gewürdigt hat, und schon dies erscheint angesichts der zahlreichen deutschen Künstlerpersönlichkeiten aus Goethes Tagen, welche erst die Nachwelt gebührend schätzte, als eine Ungerechtigkeit des Geschickes, welche auszugleichen Goetheforscher und Kunsthistoriker gleichmäßig bemüht sind. Unseres Wissens hat sich zu Hackerts Gunsten bisher nur eine, freilich eine gewichtige Stimme erhoben: der geringschätzigen Art, in welcher die meisten Goethebiographen Philipp Hackert erwähnen, und dem „Achselzucken“ der Kunstkenner steht Herman Grimms*) knappe, feinsinnige Würdigung des Künstlers und seiner Beziehungen zu Goethe gegenüber.

*) Goethe. Vorlesungen gehalten an der Königl. Universität zu Berlin. 4. Auflage. Berlin 1887. S. 320 ff.

Nur im Zusammenhang mit Goethes allgemeinen Kunstanschauungen, ja mit denen seiner ganzen Zeit, ließe sich seine Stellung zu Hackert und dessen Werken behandeln: eine weitsehende Aufgabe, welche die Grenzen dieser Einleitung wesentlich überschritte. Hier muß das Thema, als Basis für eine spätere Schilderung und als Einführung in die Biographie selbst, auf Hackerts kunsthistorische Bedeutung an sich eingeschränkt werden, wobei seine Lebensgeschichte vorausgesetzt und aus der kaum übersehbaren Reihe seiner Arbeiten nur einzelne, besonders bezeichnende ausgewählt werden mögen.*)

Scharf sondern sich in Hackerts Kunstweise zwei Perioden: seine Thätigkeit diesseits und jenseits der Alpen, und im Hinblick hierauf allein kann man in Wahrheit von einer „Entwicklung“ seines Stiles reden.

Seine Anfänge hat er selbst eingehend geschildert. Sprößling einer Künstlerfamilie**), ist er über seinen Malerberuf schon in früher Jugend, über dessen spezielles Gebiet, die Landschaftsmalerei, schon mit zwanzig Jahren endgiltig entschieden. Seine Künstlerlaufbahn beginnt in Berlin unter Leitung von Le Sueur. Seine Muster sind dort vorwiegend Niederländer — Swanefeld, Moucheron, Berghem, Nijelun; freilich auch schon Claude Lorrain — sein ästhetisches Evangelium wird später Sulzers „Theorie der schönen Künste“. Von der Leistungsfähigkeit des jungen Landschaftsmalers gewähren die beiden kleinen, in die königlichen Schlösser zu Berlin gelangten Gemälde, welche Gogtowski für 200 Thaler kaufte, einen guten Begriff***). Während die Biographie sonst nur von „Baumstudien“ berichtet, geben sie bereits vollständige, in sich abgeschlossene Bilder zweier Hauptpunkte des alten Berliner Tiergartens, den „Teich der Venus“ und die Ansicht der „Zelten“, stofflich interessante Seitenstücke zu Arbeiten Chadowieckis. Individualität jedoch kann man ihnen nicht nachrühmen. Bei der Darstellung des Weihers wirkt die strenge Regelmäßigkeit

*) Die beste literarische Quelle für die Kenntnis Hackerts neben der Schrift Goethes ist der ihm gewidmete Artikel in Käßlitz „Allgem. Künstlerlexikon“. Zweiter Theil. Zürich 1806. S. 504 ff.

**) Philipps Großvater, sein Vater und seine Brüder lagen dem Malerberufe ob, freilich in völlig verschiedenem Sinn und mit ungleichem Erfolg. Auf kunsthistorische Beachtung haben neben ihm nur seine Brüder Karl und Georg Anspruch. Karl, der ältere, 1710 in Prenzlau geboren, Philipps Studiengenosse in Frankreich und Italien, scheint in Deutschland erst im Beginn der achtziger Jahre zu selbständigem Auf gelangt zu sein: 1782 beginnt die Reihe seiner radierten und mit Verwendung von Deckfarben kolorierten Schweizer Prospekte, zu deren Herausgabe (in Gent und Lausanne) er sich bald mit N. Anton Lind verband. Auffassung und Motiv dieser Blätter bekunden die Gefahren, welche in Philipp Hackerts Prospektmalerei lagen, vielleicht am schärfsten: eine völlig lebentlose Auffassung, grelles, auf dekorativen Effekt berechnetes Motiv und eine handwerksmäßige Produktion. Karl Hackert starb 1800 zu Lausanne, durch Selbstmord. — Georg (geb. 1755 in Prenzlau, gest. 1805 in Florenz) war Philipps Schüler und dauernder Genosse in Rom und Neapel. Vorwiegend Kupferstecher, hat er durch seine Arbeiten nach Philipps Zeichnungen zu dessen Popularität wesentlich beigetragen. Mit Philipp leitete er den Kunstverlag in Neapel und begründete dort eine Kupferstecherschule, welche durch Aloja, Bartoli, del Grado, Guerra, Gmelin u. a. vertreten ist.

**) Dieselben gelangten jüngst auf der Moskauer-Ausstellung der „Kunstgeschichtlichen Gesellschaft“ in Berlin (Frühling 1892) zur Kenntnis weiterer Kreise.

des natürlichen Vorbildes durch die Wahl des Standpunktes doppelt steif, das Bild erscheint wie ein perspektivisches Schulstück, ein abgezierter Naturauschnitt, in welchen auch der Reiter im Vordergrund kein rechtes Leben bringt. Dagegen fesselt die sorgsame Durchbildung des Baumschlages und der warme Luftton, welcher dem Ganzen selbst eine gewisse Stimmung verleiht, und beides gelangt auf dem zweiten Gemälde, dem schon die Scenerie an sich einen freieren Charakter verbürgt, zu noch besserem Ausdruck. Schliesslich bleibt an diesen Jugendwerken das Nüchternste doch die Sorgfalt der Arbeit: diese, die technische Routine und die Schukung durch niederländische Landschaften des siebzehnten Jahrhunderts sind die einzigen kunsthistorisch beachtenswerten Resultate, welche die Berliner Lehrjahre für Hackerts Ausbildung ergeben.

1762 heben die Wanderjahre an, welche seinem Schaffen stofflich einen durchaus internationalen Zug verleihen. Der spätere Herold italienischer Natur Schönheit beginnt mit winzigen Schilderungen der schlichsten nordischen Landschaft: seine erste Folge von Radierungen (1763/64) ist der Insel Rügen*) gewidmet, noch bevor die Insel in Rosengarten**) ihren ersten Sänger gefunden hatte. Von Rügens malerischen Reizen spürt man in den technisch noch sehr unvollkommenen Blättchen Hackerts freilich nur wenig, und selbst der äußere Charakter der Eisfeste gelangt kaum zum Ausdruck. Den gleichen Grundton bei besserer Durchführung und treffenderer Charakteristik bewahren die Schwedischen Landschaften***). Eine zwischen Bäumen halb versteckte Hütte, im Vordergrund Zäune, Bretterwerk und mannigfaches Gerät, die Bewohner unbeobachtet in friedlicher Thätigkeit — das sind die Hauptmotive. Sie bekunden jene Vorliebe für die Stätten landschaftlichen Kleinlebens, welche man so willig als Eigenart des deutschen Gemüthes rühmt, innerlich und äußerlich verwandt mit der Auffassungsweise Ferdinand Cobells (1740—1799), welchem unter den deutschen Landschaftsradiern seiner Zeit eine ähnliche Stellung gebührt, wie in der Sittenschilderung dem Chodowiecki. — Aber Hackert hat diesen Weg mit vollem Bewußtsein bald verlassen. Schon in Paris will ihm „das Zusammenstoppeln der kleinen, armjetigen Bauernhüttchen mit dem daranliegenden Krautgärtchen und Obstbäumchen, auf ein Quartblatt“ nicht mehr gefallen. Er sucht „große Gegenstände“, welche ihm die Reise in die Normandie zum erstenmale vor Augen führt. Die derselben entstammenden Radierungen† lassen, verbunden

*) Vergl. hierzu und zu den im folgenden genannten Radierungen: „Catalogue raisonné du Cabinet d'estampes de feu Monsieur Winckler par Michel Huber. I. Ecole allemande“, Leipzig 1802, welcher S. 315 ff. die vollständigste, in allen späteren Handbüchern verwertete Aufzählung der Radierungen von und nach Hackert bietet. Die Rügenlandschaften unter Nr. 1873. Die meisten tragen die Bezeichnung: „à Boldewitz“. Zu der gleichen Suite gehört die kleine Hieslandschaft von 1763.

**) Gotthard Ludwig (Später Theobald) Rosengarten (1758—1818) weilte seit 1777 auf Rügen und besang in Ode, Idyll und Legende die Insel.

***) Windler, Katalog Nr. 1874.

†) Windler, Katalog Nr. 1875.

mit einem technischem Fortschritt, in der That schon eine langsame Wandlung seines Stiles erkennen, erst in Italien aber hat sich dieselbe endgiltig vollzogen: erst auf italienischem Boden hat Hackerts Kunst ihre historisch bleibende Gestalt empfangen.

Dieselbe steht einerseits in seinen Selbstbekenntnissen, andererseits in seinen zahllosen, durch alle Sammlungen Europas zerstreuten Arbeiten klar vor Augen, und nicht minder der kunstgeschichtliche Hintergrund, vor welchem sie allein das rechte Licht empfängt.

Dem mächtigen Aufschwung der Landschaftsmalerei während des siebzehnten Jahrhunderts war in der ersten Hälfte des achtzehnten eine Periode des Niedergangs gefolgt, welche von der Naturwahrheit der Niederländer nur wenige Spuren, von der Naturpoesie eines Poussin und Claude Lorrain nur dürftige Nachklänge bewahrte. Den Anschauungen der Antike und ihres Propheten Winkelmann entsprechend blieb die Landschaft für Raffael Mengs und seine Genossen lediglich Beiwerk. Erschien die Landschaftsmalerei doch schon an sich der Historienmalerei untergeordnet!*) Zahlreiche Kräfte widmeten sich ihr nur, weil sie für diese nicht genügten, — ein Mißstand, den auch Hackert mit warmer Begeisterung für seine Kunst bekämpft — und von der an sich nicht geringen Zahl der deutschen Landschaftler aus den beiden ersten Dritteln des achtzehnten Jahrhunderts haben sich überhaupt nur sehr wenige Namen einen ruhmvollen Klang erworben. In dem engeren, internationalen Kreis vollends, in welchem Hackert 1762 zu Rom trat, lebte die Erbschaft Poussins und Claudes nur als ein Zerrbild fort. Auf der einen Seite geistlose Anhänger der streng komponierten Ideallandschaft, auf der anderen Effektier im Stile älterer Meister, unbekümmert um Kompositionsgeetze und landschaftliche Architektur, zufrieden mit „dem Mechanischen der Behandlung und dem gefälligen Effekt einer leeren Farbenharmone“.**) Naturstudium war bei diesen beiden „Sekten“ nur Mittel, nicht Endziel, bei beiden vernachlässigt und nur auf geistloses Kopieren einzelner Details beschränkt.

Dieser Richtung gegenüber erscheint Hackert zunächst als Vertreter eines gesunden Realismus. Sein einziges Vorbild sieht er in der Natur, mit wahrer Liebe und mit unermüdlischem Fleiß giebt er sich ihrem Studium hin. Es war an sich nur etwas rein Äußerliches, daß er nicht lediglich Details, sondern das Ganze seiner Bilder nach der Natur entwarf

*) Es sei an die Lessingsche Rangordnung in den Materialien zur Fortsetzung des „Laokoon“ erinnert: „Der Ausdruck körperlicher Schönheit ist die Bestimmung der Malerei. Die höchste körperliche Schönheit also ist ihre höchste Bestimmung. Die höchste körperliche Schönheit existiert nur in dem Menschen, und auch nur in diesem vermöge des Ideals. Dieses Ideal findet bei den Tieren schon weniger, in der vegetabilischen und leblosen Natur aber gar nicht statt. Dieses ist es, was dem Blumen- und Landschaftsmaler seinen Rang anweist. Er ahmt Schönheiten nach, die keines Ideals fähig sind; er arbeitet also bloß mit dem Auge und mit der Hand und das Genie hat an seinen Werken wenig oder gar keinen Anteil.“

**) Vergl. Carl Ludwig Fernow, Römische Studien. II. Zürich 1806. „Über die Landschaftsmalerei“. S. 116 ff.

und ausführte; aber diese „Methode“ gewinnt in seiner Zeit, welcher sie, wie er selbst nicht ohne Stolz berichtet, völlig ungewöhnlich erschien, eine kunsthistorische Bedeutung: der Schritt von der komponierten Ideallandschaft zur unmittelbar ersichtlichen Bedüte war im achtzehnten Jahrhundert ein wesentlicher Fortschritt auf den Bahnen der realistischen Kunst, er führte von Manier und Eklekticismus zur Natur zurück. Nicht als ob Hackert auf den Ruhm Anspruch besäße, diesen Weg als der einzige eröffnet zu haben! In doppelter Beziehung fand er Genossen. Die gesunde Auffassung eines Chr. Wilh. Ernst Dietrich, den Winkelmann als den „Raffael der Landschaftsmalerei“ gepriesen, war auch im achtzehnten Jahrhundert nicht gänzlich ohne Nachfolge geblieben: Dietrichs Schüler Klengel, der Schweizer Ludwig Heß, vor allem aber Ferdinand Kobell und der Österreicher Franz Edmund Weirötter — um nur einige zu nennen — sind kaum minder begeisterte Vertreter dieser „realistischen“ Richtung, als Hackert. Auch die oft betonte stoffliche Eigenart seiner Landschaften, seine Vorliebe für die „Bedüte“ im Sinne einer weitreichenden Aus- und Fernsicht, sein Bestreben, eine möglichst große Fläche auf sein Blatt zu bannen, bleibt nicht vereinzelt. Eine „prospetenreiche Zeit“ wird das achtzehnte Jahrhundert von einem Kunstkritiker in Meusels „Museum“*) genannt. Es war die Periode, in welcher, wie Tischbein**) erzählt, die Ausschmückung eines kreisrunden Balkonzimmers des Lord Hamilton zu Neapel den Anstoß zur Panoramamalerei gegeben hatte, und besonders aus der Schweiz die Blätter eines Aberli, Lory, Lafond, Riether und Lind, welcher mit Philipp's Bruder Karl Hackert zusammenarbeitete, in großer Anzahl in den Handel gingen, — „Bedüten“ und „Prospette“, stattliche Blätter, welche, noch in reicher Zahl erhalten, für die Beurteilung von Philipp's Werken wohl den gerechtesten Maßstab bieten.

Ein Pfadfinder also war Hackert nicht, aber er betrat die neuen Bahnen, wie seine Selbstbekenntnisse bezeugen, bewusster als die meisten seiner Genossen, mit seltener Gewissenhaftigkeit und zugleich mit ganz ungewöhnlichem äußeren Glück. Auch das letztere ist kunsthistorisch nicht bedeutungslos: Hackerts glänzende Laufbahn hat, vereint mit seinem ausgesprochenen Lehrtalent, nicht wenig dazu beigetragen, die Richtung seiner Kunst zum Siege zu führen und zu verbreiten. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte sie typische Bedeutung gewonnen und wurde bezeichnend für Wege und Ziele einer ganzen Epoche der deutschen Landschaftsmalerei.

Die „Bedüte“ ist ihr Schlagwort geblieben, Hackerts Abkehr von mittelbaren Vorbildern und von der Ideallandschaft erscheint auch heute noch als sein größter Ruhm. Aber er selbst hätte sich damit kaum be-

*) Museum für Künstler. XIV. Mannheim 1791. S. 31 ff.

**) „Aus meinem Leben“. Von S. H. Wilhelm Tischbein. Herausgegeben von Dr. Karl G. W. Zschiller. Braunschweig 1861. II. S. 103.

gnügt. Ein Realist im Sinne der Niederländer wollte er nicht sein. Ein Hauptsatz seiner Lehren lautet: „Man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen“, und neben dem exakten Naturstudium fordert er „daß alles grandios sei“, „große Linien“, „große Massen“, einen „großen Stil“. Das war die Erbschaft der Poussin und Claude Lorrain, die er in ähnlicher Weise mit dem Realismus der Niederländer zu verbinden dachte, wie zuvor Mengs die Kunst eines Raffael und eines Correggio. Aber der Verwirklichung dieses stolzen Traumbildes, welches ihm schon in Paris vorschwebte, vermochte er sich auch in Italien nur auf die äußerlichste Weise zu nähern: „groß“ wurde in seinen Landschaften nur der Maßstab, sowohl der des Dargestellten wie auch der der Darstellung. In scharfem Gegensatz zu den winzigen Blättchen, mit denen er im Norden seine Laufbahn begonnen hatte, wählt er seit 1762 fast stets ein stattliches Format und der intime, idyllische Zug, der seinen Landschaften aus Mügen, aus Schweden und zum Teil auch noch denen aus der Normandie zu eigen war, verschwindet fast gänzlich. Seine italienischen Blätter zeigen bald mächtige Baumriesen, stattliche Felspartien, gewaltige Gießbäche, bald weite Ausblicke über Wälder und Niederungen, wobei der Horizont möglichst fern vom Standort des Beschauers liegt. Charakteristisch ist hierfür einerseits die 1777 gezeichnete, 1779 herausgegebene Folge von Radierungen* mit Motiven von Vietri, la Cava und Sorrento, welche er dem Nat Meiffenstein widmete, sowie besonders eine Anzahl aus der letzten Florentiner Periode stammender Sepiastudien nach einzelnen ungewöhnlich prächtigen Bäumen, andererseits die große Reihe umfangreicher Prospektte aus der Umgegend Roms und Neapels, welche nach seinen Aufnahmen von seinem Bruder Georg, von Moja, Dufour, Dunker, Eichler, del Grado, Gmelin, Morel u. a. gestochen sind. Durchgängig ein beträchtliches Format, durchgängig wirkungsvolle Gegenstände — und dennoch nur ganz vereinzelt ein leiser Schimmer jener Größe, die Hackert erträumte, und dann mehr Dank der unvergänglichen Majestät seines Gegenstandes, als seiner Darstellungsweise! Das gilt selbst von den besten Zeugen seiner Kunst in Italien, von seinen Campagnalandschaften in der Villa Borghese zu Rom, und von den von B. A. Dunker radierten Folgen römischer und sizilianischer Beduten.**)

Das winzigste Bildchen Eisheimers enthält des „Großen“ mehr, als Hackerts äußerlich und inhaltlich umfangreichste Darstellung. Dieser Mangel an wahrer Größe aber fließt aus einem andern, welcher für die kunsthistorische Stellung Hackerts der späteren Entwicklung der deutschen Landschaftsmalerei gegenüber nicht minder wesentlich ist, als sein gewissenhaftes Naturstudium im Hinblick auf seine Vorgänger und Zeitgenossen, und unmittelbar den Grundcharakter seiner Kunst spiegelt: er fließt aus dem Mangel einer im künstlerischen Sinne subjektiven Auffassung. Man

*) Vergl. Windler, Katalog Nr. 1876.

***) Vergl. Windler, Katalog Nr. 1890, 1891.

kann Hackert als Künstler nicht treffender kennzeichnen, als durch die Worte Zanitscheks*): „er gab von der Natur soviel, als sich auf der Netzhaut seines Auges spiegelte.“ Über diese objektive Wahrheit geht auch seine Lehre nicht hinaus. Wohl verwahrt er sich dort gegen den nüchternen Realismus, der „eine Landschaft ohne Gefühl ansehen könne“, aber er versteht unter diesem Gefühl nur die Äußerung einer „sittlichen Illusion“ oder den Einfluß der Erinnerung an ein bestimmtes Erlebnis. Die Landschaft bleibt ihm schon theoretisch höchstens ein zufälliger Schauplatz, ein Ort, welcher abschreckt oder zum Verweilen einladet, und ihre „Stimmung“ sucht er lediglich in der „Gemütsbeschaffenheit“ des Beschauers.

Nur zu unmittelbar entsprechen diesen Zielen die von Hackert eingeschlagenen Wege: gleich dieser Theorie kennt auch sein Schaffen nur äußerliche Nachahmung, bei welcher die Poesie der Landschaft verloren geht. Mit sichtlicher Treue haftet sein Auge an seinem Vorbild, mit wachsender Sicherheit giebt seine Hand das Erschaute wieder. Er besitzt, wie Herman Grimm**) betont, einen ausgeprägten „Sinn für die landschaftliche Linie“. Er giebt gleichsam Aufrisse des Landschaftsbildes von höchster geologischer Treue. „Als sei er der Besitzer des Landes selber, der, mit geübtem Blick für das was sein Eigentum ist, nichts über- und nichts unterschätzt, läßt er die geringsten Wellenlinien der weiten Fernsichten sich heben und sich senken.“ Aber die Darstellung bleibt geist- und seelenlose Kopie. So ausdrücklich er theoretisch gegen jede Zerstückelung des landschaftlichen Ganzen eifert, so heftig er zusammenhangsloses Detailstudium zu Gunsten der Gesamtaufnahmen bekämpft, so ist doch auch seine eigene Darstellungsweise im Grunde nur ein äußerliches Aneinanderreihen von Einzelercheinungen, ohne ein gemeinsames inneres Band, ohne einheitliche Stimmung, selbst ohne landschaftliche Architektur. Das bekundet schon seine ganze Arbeitsmethode, über welche seine zahlreichen noch unfertigen Blätter genügenden Aufschluß geben. Mit der Genauigkeit einer Maschine sucht er das jedesmal im Gesichtskreis Liegende auf die Fläche zu bannen, Zug um Zug gleichmäßig fortschreitend. Keine Unterordnung des Ganzen unter einen herrschenden Grundton, kein Abwägen koloristischer Werte, keine scharfe, auf den Gesamteindruck bedachte Sonderung der Licht- und Schattenmassen — nur Umrißlinien für Vorder-, Mittel- und Hintergrund in völlig gleicher Stärke, und nur mechanische Ausfüllung dieser Konturen mit Linien oder Farben, wobei für die Wiedergabe der einzelnen Hauptmotive, des Laubes, des Wassers, der Felsen, der Bergpartien und der Wolken bestimmte, stets wiederholte Schemata nicht zu verkennen sind! Für deren Wert ist besonders der Baumschlag charakteristisch, dessen „drei Klassen“, an sich gut gewählt, unter Hackerts Händen, und mehr noch unter denen seiner dilettantenhaften Schüler, völlig zur Schablone erstarrten, welche, mit der Geläufigkeit eines Schriftzeichens wiederholt,

*) Geschichte der deutschen Malerei. Berlin 1870. S. 586.

**) a. a. O. S. 323.

zuletzt selbst die Gattung des Baumes kaum noch hervortreten läßt.*) Gerade hier steht Hackerts bewundernswerter Fleiß im umgekehrten Verhältnis zum Kunstwert seiner Arbeit. Vorzüge und Mängel seines Kolorits wurden schon von seiner eigenen Zeit klar erkannt: den „Silberton des Mittelgrundes und der Ferne“, welchen er in seiner Theorie fordert, haben einzelne seiner Werke selbst heute noch bewahrt, aber seine Wirkung wird vielfach durch die schon von der damaligen Kritik gerügte, in fast allen jenen Schweizerprospekten wiederkehrende grelle Färbung des Vordergrundes, besonders durch das „zu schöne“ Blau, beeinträchtigt. Kompositionelle Gesetze hat er weder aufgestellt noch befolgt. Das war der bewusste Gegensatz des Bedutenmalers gegen die vorangegangene Zeit, welche den Landschaftsmaler

„durch Regeln eingeschränkt,
So fest und streng, wie Barden der Tragödie“.

Selbst die äußere „Einheit des Gegenstandes“ im Sinne der in den damaligen Kunsttheorien** beliebten Schematisierung der Landschaftsmalerei nach „See-, Wald-, Flusscenen“ u. s. w. ist weder in seinen Lehren ausgesprochen noch in seinen Arbeiten erstrebt, und eine landschaftliche Architektur kann man seinen Beduten nur etwa im Hinblick auf die Anordnung des Vordergrundes zusprechen. Über die Begrenzung seiner Bilder entschied vielmehr wohl zumeist nur sein Standort, und über diesen am häufigsten der Zufall, beziehungsweise der Wunsch des Auftraggebers. Seine Vorliebe für „unkultivierte Gegenden“ entspricht dem von Rousseaus Anschauungen geleiteten Zeitgeschmack, aber sie steht im Gegensatz zu seinen früheren, jenseits der Alpen ausgeführten Arbeiten. Hackert that jedenfalls gut daran, ihr zu folgen, denn seine italienischen Städteprospekte und seine Darstellungen klassischer Ruinen offenbaren die Rüchternheit seiner Auffassungsweise weitaus am schärfsten, und seine, meist freilich von seinem Bruder Karl gezeichnete Staffage gereicht der Wirkung seiner Landschaften fast stets zum Nachteil.***), Begreiflich also auch, daß Hackert nicht geeignet war, einer in seiner Zeit beliebten, an sich wenig künstlerischen Gattung von Seeschlachten- und Hafensbildern neues Leben zu verleihen. Der berühmte russische Auftrag traf ihn freilich nicht ganz unvorbereitet. Schon 1765 hatte er sich auf jener Irrfahrt nach Frankreich mit dem jungen Dunter

*) Hackerts „Baumschlag“ war in seiner Zeit besonders berühmt. Hat man den Künstler doch sogar — freilich irrtümlich — als Schöpfer dieses Wortes bezeichnet! (Vergl. Förster, Gesch. der neuen deutschen Kunst. Leipzig 1863. S. 12). Er gab eine Anleitung zum Landschaftszeichnen mit acht Radierungen heraus (*Principes pour apprendre à dessiner le Paysage d'après nature*). Deutsch: „Theoretisch praktische Anleitung zum richtigen und geschmackvollen Landschaftszeichnen nach der Natur“. 2 Hefte mit 11 Kupfern. Nürnberg 1805. 2of.)

**) Vergl. neben dem schon genannten Aufsatz A. v. Fernows besonders: „Über Landschaftsmalerei“. Ein Gedicht mit Erläuterungen von Wilhelm Gilpin. Aus dem Englischen übersezt und mit Inhaltsanzeigen und Anmerkungen versehen, in Meusels „Archiv für Künstler und Kunstliebhaber“. 1. Dresden 1804. Stück II.

***) Vergl. hierüber die drastische Erzählung bei Tischbein, Aus meinem Leben II. S. 162.

dem Marinebild zugewandt und in Paris selbst denjenigen Meister kopiert, welcher ihm bei diesen Aufgaben fortan zum Vorbild diente: Joseph Bernet. Aber Hackerts Auge war nicht so fein, wie das des Franzosen, der an den Traditionen Claudes festhielt, und dramatische Kraft, wie in Bernets Seestürmen, vermochte er nicht zu entfalten. So schuf er auch in den russischen Schlachtenbildern nur Beduten, mit möglichster Betonung des Thatächlichen, Werke, welche heute kaum höheren Rang einnehmen, als die zahlreichen Repräsentationsbilder, die Haupt- und Staatsaktionen des achtzehnten Jahrhunderts, und nur durch das seltsame materielle Opfer, welches man ihnen darbrachte, bemerkenswert erscheinen.*)

Zieht man die Summe, so bleibt von Hackerts rastloser Lebensarbeit zuletzt doch nur das historisch bedeutsam, was ihn den Vorkämpfern des Realismus zuweist, sein liebevoller Anschluß an die Natur, der am reinsten vielleicht doch aus seinen früheren Radierungen nach nordischen Landschaften und in Italien aus seinen zahllosen mit spitzem Bleistift gezeichneten Umrissstizzen spricht. Und diese Seite in Hackerts Kunst ist es zweifellos auch allein gewesen, welche Goethe anzog. Die geologische Treue jener Umrisszeichnungen kam Goethes Betrachtungsweise der italienischen Landschaft entgegen: die ruhige Objektivität des Forschers, welche in ihm das überströmende Naturgefühl der Wertherzeit abgelöst hatte, fand in Hackerts Darstellungen willkommene Bilder, und das persönliche Wohlwollen, welches ihm Hackerts gewissenhaftes Thun in Neapel abgewonnen, konnte auch bei der Beurteilung seines künstlerischen Schaffens, das den Charakter des Mannes so unmittelbar spiegelt, nicht wirkungslos bleiben.

Nichtsdestoweniger klingt doch aus Goethes und Heinrich Meyers Charakteristik Hackerts bereits ein leiser Zweifel an seiner Bedeutung unverkennbar heraus. Als sie verfaßt wurde, zählte Hackert für viele schon zu den überholten Größen, und Meyers Aufsatz lautete zumcilen schon wie eine Verteidigung. In der That war Hackerts Stern schon an der Wende des Jahrhunderts im Erbleichen. Man rügte, wohl ungerechterweise, ein Sinken seines Könnens, man tabelte seine grellen Farben, man spottete lauter und lauter über seine geschäftsmäßige Produktivität.***) Der einst gefeierte Hofmaler starb als Privatmann, und die Kritik seiner letzten bekannten Bilder durfte bereits betonen, er danke seinen Ruhm nicht sowohl seiner Kunst, als dem — Glück, welches sie gemacht habe. Das letzte Bild***) war eine nüchterne Allegorie, welche in selbstamer Verbindung stürmischer und sonniger Landschaften des Künstlers eigenes Leben spiegeln sollte: eine Schwenkung zu den Bahnen

*) Vergl. Fiorillo, Kleine Schriften artistischen Inhalts. Göttingen 1803. II. 180ff. S. 61.

**) Vergl. besonders Fernows Kritik im „Neuen Deutschen Merkur“ 1803. X. S. 472 — 474 und Otto Baiß, Johann Christian Reinhardt und seine Reise. Leipzig 1882. S. 111 und 184.

***) Vergl. „Miscellen für die Neueste Weltkunde“, herausgegeben von Heinrich Schöffe. I. Narau und Basel 1807. Nr. 12. S. 45 ff. (11. Februar 1807).

der Landschaftspoese, aber so äußerlich und pedantisch, wie Hackerts Realismus. Nicht mit diesem Bilde wies er am Ende seiner Laufbahn auf die Richtung hin, welche seine Kunst zu neuen Zielen führen sollte, sondern mit dem Bekenntnis, er habe von Kindheit an die Natur belauscht und mit Eifer und Fleiß studiert, erst mit sechzig Jahren aber angefangen „wahr zu sehen“.

Erst ein Menschenalter später ward dieses Vermächtnis von der deutschen Landschaftsmalerei erfüllt: die Zwischenzeit führte ein andere Richtung zum Siege, welche zu Hackerts Lehre im schärfsten Gegensatz steht. Schon das bedingte Lob, welches Heinrich Meyer dem Künstler spendet, deutet auf die neue Gattung hin, die seine Weise ablöste und ihre Schwächen unbarmherzig aufdeckte: die „höhere, freie, dichterische Landschaft“.

Als Hackert Neapel verließ, entfloß dem akademischen Zwang der junge Maler, welcher zu ihrem ersten Vertreter berufen war: Joseph Anton Koch, der dem nüchternen Realismus Hackerts die Worte*) entgegensetzt: „Die Kunst muß geben, was die Natur nicht hat, alsdann nur ist sie schöpferisch. Den Geist der Natur zu fassen ist das eigentliche Ziel des Naturstudiums.“ — Mit diesem Glaubensbekenntnis ist in der Geschichte der deutschen Landschaftsmalerei die Episode der Beduten und Prospekte, welche dauernd Hackerts Namen trägt, beendet und gerichtet.

II.

Auch wenn wir nicht das ausdrückliche Zeugnis Goethes besäßen, daß er frühzeitig von Hackert und seinen Werken durch den aus Paris zurückkehrenden Kraus Näheres erfahren habe, so könnten wir das doch bei der Stellung des Malers in der Kunstwelt seiner Zeit und bei der lebendigen Theilnahme des Dichters an allen Kunstbestrebungen von vornherein annehmen. Er stimmt in die Bewunderung, mit der die Zeitgenossen Hackerts Landschaften betrachteten, ein. Als er am 14. Juni 1788 in Gotha einige derselben im Besitz des Herzogs gesehen hatte, „worauf besonders die Felsen und Himmel unglaublich schön sind“, schrieb er Frau von Stein, er wüßte ihr, sie zu sehen. Danach erscheint es als selbstverständlich, daß er bei seinem Aufenthalt in Italien dem berühmten Landschaftsmaler näher trat, dessen anregenden Einfluß auf andere er schon in Frascati bemerken konnte (Ital. Reise 1, 171 f.). Dort versammelten sich allabendlich die Künstler, um die tagsüber geschaffenen Zeichnungen vorzulegen, eine Einrichtung, die sich ebenso wie das gemeinsame Lesen der Zukerischen Theorie von Philipp Hackert herschrieb.

Am 22. Februar 1787, in Albano, auf der Reise von Rom nach Neapel, lernte Goethe den Maler persönlich kennen. Gemeinsam reisten sie nun zwei Tage bis nach Gariquano in der Nähe von Neapel, wo

*) Veral, „Joseph Kochs Gedanken über Malerei“ in: David Friedrich Strauß, Kleine Schriften. I. Serie. Leipzig 1862. S. 324.

Hackert sich von Goethe und dessen Reisegefährten Tischbein trennte, um nach Caserta zu gehen. Der erste Eindruck war der denkbar günstigste „Es ist ein sehr bestimmter, kluger Mann, der bei unausgesetztem Fleiß das Leben zu genießen versteht,“ heißt es in der Italienischen Reise (1, 247) gelegentlich des ersten Besuches in Hackerts Wohnung, dem Palaste Francavilla, am 28. Februar. Mit der größten Aufmerksamkeit beobachtete Goethe die Arbeitsweise Hackerts und zeichnete selbst unter der Anleitung des Künstlers, „der einen jeden zu seinem Schüler macht“. Er lobte und tadelte Goethen und half ihm weiter. Den Rat, achtzehn Monate bei ihm zu bleiben, um zur eigenen Freude und zur Freude anderer die künstlerischen Fähigkeiten auszubilden, mußte der Dichter freilich ausschlagen (Ital. Reise 1, 270; 2, 37); aber Hackert suchte Goethen mit allem Merkwürdigen in Neapel bekannt zu machen. Er verschaffte ihm die Erlaubnis zur Besichtigung der berühmten Sammlung Hamiltons (Ital. Reise 2, 11).

Als dann im Juni Hackert nach Rom kam, um die Überführung der Farnesischen Kunstschätze nach Neapel zu betreiben, verweilten sie zusammen in Tivoli und in der Galerie Colonna (Ital. Reise 2, 37. 39), und wieder fand Goethe seine Kunstanschauungen durch den neu gewonnenen Freund bereichert und vertieft. Durch das Band gegenseitiger Hochachtung und gemeinsamer künstlerischer Überzeugungen, das sich zwischen ihnen geschlungen hat, blieben sie auch nach Goethes Rückkehr aus Italien dauernd verbunden. Gleich nach dem Erscheinen des fünften Bandes der Schriften erhielt Hackert ein Exemplar, das er mit sich nach Capri nahm. *) Auch die Herzogin Anna Amalia lernte bei ihrem Aufenthalt in Neapel Hackert kennen und berichtete an Goethe über ihn; indessen scheint sie von seinem Wesen nicht so wie der Dichter angesprochen worden zu sein. **)

Den Verkehr Goethes mit den Künstlern in Neapel vermittelte in den nächsten Jahren Georg Hackert, mit dem Goethe ebenfalls in herzliche Beziehungen gekommen war. ***) Die Briefe und Tagebücher, so weit sie bis jetzt vorliegen, verzeichnen Sendungen an ihn am 7. August 1788, 28. Juni und 8. (9.?) Oktober 1790.

Im März 1803 beauftragte der Herzog Karl August Goethen, zwei Bilder bei Philipp Hackert zu bestellen (Briefwechsel S. 288 und 292 f.). Am 8. September schrieb Goethe an Philipp Hackert, vermutlich in dieser Angelegenheit †, und am 14. Januar 1804 langten die Bilder in Weimar

*) Schriften der Goethe-Gesellschaft V, 28. 72.

**) Ebenda S. 111.

***) Ebenda S. 79 f. 137.

†) Unter dem 17. November finden wir in Goethes Tagebuch die Bemerkung: „Verschiedenes die Kunstausstellung betreffend expediert, Hackert, landschaftliche Umreise, 9 Blätter“ In den Verzeichnissen der in Weimar ausgestellten Kunstwerke ist nirgends ein Hackertsches erwähnt. In Goethes Sammlungen befanden sich (nach Schuchardt) von Hackert: 12 Blatt radierte Landschaften aus den Jahren 1763 und 64; Suite de IV Vues dessinées dans le Royaume de Naples. 18 Blatt Handzeichnungen, bis auf eine nordische (Stockholm 1764) sämtlich italienische Landschaften darstellend; außerdem zwei Kopien nach einer Zeichnung und einem Ölgemälde von ihm, die letztere von Fr. Preller.

an, und machten Goethen einen heitern Morgen; „es sind,“ schrieb er an Schiller, „ganz außerordentliche Kunstwerke, von denen man, wenn sich auch manches dabei erinnern läßt, doch sagen muß, daß sie kein anderer Lebender so machen kann, und wovon gewisse Teile niemals besser gemacht worden sind“.

Diesem privaten Urtheil ließ Goethe nach kurzer Zeit ein öffentliches folgen. Im Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung 1804 Nr. 19 und 20 erschien etwa Mitte Februar ein Aufsatz „Zwei Landschaften von Philipp Hackert“ (siehe Bd. 30 unserer Ausgabe), in dem die beiden für den Herzog gemalten Bilder besprochen wurden. Es sind Veduten in der üblichen Manier Hackerts, die eine die Aussicht von der Villa Madama, die andere ein Stück der Umgegend von Florenz darstellend. Goethe giebt zu, daß Gemälde dieser Art dem höchsten Begriffe der Landschaftsmalerei nicht entsprechen, daß sie eine untergeordnete Art dieses Faches ausmachen. „Wenn der Landschaftsmaler im edelsten Sinne sich landschaftlicher Formen mit Freiheit bedient, um sein Gedicht darzustellen, und alle Springfedern der Kunst in Bewegung setzt, durch Ton, Farbe, Beleuchtung, Anordnung u. s. w. ein schönes Ganzes zu erzielen, so unterwirft sich hingegen der Maler von Ausichten den Bedingungen gewissenhafter Treue, er behält keine andere Freiheit als allenfalls die Wahl des Standpunktes und der Tageszeit, hat aber auch die übernommenen Pflichten erfüllt, sobald alle in seinem Gesichtskreis gelegenen Gegenstände mit möglichster Wahrheit dargestellt sind.“

Mit der angegebenen Einschränkung werden die Bilder als „ungemein preiswürdig“ bezeichnet, und in das ausführliche Lob, das Goethe ihnen spendet, mischen sich nur einzelne leichte Ausstellungen wegen des gar zu zahlreichen Viehes im Vordergrunde und der etwas zu lachroten Färbung der entfernten hohen Gebirge. Goethe sandte seinen Aufsatz an Charlotte von Schiller, die, wie aus seinem begleitenden Briefe hervorgeht, wegen neuer Aufträge für Hackert (vielleicht von Rudolstadt) sich an ihn gewandt hatte.

Von weiteren Beziehungen zwischen Goethe und Hackert erfahren wir aus dem Tagebuche vom 18. Juni 1804 (Geldsendung für von Hackert in Florenz erworbene Medaillen) durch den am Schluß der Biographie abgedruckten Brief Hackerts vom 4. März 1806, der in Weimar am 24. eintraf und am 4. April beantwortet wurde, durch einen weiteren vom 27. Mai 1806 und durch die Erwähnung eines Goethischen Briefes an ihn vom 25. März 1807 und einer Sendung von vier Dukaten (wohl wieder für Münzen) am 28. desselben Monats.

Am 28. April 1807 verschied Hackert. Die Nachricht erreichte Goethen in Karlsbad am 5. Juni; zugleich erhielt er durch den Cavalier Biondi die Selbstbiographie des Malers. Hackert hatte nämlich Goethen die Bearbeitung derselben zur Herausgabe nach seinem Tode übertragen,

was aus jenem Briefe vom 27. Mai 1806 deutlich hervorgeht.*) Goethe begann sogleich, sich eifrig mit dem Vermächtnis seines verstorbenen Freundes zu beschäftigen. Am 7. und 8. Juni las er es, am 9. und 10. schrieb er bereits an dem Auszuge daraus, den er am 14. Juni an Cotta absandte. Er erschien im „Morgenblatt“ am 29. und 30. Juni (siehe Bd. 31, 169 ff.) zugleich als Ankündigung der Lebensbeschreibung. Er schließt mit den Worten: „Wir wünschen, daß jede Bedenklichkeit, welche allenfalls der Herausgabe dieser schätzbaren Hefte sich entgegenstellen könnte, bald möge gehoben sein.“

Dieser Wunsch Goethes erfüllte sich nicht. Schon hatte er sich für das beabsichtigte Buch ein Porträt Hackerts durch den Maler Tittel in Florenz verschafft, das Cotta stechen lassen sollte (Tagebuch 14. Juni, 21. Sept. 1807), als die Erben Hackerts, an ihrer Spitze sein Schwager, der Hofrat Behrends**) in Berlin, gegen die Bearbeitung und Veröffentlichung der Hackertschen Papiere durch Goethe Einspruch erhoben. Sie bestritten, wie aus dem angeführten Briefe Goethes an Biondi hervorgeht, diesem die Berechtigung, die Papiere Goethen zu übergeben, so wie daß Hackert den Dichter mit der Herausgabe beauftragt habe.

Durch einen Brief vom 4. Januar 1808 suchte Goethe den Hofrat Behrends von der Rechtmäßigkeit seines Anspruchs zu überzeugen***); aber vergebens. Die Hackertschen Erben wollten sich die materiellen Vorteile der Herausgabe der Biographie nicht entgehen lassen†); und da Goethe ebenfalls auf seinem guten Rechte bestand, so wurde auf den 19. Juni 1808 vom Herzog Karl August eine Vergleichsverhandlung angesetzt. Da Goethe vorher seine Reise nach Karlsbad antreten mußte, teilte er in einem Schreiben vom 10. Mai (Goethe-Jahrbuch V, 8) dem Herzog den Inhalt der beabsichtigten, zu Hackerts Andenten bestimmten Schrift und seine Bedingungen mit. Danach sollte die Arbeit aus folgenden Teilen bestehen:

*) Wir besitzen die entscheidende Stelle in einer Abschrift, die Goethe seinem Schreiben an den Kavallerie Biondi vom 28. September 1807 beigelegt hat, um zu beweisen, daß dieser bei Überfendung der Biographie an ihn durchaus rechtmäßig gehandelt habe. Das Schreiben ist bei Streblke, Goethes Briefe I, 64 f. abgedruckt; aber nicht genau. Es fehlt nämlich die Angabe, daß sich am Kopfe des Blattes ein O befindet, wodurch bewiesen wird, daß wir hier nur einen Teil des Briefes vor uns haben. Ferner steht die Überschrift „Auszug . . . Hackerts“ nicht in Klammern, im Eingange heißt es „die ersten Jugendjahre“, der Satz „Nach meinem Tode . . . überschiden werden“ ist unterstrichen („Cavalier Biondi“ und „Signora Rosa“ mit lateinischen Buchstaben) und nach „überschiden werden“ folgt der gänzlich fortgefallene Satz: „Von ersterer sicherer Gelegenheit werde ich es Ihnen überschiden.“ Kleinere Versehen sind, wie folgt, zu verbessern: erhalten mir wünsche recht Weimar den 28.

**) Eine andere Schwester hatte einen Herrn von Maltis geheiratet. Siehe Briefwechsel Goethe-Zelter 6, 230, 403.

***) Auch dieser Brief ist bei Streblke (a. a. O. I, 50) recht stüchtig wiedergegeben. Das Datum (im Original neben der Unterschrift) ist der 4. Januar, in der Überschrift heißt es „Hochgeehrtester Herr“, die Anrede stets „Ew Wohlgebornen“, nur in der Unterschrift „Ew. Wohlgeb.“; ferner ist im Text zu ändern: §. 1 wohlvollendeten §. 2 hierben zwey §. 5 verzeihen; denn §. 10 alles §. 12 erscheinen, und . . . den Beyfall . . . sowohl.

†) Annalen 1807: „Die Erben . . ., welche sich den Wert der Manuskripte sehr hoch vorstellten.“

1. Vorbericht.
2. Die Biographie selbst, sowohl die allgemeinen Schicksale als die besondern Fälle enthaltend.
3. Noten hiezu, weil manches nur im Allgemeinen angedeutet ist, nur demjenigen verständlich, dem die nähern Verhältnisse des Landes, der Personen und der Kunst bekannt sind.
4. Eine Nachricht von dem Leben des Herrn Karl Gore*), dessen in der Biographie gedacht wird, der mit Hackert eine Reise nach Sicilien gemacht.
5. Beurteilung des Hackert'schen Künstlertalentes.
6. Noch einiges andre, was sich auf ihn und seine Zeitgenossen bezieht.

Den Erben sollte von dem Ertrag des Buches die Hälfte zustehen.

Auf diese Vorschläge Goethe's sind die Erben nicht eingegangen. Sie haben dann neue Propositionen gemacht, die wiederum Goethe unannehmbar erschienen, und so entschloß er sich denn zu folgender Eingabe an den Herzog**):

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigst regierender Fürst und Herr!

den 29. Junii 1809

der Geheime Rat von Goethe erklärt sich auf die Propositionen der Hackert'schen Erben und überreicht die ihm aus Italien zugesendeten Papiere.

Die Propositionen, welche die Hackert'schen angeblichen Erben in ihrer jüngsten Eingabe gemacht haben, sind schlechterdings nicht von der Beschaffenheit, daß ich mich darauf einlassen könnte.

Ich habe mich daher entschlossen, aller Ansprüche auf die Hackert'schen Papiere mich zu begeben und überreiche also Ew. Herzoglichen Durchlaucht beigehend die aus Italien mir zugesendeten Hackert'schen Papiere versiegelt, mit der unterthänigsten Bitte:

dieselben den Personen, die zu den Eigentumsrechten auf solche sich gehörig legitimiren werden, aushändigen zu lassen.

Ich bemerke dabei, daß der verstorbene Hackert in seinem Testamente fünf Erben und unter diesen seinen Bruder Georg, genannt hat.

Soviel ich weiß, ist dieser vor ihm unverheyrathet, also ohne eheliche Descendenz, verstorben. Ob aber die gegen mich implorirenden Dorothea Hackert und Consorten dieselben sind, deren in dem Hackert'schen Testamente Erwähnung geschieht, kann ich nicht sagen, ich für mein Theil bezweifle

*) Am 25. März hatte er schon Fräulein Gore wegen der Biographie ihres Vaters beichtet.

**) Da bisher nur die ersten Zeilen (in Hirzel's Verzeichniß 3. Aufl. S. 215) gedruckt sind, geben wir die Eingabe hier nach der Handschrift vollständig wieder.

es nicht, ich wünschte aber doch auch dagegen sicher gesetzt zu seyn, daß ich nicht noch einmal in Anspruch genommen würde.

In tiefster Ehrerbietung verbleibe ich

Weimar
am 29. Junii
1809

Ew. Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigst treuehorjamster
Johann Wolfgang von Goethe.

Adresse: Serenissimo.

Der Eingabe wurde stattgegeben und fast ein Jahr lagen die Papiere im Gewahrsam der Herzoglichen Regierungskasse. Inzwischen müssen neue Verhandlungen zwischen Goethen und den Erben mit günstigem Erfolge stattgefunden haben, *) wie folgender, von Goethe unterzeichneter Empfangsschein **) bezeugt:

„Von Herzoglich Sachsen-Weimarischer Regierungs-Canzley die bey derselben von mir deponirten bisher strittigen Hackertischen Papiere, nach einem mit den Hackertischen Erben gepflogenen gültlichen Uebereinkommen, versiegelt wie sie niedergelegt worden, erhalten zu haben, wird hierdurch mit schuldigem Danke bescheinigt.

Jena, den 13. May 1810.

J. W. v. Goethe.

So war denn endlich die Bahn frei zu dem Ziele, dem Freunde ein würdiges Denkmal zu errichten in Bethätigung der Neigung zu biographischer Darstellung, die in jenen Jahren von Goethe auch durch „Cellini“, „Winkelmann“ und die Schilderung der eignen Jugend befriedigt wurde.

Noch während der Streit um die Papiere schwebte, hatte er sich mehrfach mit ihnen beschäftigt und Vorbereitungen zur Herausgabe getroffen. Schon am 4. Oktober 1807 berichtete Vulpinus an Rit. Meyer: „Goethe arbeitet viel in Hackerts Biographie“, im Januar 1808 las er daraus im Frommannschen Hause und bei der regierenden Herzogin vor, sie begleiteten ihn nach Karlsbad, wo er mit Raaz (am 16. August) über die vorzüglichsten Landschaftsmaler, ihre Eigenschaften, Verdienste, Umgebungen, Originalität u. s. w. sprach, und am 24. nach erneuter Durchsicht sämtlicher Manuskripte das Schema zur Biographie diktirte.

Nach am 28. Juli 1809 und am 13. Januar 1810 finden wir im Tagebuch Gespräche über Landschaftsmalerei mit Raaz und Meyer erwähnt.

*) Die Korrespondenz befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv und ist noch nicht veröffentlicht. Das Tagebuch erwähnt noch einen Brief an Behrens vom 21. März 1810. Dann am folgenden Tage: Hrn. Kammerconsulent Hufeland, mit einem Briefe des Hofrat Behrens aus Berlin wegen der Hackertischen Angelegenheiten. 1. Mai. An Herrn Landschaftsinspektor Schumann, Auftrag die Hackertischen Papiere von der Regierung zu nehmen. 9. Mai Regierungsekretär Lubekus Hackertische Papiere. 15. Mai An Herrn Hofrat Behrens mit den Hackertischen Gemmenverzeichnissen.

**) Ungedruckt.

Im Sommer 1810 mußten dann, am 13. Juli bei Frau von Cybenberg, die aus ihrem Gefängnis befreiten Hackert-Anecdoten wieder zur Unterhaltung der Badegesellschaft dienen.

Die ernsthafteste Bearbeitung begann am 18. November 1810 und wurde bis zum 4. Mai 1811, wo der letzte Bogen corrigiert ward, in ununterbrochener Thätigkeit vollendet.^{*)} Am 17. Dezember war die erste Abtheilung beendet und die Übersetzung der Reisebeschreibung Payne Knights wurde in Angriff genommen. Diese nahm die Zeit bis zum 18. Januar in Anspruch, am 28. begann die Bearbeitung des letzten Drittels, am 4., 26. und 28. März wurde Hackerts Aufsatz über Landschaftsmalerei undiktirt, am 20. lieferte Meyer seine Arbeit über Hackerts Kunstverdienst, am 21. entstanden die biographischen Notizen über Gore und Knight, am 22. die Beschreibung der sechs Gemälde der Schlacht von Tschesme und die Revision der Nachträge neben kleinen Verbesserungen in der Biographie zog sich noch bis zum 3. April hin.

Fragt man, wie eine nicht sehr umfangreiche und nach Goethes eigener Angabe (in der Vorerinnerung zu den Nachträgen) im wesentlichen redactionelle und übersetzerische Arbeit ihn so lange in Anspruch nehmen konnte, so findet man die Erklärung dafür in den Annalen 1807, wo er berichtet, weshalb die Arbeit mehr Sorgfalt und Mühe als ein eignes Werk erfordert habe; außerdem in den Angaben seines Tagebuchs und der Ausleihverzeichnis der Weimarer Bibliothek. Wir schöpfen aus diesen beiden Quellen die Gewißheit, daß Goethe sich nicht darauf beschränkt hat, die Lebensbeschreibung seines verewigten Freundes und die in sie eingeschobene sicilianische Reise in eine leicht lesbare, anmutige Form zu bringen, sondern daß er gleichzeitig alles was ihm irgend von litterarischen und künstlerischen Hülfsmitteln zur Verfügung stand, benutzt hat, um sich eine möglichst gründliche Kenntnis Unteritaliens und Siciliens, der Natur und Geschichte des Landes, wie der Zustände in der Gegenwart zu verschaffen. Er las nicht nur die auf Z. 254 verzeichneten Reiserwerke, zu denen noch Gorani, *Mémoires secrets et critiques des cours, des gouvernements et des moeurs des principaux États de l'Italie* (Paris 1793), Kehlswes, *Neuester Zustand der Insel Sicilien* 1. Teil (Tüb. 1807) und Hoger, *Gemälde von Palermo* (Berlin 1799) kommt; er suchte auch durch Betrachtung der im Besitz der Bibliothek befindlichen Zeichnungen Gores die Gegenden, die er dreizehn Jahre zuvor selbst besucht hatte, vor sein Auge zurückzurufen. Zumal die Übersetzung von Payne Knights Tagebuch ist mit der gewissenhaftesten Benutzung aller Hülfsmittel ausgeführt und eine wichtige Vorstudie der eignen Schilderung Siciliens geworden. Nach dem Zeugnis der Weimarer Ausgabe wird allerdings von der selbständigen Forschung über Sicilien hier nichts sichtbar, da Goethes Änderungen gegenüber dem im Goethe-Schiller-Archiv erhaltenen englischen Manuskript sich auf geringe Aus-

^{*)} Am 5. Dezember schreibt Meyer an Frommann: „Am Hackert geht es scharf, alle Morgen.“

lassungen und Zusammensetzungen, sowie die Verbesserung mancher antiker Namensformen beschränken.

Weniger klar ist der Anteil, der Goethen an dem ersten und dritten Teile des Buches, der eigentlichen Biographie gebührt. Die Hackert-Papiere, die die Grundlage gebildet haben, sind nicht mehr vorhanden; nur für die Nachträge besitzt das Goethe-Schiller Archiv einen größeren Teil des Materials in Hackerts französischer Beschreibung der Seeschlachtgemälde, dem eigenhändigen Manuskript desselben über Landschaftsmalerei (ohne die Überschrift), „Vom Morahllischen in der Landschaft“ (= dem Abschnitte „Sittliche Wirkung“ S. 285 f., „Über die Ehl-Mahlerey“ S. 286 f.), dem Brief an Goethe vom 4. März 1806 und ein Verzeichnis der geschnittenen Steine in Hackerts Nachlaß von Hirt, das für den Abschnitt „Hinterlassenes“ verwendet worden ist. Für die Benutzung der übrigen Teile des Nachlasses sind wir auf die Angaben Goethes in der Vorerinnerung zu den Nachträgen und in den Annalen 1807*) und auf innere Beweise beschränkt. Herstellung eines gut lesbaren Textes mit möglichst geringer Beeinträchtigung der ursprünglichen Gestalt, das war sein Ziel. Den Umfang hat er beibehalten; weder in dem etwas zu dürftigen ersten Teil hinzugesetzt, noch in dem gar zu breiten letzten gekürzt. Jedem Vorwurf, der ihn deshalb hätte treffen können, glaubt er die Spitze abgebrochen zu haben mit der Bemerkung, daß man der Art eines bedeutenden Mannes, von sich selbst zu erzählen, etwas nachgeben müsse. Indessen wird dadurch doch der Zweifel nicht beseitigt, ob die Eigenart des Werkes wirklich geschädigt worden wäre, wenn von dem kleinlichen Hofplatsch und den servilen Lobpreisungen des unfähigen Königs von Neapel einiges unterdrückt worden wäre.

Nicht der Inhalt also, nur die Form ist auf Rechnung Goethes zu setzen. Auch bei der Überarbeitung ist er sehr schonend verfahren. Der Stil Hackerts, wie wir ihn in den erhaltenen Originalhandschriften kennen lernen**), ist durchaus ungeregt in Bezug auf Wortformen und Satzbau, ein Bild lebendiger Rede eines Mannes von hellem Geiste und lebhaftem Empfinden, dessen litterarische Bildung aber, wie die fast aller Künstler seiner Zeit, auf der untersten Stufe stehen geblieben ist.***) In erster Linie war die Rechtschreibung zu regeln, insbesondere die sehr willkürlich behandelten Namensformen richtig zu stellen, für Goethen, der in den Kreisen Hackerts nie heimisch war, keine ganz leichte Aufgabe, die denn

*) „Es war eine schwierige Aufgabe; denn die mir überlieferten Papiere waren weder ganz als Stoff noch ganz als Bearbeitung anzusehen. Das Gegebene war nicht ganz aufzulösen, und, wie es lag, nicht völlig zu gebrauchen.“

**) Unter diese ist der Brief vom 4. März 1806 nicht zu rechnen, da er nach Goethes Angabe in den Annalen 1806 nicht von Hackert selbst geschrieben, sondern, da dieser infolge eines Schlaganfalls dazu unfähig war, nur diktirt und mühsam unterzeichnet worden ist.

***) Vergl. auch die Klagen über Hackerts Stil in Jschokke's „Miscellen“ 1807 (siehe S. 89, Anm. ***). An „grammatikalischen und Interpunktionsfehlern seien Hackerts Briefe überreich, aber er habe das Savoir faire verstanden, und daher sei zu entschuldigen, daß er das Schreiben vernachlässigte“.

auch nicht vollkommen von ihm gelöst worden ist; dann aber — und das war die mühsamste und schwierigste Arbeit — mußte in syntaktischer Beziehung die ganze Biographie, den Ansprüchen des gebildeten Lesers entsprechend, umgemodelt werden. Goethe ist dabei mit großer Vorsicht verfahren, um nicht mehr als irgend nötig war den Charakter der Redeweise Hackerts zu verwischen. Man vergleiche mit dem Stil anderer Schriften Goethes aus diesen Jahren z. B. den Anfang des Abschnittes „Kochkunst“ (S. 202) oder (S. 229 f.) „Der Don Ciccio . . . gewesener“, alles Beweise dafür, daß Goethe hier völlig darauf verzichtete, eine edel durchgebildete Schreibweise einzuführen. Auch Formen wie „ein klein Casino, ein schön Bild“*) zeugen von derselben bewußten Enthaltjamkeit in Bezug auf Anwendung strenger Stilgesetze.

Diese Enthaltjamkeit war besonders für die Anekdoten vom Hofe in Neapel geboten. Dem nur in der kindlich geschwätigen Art des Malers vorgetragen konnten diese Dinge auf eine Wirkung beim Leser rechnen, nur als Züge in dem Bilde einer Persönlichkeit, die Goethe für bedeutend und aller Teilnahme wert schätzte, mochten sie auf die Beachtung Fernstehender Anspruch erheben. Unter jedem höheren Gesichtspunkt, der durch eine reife künstlerische Form und den Anspruch auf eine selbständige Bedeutung in biographischer oder kulturgeschichtlicher Beziehung bedingt worden wäre, mußten sie zum größten Teil als überflüssig und störend verworfen werden.

Goethe war, als er die Biographie Hackerts zusammenstellte, der Meinung, hier ein Seitenstück zu der von ihm verdeutschten Selbstschilderung des Cellini zu liefern.***) Auch hier ein Künstler, der naiv, was ihm Gutes und Böses widerfahren war, erzählte, auch hier eine Fülle von Zügen aus dem intimen Dasein hochstehender Persönlichkeiten, auch hier endlich gelegentlich das Schicksal des Helden verknüpft mit den weltgeschichtlichen Ereignissen seiner Zeit.

Aber diese Parallele ist doch im Grunde genommen nur eine äußerliche. Weder kann Hackert als Mensch und Künstler jenes Interesse erregen, das in der kraftvollen, durchaus eigenartigen, ja großen Persönlichkeit Cellinis liegt, noch verträgt das Italien des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts mit seinen kleinen Fürsten und noch kleineren Künstlern einen Vergleich mit dem Zeitalter der Hochrenaissance, in welchem auf demselben Boden in üppiger Fülle die Blüten edlen und kräftigen Menschentums empor sproßten. In Cellinis Kreis kaum ein Mensch, der nicht durch bestimmt ausgeprägten Charakter die Aufmerksamkeit erregte und fesselte, — in Hackerts Umgebung nur die Königin Maria Karoline über das Durchschnittsmaß emporragend, und diese bleibt gerade in der Schilderung mehr als billig im Hintergrunde. Während Cellinis Zeitbilder, wenn auch

*) Vergl. die Anwendung derselben Flexionsform im „Cellini“ z. B. S. 190, 16 verdrücklich Geschwäbe.

**) Vergl. Goethes Werke, Bd. 31, S. 175.

mit größter Subjektivität aufgefaßt, doch als wahr und treu gelten können, färbte Hackert nach den äußeren Rücksichten des Höflings: kein Wort von der Miswirtschaft, die unter seinen Augen das Volk ausaugte und zum Aufstand zwang, nichts von der Rohheit und Beschränktheit des Königs, von dem schamlosen Treiben seiner Gemahlin und ihrer Günstlinge. Und als in die drückende Atmosphäre dieses Hofes die reinigenden Blitze der Revolution hineinzuleuchten begannen, da fehlte Hackert alles Verständnis für die historische Bedeutung der Ereignisse, die für ihn nur unangenehme Störungen seines behäbigen Daseins im Fürstendienst darstellten.

Diese Mängel kamen Goethe nicht, oder wenigstens nur in geringem Maße, zu Bewußtsein. Er erblickte in den kleinlichen Einzelheiten der Aufzeichnungen Hackerts Beiträge zur Charakteristik eines großen Künstlers. Er hatte ihn in Italien umgeben von begeisterten Schülern, getragen von der Gunst des Hofes kennen gelernt, und sein schon zuvor durch den Ruf des Malers befangenes Urtheil war durch die künstlerischen Freunde, zumal durch Heinrich Meyer, zu der Überzeugung verstärkt worden, daß Hackert in der Geschichte der Malerei einen Ehrenplatz unter den großen Meistern einnehmen werde.

Allerdings hatte das allgemeine Urtheil, das in früheren Jahren mit dem Goethes übereinstimmte, schon als die Biographie erschien, eine Umwandlung zum Nachtheil Hackerts erfahren. Aber seit dem Beginn der neuen romantischen Kunstbewegung, welche die Ansichten über die Werke der vergangenen Periode völlig umwandelte, hatte sich Goethe, wie wir in der Einleitung zum „Winkelmann“ ausführlicher erwähnt haben, nur um so entschiedener auf seinem alten Standpunkt versteift. Deshalb war seine Verherrlichung Hackerts, deren Voraussetzung die Anerkennung der Künstlergröße des Malers war, im Grunde genommen bei ihrem Erscheinen veraltet, und konnte nicht so aufgenommen werden, wie Goethe es wünschte und wohl auch erwartete.

Wir besitzen nur zwei kritische Äußerungen über „Hackert“ aus der Zeit des Erscheinens;*) beide kühl sich verneinend vor dem Herausgeber und deutlich die Absicht verrathend, dem Buche günstige Seiten abzugewinnen. Als der gute Zelter, erst spät, am 8. August 1819 den „Hackert“ las, erlebte er seine Herzensfreude an der Art, wie Goethe das Werkchen so eigen leicht aus Fragmenten aufgesädelt habe. Goethe fandte ihm darauf ein sauber gebundenes Exemplar und schrieb dazu am 14. April 1820: „Du hast dem Büchlein Sorgfalt und Sinn abgefühlt, die ich ihm gewidmet und verliehen habe; es ist in dem lieben Deutschland verschollen und mit vielem andern Guten und Nützlichen von den Sandwehen des Tages zugedeckt, wird aber immer doch wieder einmal wie der Bernstein ausgeschwemmt oder gegraben.“

*) Zeitung für die elegante Welt 24. Juni 1811 und Göttingische gelehrte Anzeigen 21. Oktober 1811. Abgedruckt bei Braun, Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen III, 279 ff.

In demselben Jahre, aus dem diese Worte stammen, begann Goethe die Zusammenstellung der „Annalen“, in denen er den äußeren Verlauf der späteren Epochen seines Daseins darlegen wollte. Dort ist der „Hafert“ mehrfach erwähnt und in die engste Beziehung zu einem der größten Werke des Dichters gebracht. Goethe sagt nämlich zu Beginn des Jahres 1811: „Das Leben Philipp Haferts ward abgedruckt und die vorliegenden Papiere nach jedesmaligem Bedürfnis sorgfältig redigiert. Durch diese Arbeit wurd' ich nun abermals nach Sünden gelockt; die Ereignisse, die ich in jener Zeit in Haferts Gegenwart oder doch in seiner Nähe erfahren hatte, wurden in der Einbildungskraft lebendig; ich hatte Ursache, mich zu fragen, warum ich dasjenige, was ich für einen Andern thue, nicht für mich selbst zu leisten unternehme. Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene frühesten Lebensgeschichte.“

Im Lichte dieser Äußerung gewinnt der „Hafert“ für den, der teilnehmend und forschend Goethen sich nähert, erhöhte Bedeutung. Er reiht sich in die Zahl der Vorarbeiten zu „Dichtung und Wahrheit“ ein, und erhält so eine nicht unwichtige Stellung in der Geschichte der Werke Goethes; dessen innerstes Wesen sonst in ihm nur durch die Pietät gegen den verstorbenen Freund zum Vorschein kommt. Ihr vor allem haben wir diese Arbeit zu verdanken.

Es bleibt uns noch übrig, mit wenigen Worten der Lertgeschichte des „Philipp Hafert“ zu gedenken.

Er wurde im Format des „Winkelmann“ und „Cellini“ gedruckt, „weil er sich an diese anschließt und Cotta ein gestochenes Porträt Haferts in gleicher Größe schon vorrätig liegen hat“.*) Der Titel sollte zuerst lauten: „Philipp Hafert. Eine Selbstbiographie von Goethe“ 2c. Es war auch ein „Vorwort“ beabsichtigt und bereits entworfen, das aber schließlich unterdrückt wurde. Der Titel und Inhalt des Buches wurde genau so gestaltet, wie es in unserer Ausgabe wiedergegeben ist; es umfaßte XII und 316 Seiten (1).***) Ein Nachdruck erschien 1811 in Wien als 18. Band der Gesamtausgabe von 1806; dann wurde der „Hafert“ erst wieder in der Ausgabe letzter Hand, zusammen mit dem „Winkelmann“ im 37. Bande der Taschen- 2 und Oktav-Ausgabe (3) gedruckt. Der Inhalt stimmt mit 1 überein, doch ist das von uns am Schluß des Bandes abgedruckte Inhaltsverzeichnis in 1 Z. IX—XII fortgefallen; die Änderungen gelten fast nur den Wortformen, im übrigen sind sie auf Flüchtigkeit zurückzuführen. Der Titel lautet von jetzt an „Philipp Hafert“.

*) Miemer an Frommann 2. Januar 1811. Das Porträt, jenes das sich Goethe 1807 von Titel in Florenz hatte kommen lassen, blieb schließlich doch noch fort, da es nicht aufzufinden war, Miemer an Frommann Nr. 135. (Damit steht freilich die erste Nachricht Miemers, daß es schon gestochen sei, in Widerspruch.)

**) Als Probe war zuvor im Morgenblatt 1811 Nr. 122 „Schlacht bei Tschesme, Gemälde von Philipp Hafert“ (Z. 121—126) erschienen.

In der Quartausgabe von 1837 war das Tagebuch Paynes und der darauf bezügliche Teil der „Vorerinnerung“ fortgeblieben, der Anfang derselben vor die Lebensbeschreibung gestellt und darin zwei kleine durch den Fortfall des Tagebuchs notwendig gewordene Änderungen getroffen.

In der vierzigbändigen Ausgabe von 1840 ist der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt; nur die Bemerkung (S. 256, 3. 21 ff. „durch ein Versehen heißt er Henry . . . zu berichtigen wäre“ gestrichen und der Name überall, wo er vorkommt, berichtigt. In der Hempelschen Ausgabe, wo der „Hackett“, herausgegeben von Strehlke, den 32. Teil bildet, ist diese Veränderung beibehalten und die „Vorerinnerung“ und „Charles Gore“ vor die Lebensbeschreibung gesetzt.

Die Weimarer Ausgabe (Bd. 46) konnte durch Benutzung der Handschriften manches, insbesondere in der sizilianischen Reise, verbessern, womit schon Strehlke den Anfang gemacht hatte. Sie führte wieder die ursprüngliche Reihenfolge des Inhalts ein.

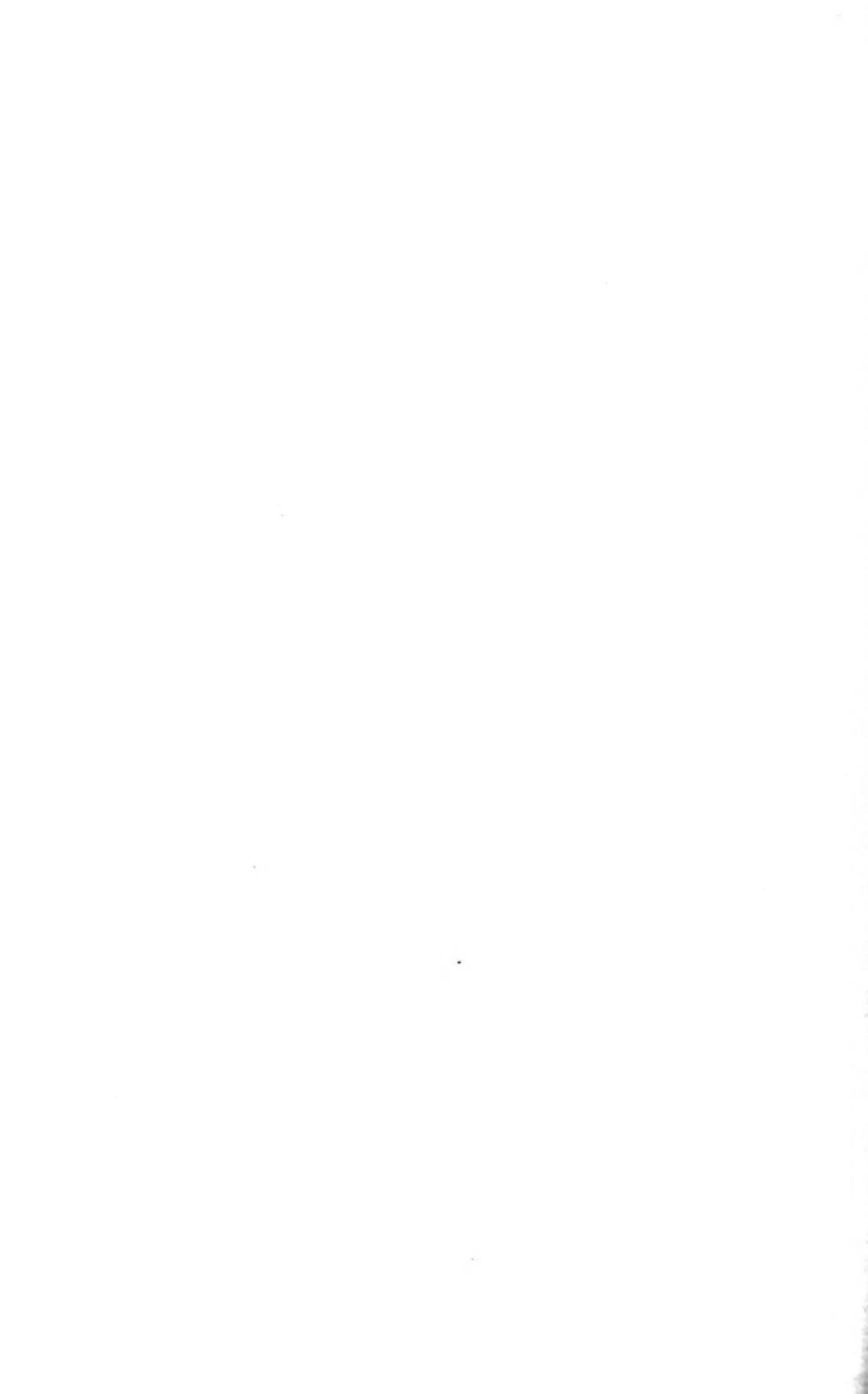
Darin sind wir ihr gefolgt, da für die Änderung Strehlkes kein entscheidender Grund vorlag. Im übrigen beruht unser Text auf einer erneuten Vergleichung der drei maßgebenden Drucke; denn der Apparat der Weimarer Ausgabe erschien uns nicht genügend zuverlässig.*)

Wie alle Früheren haben wir den Meyer'schen Aufsatz „Hacketts Kunstcharakter“ als einen integrierenden und sicher unter Goethes Mitwirkung entstandenen Teil des Werkes beibehalten.

Die Anmerkungen mußten, im Verhältnis zu der geringeren Bedeutung des Werkes, auf ein gewisses Maß beschränkt werden. Besonders verbot sich eine ausführlichere Kommentierung des Tagebuchs Paynes durch die Erwägung, daß Goethe daran nur als Übersetzer beteiligt ist und daß es in einer Ausgabe seiner Werke nicht unsere Aufgabe sein kann, die Anschauungen und Behauptungen eines andern zu begründen oder zu widerlegen. Indessen hoffen wir doch durch unsere Anmerkungen das, was zum unmittelbaren Verständnis und zur Berichtigung größerer Irrtümer des Verfassers nötig ist, geboten zu haben.

Dr. Alfred Gotthold Meyer. Dr. Georg Witkowski.

*) Vergl. dort 3. B. die Stellen 134, 11; 280, 10; 303, 28; 347, 17.



Philipp Sadert.

Biographische Skizze,
meist nach dessen eigenen Aufsätzen
entworfen

von

G v e t h e.

Tübingen,
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

1 8 1 1.



Der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen

Maria Paulowna,

Großfürstin von Rußland, Erbprinzeßin von Sachsen-Weimar und
Eisenach kaiserlichen Hoheit.

5 Durchlauchtigste Fürstin,

Gnädigste Frau,

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria
leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günstige
Sterne. Diese höchsten Personen erfreuen sich an dem Talent
10 eines vorzüglichen Künstlers, beschäftigen, begünstigen ihn und
gründen sein zeitliches Glück. Sollte ich mich hiedurch nicht
angeregt fühlen, Ew. Kaiserlichen Hoheit Namen dieser Lebens-
darstellung vorzusetzen und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen
hinzuzufügen, da Höchst dieselben mit gleicher Gesinnung die Werke
15 sowie die Kenntnisse verdienter Künstler schätzen und sie auf
mannigfaltige Weise aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber
durch eine thätige Teilnahme in Ausübung der schönen Künste,
wozu Ew. Kaiserlichen Hoheit neben so vielen andern Gaben
die herrlichsten Talente verliehen sind. Wie beglückt muß ich
20 mich schätzen, daß die Zeit mich aufsparen wollte, um ein Zeuge
und Befehmer solcher Vorzüge zu sein, und mich unter diejenigen
zählen zu dürfen, die sich Höchstihro Gnade und Huld zu erfreuen
haben, deren Fortdauer sich in tiefster Verehrung empfiehlt

Ew. Kaiserlichen Hoheit

25 Weimar, den 16. Februar 1811.

unterthänigster Diener

J. W. v. Goethe.

7 ff. Die glänzenden Namen . . . Sterne. Siehe unten den Abschnitt „Großfürst und Großfürstin“ S. 187.

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, ebendesselben Vornamens, Porträtmaler aus Berlin, war anfänglich im Dienste des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, sodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm dem Ersten.

Philipp Hackert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet und sollte deshalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen unterrichtet werden; allein sein ausgezeichnetes Künstlertalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerei in Verbindung stand oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm ins Gedächtnis oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die notwendigsten besuchen und sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im elften Jahre hatte er ein Porträt des Generals Zietzen zu Pferde im verjüngten Maßstabe in Öl kopiert; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Murikeln und andern Blumen im Garten hatte, so malte er Blumenstücke nach der Natur und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als Generallieutenant ein Infanterie-Regiment in Prenzlau kommandierte.

3. Sein Vater, gestorben 1768, vergl. S. 117, 3. 28. In dem Aufsatz „Über Elmalerei“ (in den Nachträgen) erwähnt Hackert, daß auch seine Voretern „sämtlich Maler“ gewesen seien. — 5. des Markgrafen ... Schwedt. Von 1689—1788 war die Herrschaft Schwedt im Besiz einer Seitenlinie des brandenburgischen Hauses, die von Philipp Wilhelm, dem dritten Sohn des großen Kurfürsten aus zweiter Ehe, begründet wurde. — 6 f. des Erbprinzen ... Darmstadt, Freund Friedrichs des Großen, regierte von 1768—1790. — 21. im verjüngten, 1 in verjüngtem.

Diese kleine Stadt, wo außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig sein, weswegen ihn sein Vater im Jahre 1753, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus seines daselbst angefahrenen Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn aber bloß mechanisch; denn der Theim, der sich nur mit Dekorationsmalerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Öl- und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeineren Kunstbegriffe und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern bediente sich vielmehr der Kenntnisse, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schülers zu eigenem Vorteil.

Doch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich aus Gutmütigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht so bald zu einer Veränderung seiner Lage entschließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genies in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entschloß er sich, eine kleine Wohnung zu mieten, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Kopien von guten Gemälden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm jenes zu seinem eigenen Studium und beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus notwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu statten kam und ihn bis an

10. Schnörkelwerk, 1 Schnirtelwerk. — 11s. eigenem Vorteil, 1 eignem Vorteile. — 22. Johann Georg Glume, der besonders nach Modellen Schülers gearbeitet hat (1679—1765), oder sein durch seine Wachsbildnisse bekannter Sohn Karl Philipp (1724—1776).

sein Lebensende nicht verließ. Zugleich veräußerte er nicht, sich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rat und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn Le Sueur, damaligem Direktor der Akademie in Berlin, 5 um dessen Achtung er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Le Sueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eigenen Grundsätzen und Erfahrungen und mit chemischen 10 Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben, hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leimfarben beim Malen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. Philipp Hackert teilte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit, und da Herr Le Sueur bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Ein- 15 sicht in andere Teile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so beförderte er auf die verbindlichste Weise die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eigenen Hause als durch besondere Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den Hofrat Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich 20 den Zweiten durch den Direktor Österreich und den Handelsmann Gotskowsky eine Sammlung anschaffte und sonst auch mit Gemälden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Kopieren der besten Bilder so viel Geld, als er zu seinem bequemen Unterhalt und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, 25 zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Quersfurt vortrefflich gemalte Landschaften kopiert, die er seinem verehrten Freunde Herrn Le Sueur vorzeigte, und welche diesem, da er sie ebenso meisterhaft mit Kenntnis und Feuer nachgeahmt 30 fand, dergestalt gefielen, daß er den Künstler beredete, sich vor-

5. Nikolaus Blasius Le Sueur (1716—1782), 1757 Nachfolger Pesnes an der Berliner Akademie. — 21. Östreich. Vergl. S. 51, 3 23 Anm. — Johann Ernst Gotskowsky (1710—1775), schon seit der Kronprinzenzeit mit Friedrich bekannt, bedeutender Förderer der Berliner Industrie. Im Jahre 1755 sandte ihn der König nach Italien, Frankreich und Holland, um Gemälde für die neue Galerie in Sanssouci zu kaufen. Die Bezeichnung Gotskowskys als „Handelsmann“ findet Du Bois-Reymond (Friedrich II. in der bildenden Kunst S. 25) „sonderbar“; aber Goethe gebraucht, ebenso wie seine Zeitgenossen, das Wort ebenso für den Großaufmann wie für den Kleinbändler. Beispiele dafür siehe bei Grimm (Wörterbuch IV, 2, 382). Am 16. Januar 1810 las Goethe Gotskowskys 1789 in Augsburg erschienene Lebensgeschichte. — 28. August Quersfurt (1696—1761), vorwiegend Landschafts- und Tiermaler, in Augsburg unter Leitung von G. Ph. Angenäs, später in We-
n

züglich und ausschließlich der Landschaftsmalerei zu widmen, wobei er ihm alle mögliche Unterstützung und Vorschub zu leisten sich erbot. Dieser durch einen glücklichen Zufall erteilte Rat bestimmte Hackert für diese Gattung und schenkte der Welt
5 einen der besten Meister in derselben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienst ausgeführte Kopien nach Claude le Lorrain, Swanevelt, Moucheron, Berghem, Asselyn u. s. w., welche
10 und, ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden, bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand viel
15 nach der Natur, wenigstens teilweise, was ihm von schönen Bäumen der Tiergarten bei Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landschaftsmaler nicht günstigen Gegend zu zeichnen anfing und allmählich zu eigenen Originalen hinaufstieg.

Unter solchen Studien vergingen drei Jahre, ohne daß irgend jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit
20 zu Gesicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erste Erscheinung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entscheiden pflegt, so war Herrn Le Sueurs verständiger Rat, einige
25 Jahre im stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anspruch auf Beifall und nicht bloß auf prekäre Nachsicht im Publikum auftreten dürfe.

Als nun im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Roßbach gegen fünfhundert französische Offiziere als Kriegsgefangene
nach Berlin kamen und viele davon mit ihrem Landsmanne
30 Herrn Le Sueur Bekanntschaft machten und gelegentlich an Hackerts Arbeiten Gefallen bezeigten, so veranstaltete jener, daß alles, was

7. Claude Gellée gen. le Lorrain (1600—1682), neben den beiden Poussin der berühmteste Vertreter der „historischen Landschaft“ großen Stiles. — 8. Herman van Swanevelt, gest. 1656, erstes datiertes Werk 1623, Schüler oder Nachahmer des Claude Lorrain, meist in Rom und Paris thätig. 9—11 Swanevelt. — 12 Frederit de Moucheron, d. H. (1633—1686), Schüler des Jan Asselyn zu Amsterdam, in Frankreich weitergebildet, zumeist thätig in Amsterdam. — 13 Claes Pietersz Berghem (1620—1683), Schüler seines Vaters Pieter Claas, in seiner Auffassungsweise der Landschaft durch J. van Goyen u. a. sowie namentlich durch italienische Studien beeinflusst. Vorwiegend in Haarlem und Amsterdam thätig. — 14 Jan Asselyn gen. Crabbege, geb. 1610 zu Dieppe, gest. 1652 zu Amsterdam. Landschaftsmaler, zunächst unter Einfluß des Esajas van de Velde, dann in Rom „in italiensierender Richtung ausgebildet“. In Rom und Amsterdam thätig. — 20. Gesicht, 1 Gesichte.

der junge Mann zu seiner Kunstbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal gegen eine runde Summe den militärischen Kunstfreunden überlassen wurde, wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen hätte kompromittieren können, außer Landes ging.

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes setzte Hackert in den Stand, die seiner Kunst unentbehrlichen Hilfsstudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzusetzen. Er hatte auf der Malerakademie schon die ersten Gründe der Geometrie, Architektur und Perspektive erlernt; nun aber wiederholte er die 10 Mathematik vollständiger, indem er wöchentlich dreimal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt, wobei er des Tages über an seinen Studien im Tiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von statten gingen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler 15 und, was für seine Einsichten überaus zuträglich und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur 20 den Vorteil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet und bei andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde, sondern der Beispruch und die ungemeinen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; ja er war gewohnt, sich bei jeder Wahl auf 25 das Urteil derselben zu verlassen. Dieses gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Teil seiner früheren Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende kanonisch.

Mit vielem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, 30

12. Wagner, nach Nicolai (Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam II, 529) Professor der Mathematik an der Akademie der Künste. — 15. Gleim war seit 1747 Kanonikus in Halberstadt. — Ramler lebte seit 1745 in Berlin, seit 1748 als Professor der schönen Literatur an der Kadettenschule. — 27. Sulzer. Das „Wörterbuch“ des bekannten Ästhetikers Joh. Georg Sulzer (1720—1779) erschien 1771—179 unter dem Titel „Allgemeine Theorie der schönen Künste“. Vergl. die in Goethes Werken Bd 26, S. 57 ff. abgedruckte Kritik und die dort in den Anmerkungen angeführten Äußerungen Goethes darüber. In der „Italienschen Reise“ Bd. 26, 1, S. 270, 26 erwähnt Goethe, daß Hackert bei dem Unterricht der neapolitanischen Prinzessinnen Sulzers Werk zu Grunde legte. Siehe auch weiter unten den Abschnitt „Über Landschaftsmalerei“.

besonders als der General Haddik mit seinem Korps und im
 folgenden Jahre General Tottleben mit einem Korps Rußen
 und Österreicher Berlin heimsuchten. Doch hinderte dieses nicht
 den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon
 5 zog, besonders nachdem er mit zwei vorzüglich gelungenen Ge-
 mälden auf Anraten seines Meisters und Freundes Herrn Le Sueur
 nummehr öffentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche
 Ausichten vom Teiche der Venus im Tiergarten vorstellten und
 die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden
 10 können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden,
 machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation.
 Herr Gotskowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige
 Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür
 die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.
 15 Indessen, da in der Gegend um Berlin außer mancher
 herrlichen Baumpartie die Natur wenig malerisch Interessantes
 dem Künstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch
 rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft
 lag er im Gefühl dieses Bedürfnisses Herrn Sulzer an, ihm zu
 20 einer Reise in die Schweiz behülflich zu sein; denn eine solche
 Reise auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus
 unruhigen Kriegszeiten und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes
 zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und
 zu viel Vorsicht, als daß er es auf Geratewohl hätte wagen
 25 sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise
 zu machen Gelegenheit.

Erster Ausflug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding,
 damaligen Propst in Barth, und auf ebenderelben Reise den
 30 Baron Olthoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Künstler
 gleich willkommen waren, besucht und nach wiederholten Em-

1. Die Österreicher drangen unter General Haddik am 16. Oktober 1757 in Berlin
 ein, zogen aber schon am Morgen des folgenden Tages wieder ab. — 1f. im folgenden
 Jahre Vielmehr im Oktober 1760. — 7. beiden Bilder. Vgl. Einleitung S. 82 f. —
 12f. der ... Mann. Anspielung auf die aufopfernde patriotische Thätigkeit, die Gotskowsky
 während des siebenjährigen Krieges entfaltete. — 19f. ihm ... behülflich zu sein. Sulzer
 war bekanntlich geborner Schweizer. — 28. Joh. Joachim Spalding, geb. zu Triebland
 in Pommern 1714, seit 1757 in Barth, 1764 Pastor Primarius und Propst an der Nikolai-
 kirche in Berlin, gestorben 1804. — 30. Baron Olthoff. Vergl. S. 113, 3 1 Anm.

pfehlungen der Talente seines jungen Freundes demselben die Erlaubnis bewirkt, persönlich aufwarten zu dürfen.

Philipp Hackert trat also im Julius 1762 in Gesellschaft des Porträtmalers Mathieu die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron mit Möblierung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie aufs freundschaftlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Gönnern zum Vorteil; denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus bessern Geschmack ein und dekorierte selbst einen großen Saal mit 10 Architekturstücken und Landschaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Olthoff auf der Insel Rügen das Gut Bolwitz, wo er als unverheiratet bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel 15 Gesellschaft annahm und nebst einem jungen Spalding die drei Gebrüder Dunker, seine Nissen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannigfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbot, 20 mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier radierte Philipp Hackert zugleich zum Zeitvertreibe sechs kleine Landschaften, welche Ansichten der Insel Rügen vorstellen und sich unter den Blättern seiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andere Anweisung als das Buch von Abraham Bosse: „De la manière de graver à l'eau forte 25 et au burin“, und die Probedrucke wurden aus Mangel an einer Presse auf Gips gemacht. Indessen war ihm sein Aufenthalt bei Olthoff in mehr als einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft zu einer vor trefflichen Schule diente.

Im Mai 1764 reiste Baron Olthoff nach Stockholm, 30 wohin er Hackert mit sich nahm und bei Hofe bekannt machte.

4. Wohl Georg David Mathien (1737—1778), Schüler seiner Mutter, geb. Rosina Lisserssti, welcher 1766 nach Schwerin ging. Vergl. Nicolai a. a. O. S. 150. — 23f. sich . . . befinden. Vergl. die Folge: Vues diverses de l'Isle de Rugen, von denen einige die Bezeichnung tragen: a Boldowitz en Rugen. 1763 oder 1764. Siehe den Winklerischen Katalog Nr. 1873. Vielleicht sind es diese Stiche, die Goethe am 11. Juli 1818 an Meißgarten sandte. — 25. Abraham Bosse, gest. 1678, Stecher in Callots Art. Sein Buch erschien 1645 zu Paris unter dem Titel: „Traité des Manières de graver en taille douce“ par A. Bosse; von den folgenden Auflagen dürfte hier die durch Cochon vermehrte, Paris 1745 und 1758, mit dem dem obigen entsprechenden Titel: „De la Manière de graver à l'eau-forte et de la gravure en manière noire“ in Betracht kommen.

Der fleißige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Aussicht vom Karlsberg für den König, fertigte mehrere Zeichnungen für die Königin und ging mit Aufträgen vom Baron Olthoff im September wieder nach
 5 Stralsund zurück. Hier in dem Hause des Barons, wo alles Liebe zur Kunst und Geschmack an solchen Beschäftigungen ge-
 wonnen hatte, ward in froher, zahlreicher Gesellschaft, welcher unausgesetzt Gelehrte und Künstler bewohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert fertigte des Abends eine Menge Porträts
 10 in schwarzer und weißer Kreide und vollendete in seiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Kabinett in Lein-
 farbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Barons, Balthasar Anton Dunker, in den ersten Grundsätzen der Kunst unterrichtet, so daß dieser sein theologisches Studium mit Bewilligung des
 15 Onkels gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre gesehen, entschloß er sich, seinen Neffen unter Hackerts Aufsicht nach Paris zu schicken.

Reise nach Paris.

20 Sie reisten beide im Mai 1765 von Bohwitz nach Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen wollten. Die Kaufleute, an die sie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach
 Rouen bestimmt war. Sie ließen sich überreden, diese Reise zu
 25 Wasser zu machen, wobei sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften; allein sehr schlecht entsprach der Erfolg ihren Erwartungen; denn unausgesetzt konträre Winde zwangen das Schiff, nach einer mißlichen Seefahrt von sechs Wochen an Englands Küste zu
 landen, wo sie denn nach Dover gingen, um mit dem Packetboot
 30 von da nach Calais überzusetzen.

Diese zufällig längere Seereise hatte indeß auf Hackerts Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß; denn da sie durch immer

1 ff. Der fleißige ... zurück. Zeugnisse der künstlerischen Thätigkeit Hackerts in Schweden sind die sechs Blatt Radierungen: *Vues de Suède*, bez. Jacq. Ph. Hackert f. dédié à Monsieur d'Olthof Conseiller de S. M. Suédoise pour le Gouvernement de la Poméranie, à Naples chez George Hackert. Vergl. Windlerscher Katalog Nr. 1874. — 12 f. Balthasar Anton Dunker. Nachmals als Stecher berühmt, geb. 1716 bei Stralsund, gest. 1807, vorwiegend in Wien, in Paris und in der Schweiz thätig. Er hat viel nach Hackert gestochen. Vergl. *Le Blanc*, Manuel No. 326—327, 331—349.

widrige Winde gezwungen wurden, zu drei verschiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückstadt auf der Stoer lange auf günstigen Wind warten mußten, so zeichnete Hackert aus Mangel anderer Gegenstände Seestücke nach der Natur, wie er es nur immer vorteilhaft hielt, ahmte treulich die dem seinigen am nächsten gelegenen Schiffe nach, grupperte mitunter Matrosen, wie sie sich ruhend oder in mannigfaltigen Verrichtungen darstellten, und somit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seestücken, den er nachmals mit dem glücklichsten Erfolg kultivierte.

Paris.

Im August 1765 langte Philipp Hackert mit dem jungen Duncker in Paris an. Dieser kam anfangs in das Studium des Herrn Vien und nachmals zu Herrn Hallé, wobei er jedoch immer unter Hackerts Aufsicht blieb, indem er fortfuhr, bei demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte beide mit sich aufs Land genommen, um daselbst gemeinschaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen, armseligen Bauerhüttchen mit den daran liegenden Krautgärtchen und Obstbäumchen ängstlich auf ein Quartblatt zusammenzustoppeln, konnte Philipp Hackert, dessen Auge und Hand an große Gegenstände gewöhnt war, wenig behagen, deswegen er lieber in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeutender Felsen zeigte, diese sogleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu stärken.

Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er seinen Bruder Johann Gottlieb, der sich ebendieser Art von Landschaftsmalerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst in Gesellschaft der Herren Pérignon

15. Joseph-Marie comte de Vien (1716—1809), Maler und Stecher. 1775 Schüler und Nachfolger von Katoire als Direktor der „Ecole de France“ zu Rom; 1781 Netter der Pariser Academie. Der Lehrer Davids. — Noel Hallé (1711—1781), Maler und Stecher, Paris. — 18. Johann Georg Wille (1715—1808). Über Dunters Studien berichtet er in einem Briefe, der in der Bibl. der schönen Wissensch. 13, 143 abgedruckt ist. Von Hackert erwähnt er darin nichts, wohl aber in seinem bekannten Journal „Mémoires et journal de J. G. Wille publiés par G. Duplessis“. Paris 1857. I. 2. 30 u. passim. — 28. Von Johann Gottlieb Hackert nennt der Windlerische Catalog nur zwei Stüde. — 30. Nicolas Pérignon (1727—1782), Maler und Stecher in Paris.

und Grimm eine Reise zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht, bei jeder schönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Ansichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksstände des Baron Uthoff hatten sich indessen sehr verfinstert. Er war zur Betreibung der noch rückständigen, von ihm während des siebenjährigen Krieges gemeinschaftlich mit dem Kammerrat Giese für die schwedische Armee gemachten Geldvorschüsse nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützenpartei die Oberhand behielt, so wurde er eines beträchtlichen Theils seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die fernere Unterstützung seines Neffen Duncker in Paris unmöglich, daher Hackert durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Dies war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunst des Bischofs von Mans aus der Familie der Fürsten von Monaco Grimaldi. Dieser ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landsitz Juri kommen, um die schönsten Ansichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen, welche Arbeit ihm sehr gut gezahlt wurde, während dessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verschiedener Staffeleigemälde nach den von Hackert zu Mans gemachten Zeichnungen von gedachtem Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern schon zu Anfange des zweiten Jahres ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Existenz sicherten, zu deren wachsender Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmählich immer neue Wege andeuteten.

Denn indessen waren nach Paris viele kleine, von Wagner

1. Grimm. Wohl Friedrich Melchior Baron von Grimm (1723—1807), der seit 1749 als Agent deutscher Höfe in Paris lebte und von dort aus regelmäßige Berichte über französische Litteratur und Gesellschaft lieferte. — 2 ff. bei jeder . . . zu können. Vergl. die Folge von Madierungen: VI Vues de Normandie par Jacq. Ph. Hackert, 1766. Dedié à Madame A. D. Therbouche de Lisiewska, Peintre du Roy, de l'Academie royale à Paris, et de plusieurs autres academies, à Naples chez George Hackert. Vergl. Wintlerscher Katalog Nr. 1875. — 10. Mützenpartei. Der schwedische Adel seriel nach dem Tode Karls XII. in die Parteien der Hüte (stättarne) und der Mützen (Mossorne); letztere unter Führung des Grafen Horn hielten zu Rußland, die Hüte unter den Gollenbergs zu Frankreich. — 22. gezahlt, 1 bezahlt. — 30. Johann Georg Wagner, geb zu Meissen 1744, Kesse und Schüler Chr. Wilh. Ernst Dietrichs zu Dresden und später Schüler des Joseph Moos daselbst. Seine Genadebilder, welche sein Gönner Charles Hutin in Paris bekannt gemacht hatte, wurden bald Lieblingsstücke der Sammler. Er starb schon 1766.

in Dresden verfertigte Gouache-Landschaften gekommen, und diese Art Malerei gefiel so durchgängig, daß jedermann kleine Kabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemälden und Handzeichnungen verziert begehrte. Besonders hatte Herr Boucher, erster Maler des Königs Ludwig XV., eine ganz entschiedene Vorliebe für diese 5 Arbeiten, zeigte Wagners kleine Gemälde als ganz allerliebste Produkte der Kunst in allen Gesellschaften und hatte selbst in seinem eigenen Kabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hackert sahen, wie leicht es sei, von diesem leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke des Pariser Publikums durch ihre Talente 10 klugen Vorteil zu ziehen. Sie bereiteten sich daher sogleich Gouache-Farben, und nachdem sie einige kleine Stücke in dieser Manier gemalt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieser die neue Arbeit mit so viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für sich kaufen wollte; sie aber vertauschten solche lieber gegen 15 einige seiner Zeichnungen, und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Kabinette ihres geneigten Freundes aufgestellt.

Diese Gemälde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntschaft der beiden Künstler in Paris so sehr, daß sie unausgesetzt gut bezahlte Arbeit hatten und mehr dringende Be- 20 stellungen, als sie beide fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten sie alsdann wieder zu Fuß und in kleiner Gesellschaft die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu sammeln. 25

Man hatte sich indessen von der Provence aus bei Herrn Joseph Bernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt, welcher seinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hätte, die so berühmten Bernetischen Bilder *La tempête* und *Les baigneuses*, durch Balechou's Kupferstich bekannt, beide in Öl in der Größe 30 der Originale zu kopieren. Der Künstler schlug Philipp Hackert zu dieser Arbeit vor, und sie gelang so gut, daß beide Kopien mit einem ansehnlichen Preise, welchen die Herren Cochin und Bernet bestimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemälde zur Versendung nach Aix en Provence eingepackt wurden, schnitt irgend ein nieder- 35

4. Boucher. Der berühmte französische Historien- und Genremaler Francois Boucher (1703—1770). — 25 ff. Vergl. S. 115, 3. 2 ff. Anm. — 27. Claude Joseph Bernet (1714—1789), Vater des Horace Bernet, der gefestigte Marinemaler seiner Zeit. — 30. Jean Joseph Balechou (1719—1761), Stecher, vorwiegend in Arles und Avignon thätig. Die beiden angeführten Stiche bei Le Blanc, Manuel I. No. 81 und 86. — 33. Charles Nicolas Cochin (1715—1790), Stecher in Paris.

trächtiger Mensch, vermutlich aus Eifersucht, heimlicher Weise das Bild der Tempête mit einem Messer in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigentümer wieder nach Paris geschickt und glücklich restauriert; den Thäter dieser abscheulichen Handlung aber
 5 hat man nie entdeckt.

Auf diese Weise setzten die Gebrüder ihre Arbeiten drei Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beifall vermehrte sich; Philipp Hackerts Werke wurden vorzüglich honoriert; sie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden
 10 sich in günstigen Umständen. Hierdurch war Philipp Hackert so glücklich, seinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Althoff, welcher im Jahre 1768, die ihm gleichfalls vom siebenjährigen Krieg her noch rückständigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris
 15 gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons von Breteuil, vormaligen französischen Botschafters in Schweden, ebenso wenig Glück als ehemals in Stockholm fand, mit einer ersparten Summe von hundert Louisdor bei seiner Rückreise zu unterstützen, ohne sich auf den Wiederersatz dieses Geldes von diesem rechtschaffenen und sehr unbillig behandelten Freunde einigen
 20 Anspruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunsch lebhaft geworden, ihre Studien der schönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzusetzen und sich in Rom's lehrreichem Aufenthalt völlig auszubilden. Diese Neigung, welche zu be-
 25 friedigen sie vollkommen imstande waren, wurde nun durch den Rat ihrer Freunde völlig bestimmt und die Reise nach Italien zu Ende Augusts 1768 angetreten. Beinahe aber wäre dieselbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geschwister auf sie fiel, vereitelt worden.

30 Unsere Reisenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphiné, einen Teil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Überbleibsel des Altertums zu beschauen, über Marseille, Toulon, Antibes nach Genua, wo sie eine Menge neuer Studien sammelten; dann gelangten sie über Livorno, Pisa und Florenz im Dezember
 35 1768 glücklich und gesund nach Rom.

14 f. des Barons von Breteuil. Louis Auguste le Tonnelier, Baron von Breteuil (1733—1807), nach einander französischer Gesandter in Köln, Petersburg, Stockholm, im Haag, in Neapel und Wien. Nach 1769 wirkte er in Stockholm im Interesse der Mössorne, also ist die Bezeichnung als „vormaliger französischer Botschafter in Schweden“ unrichtig.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, sogleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Kunst und des Alterthums besuchen hatten, setzten sie ihre Studien sowohl in der französischen Akademie nach den 5 Antiken als abends nach dem Modelle fort. Auch hatte sich der im Palaß Farnese wohnende Cardinal Trini nach dem Tode Papst Klemens des XIII., Mezzonico, in das Konklave begeben, wodurch unsern Künstlern die Bequemlichkeit verschafft wurde, eines der vorzüglichsten Werke neuerer Kunst, die Galerie der Carracci, 10 in gedachtem Palaße zu benutzen, welches meist in Gesellschaft des Bildhauers Sergell und des vom französischen Hofe pensionierten Malers Callais geschah.

In Gesellschaft dieser beiden Künstler machten sie auch im Frühjahr eine kleine Reise nach Frascati, Grotta ferrata, Marino, 15 Albano, Nemi u. s. w., um zuerst die Schönheiten der Natur an diesen Orten im allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten sie einige kleine Landschaften in Gouache und führten einige Zeichnungen aus, zu denen sie auf jener Reise die Umrisse gebildet hatten. 20

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich aufhaltenden Lord Exeter so sehr, daß er sie sämtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinahe ein ganzes Jahr Arbeit bestellte, wodurch sie bestimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drei Jahre 25 festzusetzen. Das in Paris Verdiente setzte sie bereits in den Stand, zwei Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vorteilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem 20 Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer

8. Klemens XIII, geb. 3. Februar 1700. -- 10 die Galerie der Carracci, die von Annibale Carracci (1560—1609) in den Jahren 1600—1608 im Palazzo Farnese ausgeführten mythologischen Fresken. -- 12. Johann Tobias Sergell (1736—1813), Hofbildhauer unter Gustav III. von Schweden, den er nach Italien begleitet, wird in Meyers „Kunstgeschichte des 18. Jahrh.“ neben Trippel als der „geschickteste Künstler“ amittiferenden Stiles in Rom gerühmt. Mit wie geringem Recht, besorgen seine Werke im Museum zu Stockholm -- 13. Callais. Auch in Bellier und Arvans „Dictionnaire general“ nicht erwähnt -- 19 zu, 2—3 in -- 23. beinahe, 1 beynah

Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Malerische der ganzen Gegend ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum ersten Male Guarinis „Pastor Fido“ aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freilich hat sich alles seit jener Zeit sehr verändert; die Villa selbst ist nach und nach in Verfall geraten, und die anliegende Gegend ist in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit auf Empfehlung bei dem Aufseher über diesen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, so wählten beide Brüder diesen Aufenthalt auf zwei Monate, um nebst andern Studien die ihnen aufgetragene Ansicht der Peterskirche für Lord Exeter zu malen, worauf sie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzenslust die prächtigsten Gegenstände der Natur in Öl-, Leim- und Wasserfarben auf mannigfaltige Weise nachzubilden.

Philipp Hackert malte unter andern dafelbst den berühmten Wasserfall, ein drei Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwei Monate lang des Lichtes und Effectes wegen alle Nachmittage um dieselbe Stunde beschäftigt war.

Im Oktober machten sie beide in Gesellschaft des Rats Reiffenstein eine Fußreise nach Licenza, der ehemaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem sie manche schöne Aussicht gezeichnet hatten, über Pagliano und Palestrina nach Tivoli zurück. Diese kleine vergnügte Reise machten sie alle drei durchaus zu Fuße, wobei ein Ciel ihre Portefeuelles und Wäsche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus notwendig es für den Künstler überhaupt ist, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studieren, so wenig war es damals in Rom üblich, nach der

1. Villa Madama, auf dem Monte Mario, nach Margarete von Österreich so benannt. — 4f. Battista Guarinis (1537—1612) Pastor Fido, das berühmteste aller Schäferspiele, ist nicht an dieser Stelle, sondern in Turin 1585 zuerst aufgeführt worden. — 9 ff. Da man . . . Monate. In dieser Zeit ist jedenfalls das eine der beiden Bilder Philipp Hackerts gemalt, die 1801 nach Weimar kamen. Es stellt die Aussicht von der Villa Madama über einen Teil der Campagna dar. Siehe Goethes Aufsatz „Zwei Landschaften von Philipp Hackert“ im 30. Bande, und unten S. 130. — 22. Reiffenstein. Der in der Italienischen Reise und sonst von Goethe vielfach genannte Kunstfreund Joh. Friedrich Reiffstein oder Reiffenstein (1718—1795), damals der beliebteste deutsche „Cicerone“ in Rom. — 22 f. der . . . Villa des Horaz. Die Villa im Sabinerland, in der Nähe von Tibur, welche Horaz selbst (Epist. I. 16, 5 ff.) schildert.

Natur zu zeichnen; am wenigsten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte solche solide Studien der Landschaft seit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains vernachlässigt, weil man nicht ein sah, daß dieser Weg ebenso gut zum 5
Wahren als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich pensionierten Maler in Rom hatten wohl mitunter manche Teile eines schönen Ganzen unvollständig auf einem Duodezblättchen nach der Natur skizziert, und sie wunderten sich nun allgemein, als sie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem 10
Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umrisse zeichnen oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Wasserfarbe und selbst Gemälde ganz nach der Natur vollenden sahen, welche immer mit schönem Vieh ausgestattet waren, wovon Johann Hackert besonders ganz vortreffliche Studien gemacht hat. 15

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen sie beide nach Neapel, wo sie an den englischen Minister, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann malte dabelbst für Lady Hamilton nebst einem paar kleinen Gouache-Gemälden drei ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp für den Ritter die durch eine vor- 20
jährige Eruption des Vesuv entstandenen bekannten Montagnuoli nach verschiedenen Ansichten, deren einige nachmals sehr schlecht für das Werk Campi Phlegraei in Kupfer gestochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch seinen damals aus England zurück- 25
gekommenen Freund, den geschickten Arzt Cirillo, wiederhergestellt und zu einer jedem Rekonvaleszenten heilsamen Veränderung der Luft nach Vietri und Lacava gesendet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der malerischen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannig- 30

13. haben, 1. sah. — 15. hat, 1. hatte. — 16f. Im Frühlinge ... Neapel. Früchte dieser Reise in der Folge von Radierungen: Suite de IV Vues dessinées dans le Royaume de Naples, et gravées par Ja. Ph. Hackert. à Rome 1779. Nr. I. à Vietri. Nr. II. à la Cava (bei Philipp Hackert f. 1777). Nr. III. à Vietri, Nr. IV. à Sorriento. Dedicé à Monsieur Reiffenstein Conseiller Privé des Legations de Son Altesse Serenissime Monseigneur le Margrave de Brandenbourg Anspac et Bayreuth. Se vend chez George Hackert à Rome. — 17. Ritter Hamilton. Sir William Hamilton, 1761—1771, und dann wieder seit 1777 englischer Gesandter in Neapel, wo ihn auch Goethe noch antraf, der ihn in der Italienschen Reise des öftern nennt. Nach dem Tode seiner hier erwähnten ersten Gemahlin heiratete er die von Goethe a. a. S. genannte Emma Hart. Sein Werk „Campi Phlegraei. Observations on the Volcanos of the two Sicilies with 31 Plates colour'd after nature“ erschien 1766—1779. — 29f. Wer erinnert sich ... Salerno hin. Vergl. Goethes Brief an Herder 17. Mai 1787.

faltigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemälden sie dem Auge des Künstlers darbietet! Diese prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle so wie die Küste von Amalfi schon vormals Salvator Rosas Einbildungskraft so glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackerts Geist nicht weniger als die gesunde, reine Luft auf seinen Körper wirken.

Auch war sein Fleiß daselbst ungemein thätig, und oft vergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Augustabende von einer plötzlich herabsinkenden Wolke sich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, von dem er erst nach mehreren Monaten durch seinen Freund Cirillo besonders mittelst der Seebäder wiederhergestellt wurde, so daß er im November desselbigen Jahres mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er wenige Zeit nach seiner Ankunft die bekannte große Bestellung für die russische Kaiserin, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bei Tschesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von seiner Monarchin, Katharina der Zweiten, den Befehl erhalten, zwei Gemälde verfertigen zu lassen, die so genau als möglich jene von den Russen über die Türken im vorhergehenden Jahre (1770) den 5. Julius bei Tschesme erfochtene Seeschlacht und ferner die zwei Tage später erfolgte Verbrennung der türkischen Flotte vorstellen sollten.

Hackert übernahm diese Arbeit mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieser ganz eigenen Darstellung wesentlich nötigen Details auf das genaueste mittheilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm anfangs gab, waren auf keine Weise hinlänglich, daß der

3. Salvator Rosa (1615—1673), der berühmte italienische Maler, bei Neapel geboren, hat die Motive seiner Landschaftsbilder meist den Abruzzen und den süditalienischen Provinzen entlehnt — 12. mehreren, 1 mehrern. — mittelst, 1 mittelst. — 14. Jahres, 1 Jahr. — 20. Schlacht bei Tschesme. Dieser Abschnitt (S. 121—126) erschien im Morgenblatt 1811, Nr. 122 (M) als Probe des Buches. — 28. Hackert übernahm. Dieser Auftrag scheint zunächst an den Marinemaler Cobell ergangen zu sein, denn Tischbein (Aus meinem Leben. I, S. 100 ff.) erzählt von Cobell: „Er hatte . . . Zeichnungen . . . gefertigt wie Orlov die türkische Flotte verbrennt“. . . Diese Zeichnungen sollten an die Kaiserin von Rußland geschickt werden, aber da Herr Bloos von Amstel (ein Kunsthändler) etwas an den Wellen tadelte, zerriß sie Cobell.“ — 29. eigenen, 1 eignen.

Künstler danach ein lebhaftes und der verlangten Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es sich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexi's Orlow, mit einem Teil seiner Flotte in das mittelländische Meer und nach Livorno kam. Um diese erwünschte Gelegenheit, von welcher Philipp Hackert den vollständigsten Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, reiste er sogleich dahin, fand aber ebenso wenig Befriedigendes vorhanden, keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentische Darstellung der Attacke und der dabei obwaltenden Ordnung. 10 Alles und jedes vielmehr, was dem Künstler durch einzelne Personen mitgeteilt wurde, ward sogleich wieder durch den Streit der mitteilenden Schiffskapitäne selber, deren jeder im großen Feuer, jeder im Mittelpunkt des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen sein wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben. 15

Ein Offizier des Ingenieurkorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt, gegangen. Das Einzige, was der Künstler noch vorfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Kommandeur des Malteserordens, Massimi, 20 ein Mann von Talenten und Geschmac, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow ebenso viel als Philipp Hackert gelegen war. 25

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats unter der Leitung des Kontreadmirals Greigh, eines Schotten in russischen Diensten, mit Beihülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Massimi zwei teils geometrisch aufgerissene, teils ins Perispektiv gezeichnete Hauptplane zustande kamen, nach welchen der Künstler 30 anstatt zweier sechs Gemälde in einer Zeit von zwei Jahren zu liefern sich verbindlich machte, deren Vorstellungen folgende sein sollten.

Das erste: die am 5. Julius 1770 von der in Linie geordneten russischen Flotte gemachte Attacke auf die in einem Halbkreis vor Anker gelegene türkische Flotte. 35

Das zweite: die Seeschlacht selbst, besonders wie in der-

14. Mittelpunkt, M Mittelpunkte. — 16. der der, M welcher der. — 27. Kontreadmiral Greigh und Vizeadmiral Elphinstone waren die eigentlichen Sieger, während der Ruhm dem Großadmiral Alexi's Orlow, einem der Günstlinge Katharinas, zufiel.

selben ein feindliches Viceadmiralischiff von einem russischen Viceadmiralischiff verbrannt, dieses aber wieder von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tschesme, und wie sie von der russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Abfendung einer russischen Eskadre nach dem Hafen von Tschesme nebst der Bereitung der russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen in der Nacht vom 7. Julius.

Das sechste endlich: die triumphierende russische Flotte, wie sie beim Anbruch des Tags von Tschesme zurückkehrt und ein türkisches Schiff und vier Galeeren mit sich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemälden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bearbeitung beider Pläne vorgeschlagen und diese durch einen Kurier nach Petersburg zu Einholung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Indessen ließ Graf Alexi's Orlov dem Künstler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufriedengestellt hatte, 300 Zechinen auszahlen, sowie Philipp Hackert schon vorher unter dem Namen des Postgeldes für die Reise von Rom nach Livorno von der Kaiserin 100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein; der in Rom sich befindende General Iwan Schuwaloff erhielt sie, mit welchem sogleich im Oktober 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünktliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemälde aufgesetzt und der Preis für jedes derselben auf 375 römische Zechinen reguliert wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als 12 000 Gulden belief.

Das erste Gemälde, welches der Künstler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht selber in dem bedeutenden Momente, da beide Viceadmiralischiffe brannten und die Schlacht im heftigsten, entscheidendsten Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Jänner's 1772; und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlov mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam, so versäumte Philipp Hackert diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde dafelbst einzufinden, um sowohl vom Grafen Orlov als von dem Kontreadmiral Greig zu erfahren, ob und wie weit er in diesem

Bilde durch die Ausführung jener ihm mitgetheilten Notizen die Wahrheit des Vorgangs erreicht und dem Verlangen dieser Herren Genüge geleistet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen vorstellte, von Rom 5 nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Pisa in einem Saale des Grafen Orlow aufgestellte Gemälde 10 sowohl von diesem Herrn als von allen anwesenden Seeoffizieren auf eine entscheidende Weise erhielt, war für den Künstler höchst schmeichelhaft, sowie die getreue Darstellung dieses vom Grafen Orlow erfochtenen Siegs demselben um so interessanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige 15 Schiff, Rhodus, welches sie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, so daß solches zur Erhaltung des Andenkens an diesen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde existierte.

Indessen war auch jenes kleinere Gemälde, die Verbrennung 20 der Flotte vorstellend, angekommen und wurde im ganzen gleichfalls mit vielem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgezeichnet hatte, unzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahr- 25 heit eines solchen vom Künstler nie mit Augen gesehenen Ereignisses deutlich entsprechende Vorstellung selbst nach den besten Beschreibungen der Seeoffiziere zu geben. An diesem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entschloß sich jedoch endlich, auch dieses Hinderniß 30 auf eine ganz eigene grandiose Weise zu heben und die wirkliche Vorstellung einer solcher Begebenheit durch ähnliches Aufstiegen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden russischen Fregatte dem Künstler zu geben, wenn er sich anheißig machen würde, diesen Effect mit eben der Wahrheit wie das Feuer auf dem Ge- 35 mälde der Schlacht darzustellen.

Der Graf hatte sich die Erlaubnis dazu sowohl von seinem

eigenen Hofe als auch vom Großherzog von Toskana erbeten, und nun wurde gegen Ende des Mai's gedachte Fregatte, die man mit so viel Pulver, als zum Aufstiegen nötig war, laden ließ, sechs Meilen von Livorno auf der Rhede bei einem ganz un-

5 glaublichen Zulauf von Menschen in Brand gesteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geschleudert; zuverlässig das teuerste und kostbarste Modell, was je einem Künstler gedient hat, indem man den Wert der noch nutzbaren Materialien dieser alten Fregatte auf 2000 Zechinen schätzte.

10 Das Schiff brannte beinahe drei Viertelstunden in den obern Teilen, ehe sich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erst durchlief die lodernde Flamme wie ein Kunstfeuerwerk nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren Materien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen

15 kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten sie sich nach und nach alle von selbst ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff sich plötzlich auf, und eine lichte Feuersäule, breit wie das Schiff und etwa dreimal so hoch, stieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geschwindigkeit

20 ausgefchleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenschirms erhielten, indem sich Pulverfässer, Kanonen und andere emporgeworfene Trümmer des Schiffs mit darin herumwälzten und der ganze oberste Teil mit dicken schwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drei

25 Minuten verwandelte sich diese schreckliche Feuersäule in eine blutrote Flamme, aus deren Mitte eine durchaus schwarze Säule von Rauch aufstieg, die sich ebenso wie jene in ihrem obern Teile ausbreitete, bis nach etwa eben so langer Zeit auch diese Flamme erlosch und nur noch der schwarze Rauch wohl über zwanzig

30 Minuten lang dicht und fürchterlich über der Region des verbrannten Körpers emporschwebte.

Aufmerksam auf den Effekt dieses Vorgangs nach allen seinen Teilen, retouchierte der Künstler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte zu völliger Zufriedenheit des

35 Grafen Orlow und vollendete sodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm festgesetzten Zeit.

1. Großherzog von Toskana, in dessen Gebiet Livorno lag, war damals Leopold I., seit 1790 deutscher Kaiser — 5. Zulauf, M Zulaufe — 7. was, M das — 22. emporgeworfene, M, 1 emporgeworfen. — 30 der. M. 1 die. — 35 f. aufgetragenen, M, 1 aufgetragen.

Er hatte während derselben sieben Reisen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen fürs Postgeld bezahlt wurde. Ferner malte er für die russische Monarchin sechs andere Bilder von eben der Höhe zu acht und der Breite von zwölf 5
französischen Fuß. Zwei derselben stellten ein von einer russischen Eskadre gegen die Türken erfochtenes Treffen bei Mitylene und die daselbst erfolgte Landung vor, noch zwei andere ein Gefecht 10
der russischen Eskadre mit den Dulcignoten, das fünfte einen Seevorfall in Ägypten, und das sechste endlich das ein Jahr nach dem vorigen nochmals bei Tchesme erfolgte Gefecht. 10

Die zwölf Gemälde sind in Peterhof in einem eigens dazu bestimmten großen Saal aufgestellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Porträt Peters des Großen, als des Stifters der russischen Seemacht, und sodann das Porträt von Katharina der Zweiten sich befindet, unter deren Regierung die russische 15
Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden. 15

Hackert erwarb sich durch diese Arbeit nebst einem ansehnlichen Gewinn einen ebenso frühzeitigen als soliden Ruhm, der sich durch das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in 20
allen Zeitungen Europens angekündigte kostbare Modell verursachte, mit ungemeiner Geschwindigkeit verbreitete. 20

Familienverhältnisse.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen von Engländern bestellten Arbeiten selbst nach London, und als diese 25
im folgenden Jahre bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausstellung allgemein bekannt wurden, vermehrte sich der Ruf des Künstlers und das Verlangen nach seinen Arbeiten. Allein seine Gesundheit ward in diesem Lande immer schwächer, so daß er im Oktober des nämlichen Jahres in Bath, wohin er sich solche 30
wiederherzustellen begeben hatte, noch ehe er volle neunundzwanzig Jahre zurückgelegt, mit Tode abging. 30

Herr Manzel Talbot hatte die Freundschaft, für seine Beerdigung, und die schon damals berühmte deutsche Künstlerin

12. Saal, M Saale. -- 21. Johann Hackert. Siehe S. 114. 3. 28 Anm. --
Manzel Talbot

Angelika Kauffmann die Güte, für die Überlieferung seines nachgelassenen Besitzes und seiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder Sorge zu tragen. Dieser frühzeitige Tod war allerdings ein Verlust für die Kunst. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieses jungen Künstlers, und wer sie sah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihn seinem Bruder Philipp an Talent und Ruhm würde zur Seite gesetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwartet frühen Todesfalle dieses geliebten Bruders machte auf das Gemüt Philipps einen so schmerzlichen Eindruck, daß er, auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende desselben Jahres eine Reise nach Neapel unternahm, um sich an veränderten Gegenständen und Gesellschaften von seiner Trauer zu erholen. Dasselbst hatte er Gelegenheit, im Jänner 1774 verschiedene Zeichnungen und Studien nach einem eben damals gechehenen Ausbruch des Vesuvs zu verfertigen, welche er nach seiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemälden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreiste, waren zwei jüngere Brüder, Wilhelm und Karl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Porträtmalerei gewidmet und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs' Anleitung, und da nachmals dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toskana und zog endlich von Livorno mit einer kleinen russischen Eskadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780 als Zeichenmeister einer Akademie im 32sten Jahre seines Alters starb. Karl hatte einige Jahre in Rom unter Anleitung seines Bruders Landschaften in Öl und häufiger noch in Gouache gemalt. Er etablierte sich nachmals 1778 in Genf und, als sich die innerlichen Unruhen daselbst immer erneuerten, in Lausanne. Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder Georg,

1. Angelika Kauffmann (1741—1807), mit Goethe in Rom befreundet. Sie hielt sich seit 1766 in England auf, von wo sie erst um 1780 nach Italien zurückkehrte. Vergl. Meyer a. a. O. S. 504 f. Unter ihren Werken befindet sich auch das Porträt Philipp Hackerts. Ihr eigener Testamentsvollstrecker war der später genannte Bildhauer und Restaurator Carlo Albacini. — 8. unerwartet, 1 unerwarteten. — 11 f. Zeichnungen... Vesuvs. Diese Gattung von Aufnahmen war besonders durch N. Antoine Bataire, in Neapel gekommen. — 15. Vesuvs, 1 Vesuv. — 19 f. über Wilhelm, Karl und Georg Hackert siehe die Einleitung. — 23. um nach Spanien zu gehen. 1761.

welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reisen.

Im Jahre 1774 machte Philipp Hackert in Gesellschaft des Rats Reiffenstein eine Reise nach Aquila und Avezzano, um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der römischen Baukunst, das von Kaiser Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehäuft stehenden Wasser errichtet war und noch jetzt unter dem Namen des emissario di Claudio bekannt ist, zu besuchen. Von da aus zogen sie über das malerisch schöne Land von Sora, Fiola di Sora, Casamaro u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine solche Tour nach Civita Castellana, Soracte, Poggio Mirteto, Ponte Correse und andern Gegenden um Rom, so daß beinahe im Umkreis von 60 italienischen Meilen um diese Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für seine Studienammlung benutzt hätte. Ebenso verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die apenninischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Cesena, dem Geburtsort Pius' des Sechsten, und verfertigte sodann nach derselben ein drei Fuß hohes und vier Fuß breites Ölgemälde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

Pius VI.

Als Philipp Hackert demselben das Bild vorstellte, wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Bali Antinori, ein Toskaner, präsentierte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Papst geführt. Dieser fand sich sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. Philipp Hackert erwiderte, daß es

1. Der Kupferstecher Daniel Berger (1744—1821), Schüler seines Vaters Friedrich Gottlieb Berger und während eines halben Jahres bei G. F. Schmidt, ward am stärksten durch Chodowiedt beeinflusst. 1787 wurde er Lehrer für den Kupferstich an der Berliner Akademie. — 13. Jahre, 1 Jahr. — 22. Pius VI., geb. 27. December 1717, Papst seit 1776. — 27. Bali, einer der Ballivi conventuales, der acht Großwürdenträger des Johanniterordens. — 29. febr. 1 Jahr durch das Bild.

auch sein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den
 Pendant dazu, die Aussicht auf die Peterskirche, von Ponte molle
 genommen, unter Händen hätte. Der Papst fragte, ob die beiden
 Platten wohl in zwei Monaten fertig sein könnten. Philipp Hackert
 5 antwortete: „Es wird schwer halten in einem Jahre. Außerdem, so
 hat mein Bruder, der noch jung ist und erst anfängt, große Platten
 zu machen, noch keine Kupferstichdruckerei eingerichtet. Wir em-
 pfehlen uns daher der hohen Protektion Ew. Heiligkeit.“ Der Papst
 schenkte dem Philipp Hackert für das Bild eine massiv goldne Dose,
 10 worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung
 hatte schlagen lassen, nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen
 und sagte: „Wenn Ihr was nötig habt, so kommt gerade zu
 uns: Ihr findet alle Protektion!“ Dabei klopfte er ihm beide
 Backen sehr freundlich und sagte: „Mein Sohn, ich will Euch
 15 sehr wohl!“ Denn den Segen konnte er ihm als einem Ketzer
 nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute
 Freundin von Hackert. Diese Dame, die viel Geist, Befähigung
 20 und soliden Verstand besaß, hatte alle Abende eine kleine, aber
 sehr interessante Gesellschaft von Cardinalen, Prälaten und Ge-
 lehrten. Künstler fanden sich nie bei ihr, Hackert ausgenommen.
 Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati zuerst gemacht bei Don
 Paul Borghese, nachherigem Prinzen Adobrandini, ferner
 25 in Albano, wo sie die Villeggiatur des Oktobers hielt. Sie war
 Liebhaberin der Malerei, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche
 Kenntniß. Nach verschiedenen Jahren, da ihre Tochter an den
 Neffen des Papstes verheiratet wurde, an den Duca di Nemi
 Braschi, wurde die Bekanntschaft immer größer. Sie war eine
 30 geborne Dame von Melini, und da keine männlichen Erben in
 ihrer Familie waren, so brachte sie durch Vermächtnis die ganze
 Melinische Erbschaft in das Haus Falconieri. Sie war Besitzerin

1 ff. Giovanni Volpato . . . Ponte molle genommen. „Veduta della
 Chiesa di S. Pietro di Roma dalla parte di Ponte Molle“ und „Veduta della Città
 di Cesena“. Beide Blätter tragen die Aufschrift: „Ph. Hackert pinx. 1776. B. A. Dunker
 expressit aqua forti. J. Volpato caelum applic. Romae et Isaac Lacroix sc.
 Romae“. gr. in-fol. Vergl. Wintlerischer Katalog Nr. 1829. — 30. männlichen, 1
 männliche.

der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die schönste Aussicht von Rom ist, und alle Fremden, die eine Idee von dieser Stadt behalten wollen, besuchen diesen Hügel. Philipp Hackert fiel es ein, die Aussicht von dort zu malen, weil sie ein Bild macht und alle interessanten Monumente deutlich zu sehen sind, und sodann sie in Kupfer stechen zu lassen, welches auch geschah. Er bat sich die Erlaubnis von ihr aus, den September und Oktober auf ihrer Villa zu wohnen, weil sie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina und im Oktober die Villeggiatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen erteilte sie ihrem Agenten, der ein Kaplan war und täglich die Messe in einer Kapelle durch Stiftung ihrer Vorfahren lesen mußte, Befehl, dem Philipp Hackert die ganze Villa nebst allem, was er nötig hätte, mit Ausschluß der Wäsche, die er sich verbat, zu übergeben.

Mit dieser Bequemlichkeit malte er in Gouache die Aussicht von Rom und brachte seine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten. Der Kaplan, der zugleich die Aufsicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken und der drolligste Mensch, den man sich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Belesenheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte. — Georg Hackert stach das Bild in Kupfer, und Graf Fries kaufte dasselbe für 150 Zechinen. Es ist noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri schon längst verlangt hatte, dieselbe möchte Pius dem Sechsten zugeeignet werden, teils weil der Papst noch als Prälat öfters bei ihr gewesen und sogar in jüngern Jahren ein Verhältnis zu ihr gehabt haben soll, teils weil ihre Tochter an seinen Neffen, den Duca Braschi, verheiratet war, auch Philipp Hackert, der lange in Rom gelebt und viel mit der Römischen Noblesse Umgang hatte, den Römischen Stil sehr genau kannte, so ließ er durch seinen Freund, den Bali Antinori, anfragen, wann es Er Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Papst war außer-

1. Villa Melini auf dem Monte Mario. Goethe besuchte dieselbe am 2. Dezember 1786. Siehe Italienische Reise I, 185. — 15 f. Mit dieser Bequemlichkeit . . . Rom. Vue perspective de Rome, prise de la Villa Millini, dédiée à Sa Sainteté, Pius VI. Peinte à gouache par Jac. Ph. Hackert 1781, gravée par George Hackert. Winkler'scher Katalog Nr. 1907. Rost Nr. 8. — 32. genau, 1 gut. — 33. wann, 1 wenn.

ordentlich gnädig und höflich; er dankte beiden für den Nutzen, den sie im Staate gestiftet hätten. „Wir sind,“ sagte er, „von allem genau unterrichtet, was ihr für unsern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferstichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon
 5 niemand eine Idee hatte; ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt besser Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Basel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieselbe Industrie, so würde der Staat glücklich sein. Ihr zeichnet Euch besonders unter den fremden
 10 Künstlern aus. Andre suchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle Weise die armen Römer und gehen davon; Ihr hingegen suchet ohne Ansehen der Nation zu helfen, was Ihr könnt, und der jungen Künstler Kopien bei Fremden anzubringen.“ — Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte,
 15 und schenkte einem jeden drei goldene Medaillen.

Kardinal Pallavicini.

Dem Stil gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieses war sein Nefte, jetzt Kardinal Braschi, der nahe am Papst auf dem Vatikan logierte; des-
 20 gleichen dem Kardinal Segretario di stato, welches Pallavicini war, den Philipp Hackert schon längst kannte. Der Kardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, setzte sich an das Kamin und nötigte alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benediktiner bei sich. Von dem Kupfer und der Kunst wurde
 25 wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß es zwei Preußen wären, fragte er den Kardinal, ob sie zur allein seligmachenden römisch-katholischen Religion gehörten. Der Kardinal sagte: „Das ist eben zu bejammern, daß zwei solche brave Menschen ewig verdammt sein müssen.“ Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr
 30 fort, sie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht römisch-katholisch sei. Der Kardinal stimmte fleißig bei; die Gebrüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Kardinal: „Sie, als der älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben und sich zum wahren Glauben bekennen.“ Da
 35 konnte es Philipp Hackert nicht länger aushalten, stand auf, stellte sich

vor Seine Eminenz und sagte: „Eminenz! Wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein jeder mag glauben, was er will, keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Sekte er sich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Ew. Eminenz können versichert sein, daß ich nichts gegen die römische Religion habe; ich glaube, daß sie ebenso gut ist als alle andern. Weil wir aber so erzogen sind, daß ein Mensch, der bei uns die Religion verändert, ein Abscheu ist und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, sei es auch ein Jude oder Mohamedaner, so ist es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohl- denkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Ew. Eminenz die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen katholisch.“ Da Philipp Hackert dieses sehr spöttisch sagte, so fühlte der Cardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, bat sehr um Verzeihung, davon gesprochen zu haben, und sagte: „Ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um Euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden.“ So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von Philipp Hackert, der alle Wochen ihn einigemal besuchte, ein Mann von natürlichem gutem Verstand, der auch gelesen hatte; der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci diese Kommission, weil er wußte, daß dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar den Cardinal, daß es unnötig sei; denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das übelnehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden; aber der Cardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Cardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, sagte der

8. andern, 1 andre. — 21. Cardinal de Bernis. François Joachim de Pierres, Comte de Luon et de Bernis, seit 1769 französischer Gesandter in Rom. In dem Briefe an Herzog Carl August vom 25. Januar 1788 spricht Goethe die Absicht aus, Bernis zu besuchen. — 30. den, 1 dem.

C - e: „Der Kardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begehrt er den zweiten, der noch dümmer ist. Ich soll Euch um Verzeihung bitten, daß er mit Euch von Religionsfachen gesprochen hat; er hat es aus gutem
 5 Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr nie davon sprechen möget.“ Der schnurrige Abt, der dieses so recht auf gut Neapolitanisch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. Philipp Hackert antwortete und bat, Sr. Eminenz seinen Respekt zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte und daß er nie davon
 10 sprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Kardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte Philipp Hackert den Hafen von Ancona und Civita vecchia zeichnen, wozu die Erlaubnis des ersten Ministers gehört; er ging also zum Kardinal und bat ihn darum. Dieser
 15 war so höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drei Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubnis bereit finden.“ Es geschah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war gesprächig und angenehm; an alles andre wurde nicht mehr gedacht. Endlich entschlief dieser Kardinal
 20 selig im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Henry Knight.

Philipp Hackerts großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Rei-
 25 senden und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem
 30 Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Kastell Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Be-

1. C—e. Wohl coglione. — 15. so, 1 Jahr. — 18. war gesprächig, 2, 3 war auch gesprächig. — 22. Charles Gore. Siehe in den Nachträgen seine Biographie. — Henry Knight, eigentlich Richard Payne. Vergl. Nachträge, Erinnerung am Schluß.

sonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Zepie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte; es war die des Herrn 5 Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer 10 leichten Manier auf seine Zecstücke zu verteilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Henry Knight, vereinigte sich Philipp Hackert zu einer Reise nach Sizilien auf gemeinschaftliche Kosten, welche sie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieser Reise können wir eine genauere Rechenschaft 15 geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines sehr gebildeten Mannes, in englischer Sprache geschrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden andern zeichneten, die Gegenden umher durchstrich und davon manche genaue Beschreibung lieferte, nicht weniger über sittliche, polizeiliche und andere Gegenstände bedeutende 20 Betrachtungen anstellte.



Tagebuch
einer
Reise nach Sizilien
von
Henry Knight.

5

1 ff. Tagebuch einer Reise nach Sizilien. Im Goethe-Archiv ist das englische Manuskript der Reisebeschreibung vorhanden, mit der Überschrift: Expedition into Sicily 1777; außerdem der Schluß der Übersetzung von Niemers Hand, auch den von Goethe nicht aufgenommenen Rest der Reisebeschreibung enthaltend. Goethe hat dieses Manuskript mit geringen Auslassungen übersetzt, im ganzen getreu, doch mit Zusammenziehung einzelner Sätze, sowie Einschlebung der aufgenommenen Anmerkungen. Manche antike Namensformen sind berichtigt worden. Nach den Angaben des Tagebuchs ist die Übersetzung sein eigenes Werk (1809. 19. Dezember: Sizilianische Reise zu übersetzen angefangen u. s. w.) und daher anzunehmen, daß sie Niemer bloß diktirt worden ist (W). Aus einem Briefe Goethes an Frau von Stein vom 2. Juli 1808 erfahren wir, daß das Tagebuch mit dem Nachlaß von Melchior Kraus nach Frankfurt gekommen war.

A b f a h r t .

Den 3. April 1777 hatten wir Rom verlassen und fuhren am 12. von Neapel in einer Felucke von zwölf Rudern ab, um die Reise durch Sizilien zu machen und im Vorbeigehen Pästum und die liparischen Inseln zu besuchen. Sobald man den Neapolitanischen Hafen verlassen hat, öffnet sich die herrlichste Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt sich stufenweise über das Gestade, indem der Berg Vesuv daneben raucht; Sorrent, Capri, Ischia, Procida beschäftigen das Auge bis zum Kap Misene und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Palästen, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine solche Versammlung von Gegenständen, wie sie nie gesehen wird. Wir genossen diesen Anblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter sehr schön und der Frühling in voller Blüte war. Die unendliche Mannigfaltigkeit von Farben und Tinten wurden durch den Perktion, der Claude Lorrains Gemälde so sehr auszeichnet und diesem köstlichen Klima ganz eigen ist, mit einander verbunden. Die Bai von Neapel hält ungefähr 30 (englische) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offenen See fuhren, schienen Farben und Formen in die Atmosphäre zu sinken; sie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog und alles in Finsternis hinterließ. Während der Nacht schliefen wir in der Felucke, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, 5 Meilen von Pästum. Wir nahmen sogleich Pferde, diese ehrwürdigen Denkmäler zu besuchen.

3. Felucke, ital. feluca, kleines schnellsegelndes Schiff mit zwei Masten. — 13. Anblick, 2, 3 Augenblick (wohl Druckfehler). — 15. wurden, 1 wurde. — 18. 30 (englische) Meilen. So in Anights Manuskript. Bei Goethe: 20.

Pästum.

Den 13. April.

Die erste Ansicht derselben ist äußerst überraschend. Drei Tempel, welche leidlich erhalten sind, stehen einer neben dem andern in der Mitte eines reichen und schönen Thales, umgeben 5 von romantischen Hügeln, welche mit blühenden Büschen und immergrünen Eichen bedeckt sind. Einer derselben ist der Mons Alburnus und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachsen, deren Virgil im dritten Buche seiner Georgika gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem 10
Plurimus Alburnum volitans, (cui nomen asilo
Romanum est, oestron Graji vertere vocantes.)

Er heißt nun Monte Postiglione und steht am Zusammenfluß des Silarus und Tanager (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus sind durchaus mit dichten Wäldern besetzt, die während des Sommers durch die vorerwähnten oestri oder asili, eine Art stechender Fliege, heimgesucht werden. Der Tanager ist ein unbedeutendes Wasser, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von *si ei ripa Tanagri* spricht.

Die Architektur von Pästum ist die alte dorische, die Säulen 20 kurz und kanneliert, mit breiten, flachen Kapitälern und ohne Basen. Sie sind aus einer Art poröser Steinmasse gefertigt, wie die vom Lago del Tartaro bei Tivoli (Travertin). Ich glaube, die Säulen wurden kanneliert und vollendet, wenn sie schon aufgerichtet waren; denn wir fanden in Sizilien Tempel, 25 an denen einige Säulen kanneliert waren und andere nicht. Die Steine sind vortrefflich gearbeitet und mit der größten Genauigkeit zusammengesetzt, und zwar auf die Weise wie die trefflichsten Werke des Altertums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe ist ein weißliches Gelb, das hie und da ins Graublau speist. Die Witterung 30 hat den Stein angegriffen; er ist mit Moos und Kräutern bewachsen und nicht von Rauch geschwärzt, noch durch neuen Anbau entstellt wie die Ruinen zu Rom. Daher die Tinten sehr harmonisch, angenehm und malerisch ins Auge fallen.

Betrachtet man die Teile dieser Tempel in der Nähe, so 35 erscheinen sie roh, massiv und schwer; aber in der gehörigen Ent-

9. im dritten Buche seiner Georgika. Vers 146—148. — 19. *sicci ripa Tanagri*. Georg. III. 151. — 23. vom, 2, 3 von.

fernung gesehen, ist die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Hohe erscheint dann als künstliche Nachlässigkeit, und das Schwerfällige verwandelt sich in eine gerechte und edle Festigkeit.

5 Außer den drei Tempeln sind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Überbleibsel der Stadtmauern zu sehen. Innerhalb derselben ist der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen und andern Fragmenten zerstörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieser alten Stadt
10 abnehmen können. Besonders merkwürdig sind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er stand zwischen dem großen Tempel, den einige für eine Basilika halten wollen, und dem Amphitheater und war im ganzen von der gewöhnlichen dorischen Form; nur sind die Säulen nach korinthischer Ordnung
15 kanneliert, d. h. zwischen den Vertiefungen abgeflacht. Auch sind die Kapitäle von derselben Ordnung, nur sehr roh und einfach. Das Gesims ist dorisch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Pästum. Zwischen den Triglyphen sind Basreliefe, deren Zeichnung sehr rein und zierlich gewesen zu sein
20 scheint; aber sie sind so zerfressen und verstümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun ist die Frage, ob dieser Tempel gebaut worden, ehe die korinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem sie schon wieder im Abnehmen gewesen. Ich bin aus
25 mancherlei Ursachen geneigt, das Erste zu glauben; denn die korinthische Ordnung zeigt sich an keinem Monumente vor den Zeiten Augusts vollkommen und scheint erst zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu geraten. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Kapital sei durch einen korinthischen Architekten erfunden
30 worden, indem er eine Akanthstaude gesehen, die um einen Blumenkorb her gewachsen, so verdient sie wenig Aufmerksamkeit. Die ersten Anfänge der korinthischen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Persopolis. Sie wurden wahrscheinlich um die Zeit Alexanders des Großen nach Europa gebracht; aber
35 die stolzen Griechen wollten sich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt Pästum muß lange in einem Zustand von Verfall gewesen sein, ehe die korinthische Ordnung

7 f. zerbrochenen, 1 zerbrochen. — 31. Aufmerksamkeit. Hier hat Goethe zwei Sätze Knights ausgelassen.

zu ihrer Vollkommenheit, geschweige denn zu ihrem Verderbnis gelangte; denn Strabo gedenkt, daß der Ort schon verlassen und ungesund zu seiner Zeit gewesen sei, und die Geschichtschreiber der römischen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner sind die Gebäude der spätern 5 römischen Zeiten, als die Architektur schon verdorben war, in einem ganz verschiedenen Stil von dem obgedachten; auch bedienten sich die Römer als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Afrika, Griechenland und Sizilien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien, da hingegen die griechischen Repu- 10 blikan, auf einen engen Raum eingeschränkt, sich genötigt sahen, das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit von Aufsteigen und Fallen Pästums ist nicht bekannt, obgleich beides früh genug mag gewesen sein. Die Überbleibsel dieser Stadt sind ihre Erhaltung der bösen Luft 15 schuldig; denn wäre der Platz bewohnbar gewesen, so hätten sie das Schickal der meisten griechischen und römischen Werke gehabt; man hätte sie niedergedrückt und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödliche Luft wird durch einen salzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt und hinter den 20 Mauern stockt, wo er durch Zinerung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinwerdung geschieht außerordentlich schnell, so daß einige geglaubt haben, man habe sich gewisser Formen bedient und in denselben die Säulen durch Inkrustation hervorgebracht, indem diese Rohr und Birnen, welche 25 durch das Wasser versteinert worden, enthalten; ich glaube aber nicht, daß diese Meinung Grund habe. Die Stadt war viereckt, wie man an den Mauern sieht, welche sonst scheinen an der See gestanden zu haben, ob sie gleich gegenwärtig durch die Wirkung des versteinernenden Stroms 500 Yards davon entfernt sind. Der 30 neue Grund läßt sich recht gut von dem alten unterscheiden, indem er durchaus entweder Versteinernung oder Sumpf ist, anstatt daß der alte Boden innerhalb der Mauern und zwischen ihnen und den Bergen trocken und fruchtbar erscheint, der Pästanischen Hofengärten nicht unwert, von welchen die römischen Poeten so 35 viel zu erzählen wissen

21. Strabo gedenkt . . . gewesen sei. Ebenso wie Strahlke habe auch ich keine Stelle dieses Inhalts bei Strabo finden können. — 21. Zinerung, Niederschlag eines kalkreichen Gewässers.

Porto Palinuro.

Den 15. April.

Nachdem wir einen Tag unter diesen edlen Überbleibseln griechischen Geschmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu
 5 unserer Felucke zurück und fuhren während der Nacht am Kap
 Palinuro hin, das noch den Namen von Aneas' Steuermann
 behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier ankam. Als sich aber
 ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen gleiches
 Namens auffuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und
 10 von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher
 ist sehr schön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit
 immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büschen bedeckt, wo-
 zwischen sich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erstreckt sich
 die weite Kette der beschneiten Apenninen, welche die Aussicht auf
 15 eine edle Weise begrenzen. Acht Tage wurden wir in diesem
 kleinen Hafen durch üble Witterung und die Feigheit Neapo-
 litanischer Seeleute aufgehalten, und wir bedauerten sehr, Pästum
 verlassen zu haben, wo wir die Zeit so angenehm unter den
 Ruinen hätten zubringen können. Doch um sie so gut als möglich
 20 anzuwenden, schweiften wir an der Küste umher, zogen unsere
 Felucke auf das Land und machten daraus eine Wohnung, so gut
 es gehen wollte. Eine Felshöhle diente uns zur Küche, und
 wären wir nicht so ungeduldig gewesen, Sizilien zu erreichen, so
 hätten wir unsere Zeit ganz angenehm zubringen können, nunc
 25 veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bei unserm Herumschweifen an der Küste fanden wir eine
 Höhle von besondrer Beschaffenheit. Sie ist aus einer Art geringen
 Marmors gebildet, der, mit demselben versteinerten Kies, den
 man an andern Stellen des Ufers findet, untermischt, anstatt
 30 Seemuscheln Menschenknochen enthält, die in kleine Stücke zer-
 brochen und mit dem Kies zu einer festen Masse versteinert sind,
 welche zwischen den Marmorbänken in Schichten von 1—3 Fuß
 Stärke lieget. Diese Schichten dehnen sich etwa auf 60 Fuß
 aus, scheinen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträcht-
 35 licher Höhe ist. Ich fand einen ähnlichen Felsen zu Nemezzo
 auf dem Comersee; nur daß dort die Knochen einen größern Anteil
 bildeten und, anstatt zwischen Marmorbänken zu liegen, in dem

7. wie Virgil meldet. Aen. V, 858 ff. (Str.). — 16 f. Neapolitanischer,
 1, 2 Napolitanischer. — 24 f. nunc . . . horis. Hor. Sat. II, 6, 61 (Str.).

ganzen Inseln gleich verteilt waren. Ich habe gehört, daß die Insel Osero im adriatischen Meere ganz in derselben Weise aufgeschichtet ist, wie denn derselbe Fall auch in verschiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermutung, wie diese Knochen hieher gekommen sein mögen, zu äußern, würde unnütz 5 sein, indem die Ursachen der großen Veränderungen, welche dieser Erdball offenbar erlitten hat, von unsrer Fassungskraft allzuweit entfernt sind. Wir können nur so viel schließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Gesetze physischer Notwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit alle mögliche 10 Arten von Veränderung durchgegangen ist. In diesem unendlichen Wechsel muß sie ebenso gut in Unordnung als in Ordnung gewesen sein, welche immer wechselsweise auseinander entspringen.

Stromboli.

Den 23. April.

15

Wir verließen Porto Palimuro den 22. um zwei Uhr in der Nacht; aber da das Wetter sehr still war, so erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch 30 Meilen von derselben entfernt, als uns schon der beschneite Gipfel des Atna erschien, an welchem der Dampf 20 herunter rollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Horizont, wurden nachher unsichtbar wegen der Dichtigkeit der untern Atmosphäre. Man sagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirg Palimuro sehen könne, welches bei unserm Aufenthalt nicht eintraf, indem die Luft niemals heiter genug war. 25

Die Insel Stromboli ist ein konischer Berg, der aus der See aufsteigt und ganz aus vulkanischer Materie besteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordwestseite hervor, nahe am Gipfel, welcher, unfruchtbar, aus loser Asche besteht. Der übrige Teil des Berges ist reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, 30 welcher sehr geschätzt wird. Bei Nacht sah man das Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil das Wetter sehr schön war. Wenn es regnet oder Südwinde wehen, entsteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch; das Getöse aber dauert zu allen Zeiten fort, sehr stark und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg 35 erstiegen und den Krater untersucht; doch hinderte uns daran eine

Verordnung des Königs von Neapel, welche verbietet, mit den Einwohnern Gemeinschaft zu pflegen, bei Strafe, in den übrigen königlichen Staaten Quarantäne zu halten. Da dies nun eine Zeremonie war, die wir zu beobachten keine Lust fühlten, so segelten wir noch die Nacht auf Lipari zu und kamen morgens früh dafselbst an.

Lipari.

Den 24. April.

Die Stadt ist in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Lavafelsen, der in die See hervortritt, dessen schöne Massen mit Gebüsch reichlich umhangen sind. In einiger Entfernung angesehen, erscheint die Stadt sehr gefällig und malerisch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häusern und Gärten bedeckt ist, worauf denn bald die Gebirge sich erheben, die ehemals Vulkanen waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt sind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerstreut sieht. Die Häuser sind alle weiß abgetüncht, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorsteigt, manche sehr malerische Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt sich die Ansicht: alles ist Unstat und Elend.

Indessen meine Gefährten zeichneten, bestieg ich den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwischen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felsen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimmte und nun nichts weiter als wüste Zerstörung erwartete; aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwischen senkrechten Felsen, ein schönes natürliches Amphitheater von etwa 300 Yards im Durchmesser erblickte, dessen Boden mit Weinreben bepflanzt und hie und da mit einem einsamen Wohnhaus geziert war. Dieses war sonst der Krater des Vulkans, und da das Ganze mit porösen Felsen umgeben ist, so bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Wasser keinen sichtbaren Abzug haben.

Von dem höchsten Punkte dieser Felsen sieht man die sämtlichen liparischen Inseln sowie die Küsten von Sizilien und

1. welche, 3 welcher (wohl Druckfehler).

Kalabrien. Unmittelbar unter dem Beschauer liegt die Insel Volcano, eine unfruchtbare Anhäufung von Asche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es scheint daher, daß diese Insel später entstanden ist als die andern, welche aus derselben Materie bestehen; doch die Zeit hat Asche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden verwandelt, der, obgleich trocken, dennoch fruchtbar ist und dem Weinbau ganz besonders günstig.

Fazello nimmt an, es sei diese Insel zwischen dem zweiten und dritten punischen Krieg entstanden, unter dem Konsulat des Labeo und Marcellus. Doch rührt dies von einer mißverständenen Stelle des Drosius her, welcher auf Volcanello anspielt. Volcano hingegen wird schon vom Thucydides erwähnt als seiner Zeit angehörig und gleichfalls vom Aristoteles, der einer großen Eruption dieser Insel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Asche bedeckt habe. Ehemals hieß sie Thermissa und Hiera, und die Poeten setzten dahin die Schmiede des Vulkan. Strabo sagt, sie habe zu seiner Zeit an drei Orten gebrannt; gegenwärtig brennt sie nur an einem, und zwar sehr wenig. In dem Laufe von einigen tausend Jahren mag sie bei der langsamen Verwitterung vulkanischer Materien wohl so wie die übrigen fruchtbar werden; denn diese müssen sich seit Ciceros Zeit sehr gebeßert haben, der den Boden derselben miserum et jejenum nennt. Stromboli und Volcano sind die einzigen, die noch heutzutage brennen. Lipari ist seit den Zeiten des Strabo erloschen; die warmen Bäder daselbst aber sind noch immer ihrer Heilkraft wegen sehr berühmt. Sowohl hier als auf Volcano findet sich ein schwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforscher isländischen Aschat nennen.

Die große Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer dieser Inseln haben, macht es den Schiffern, die damit bekannt sind, möglich, die Gefahren der Winde mit großer

8. Thomas Fazello, gestorben 1570, schrieb *De rebus Siculis decades duo* (Palermo 1558). — 10 f. mißverständenen, 1 mißverstanden. — 11. Paulus Drosius, der im 5. Jahrh. n. Chr. lebte, schrieb *Historiarum libri VII adversus paganos*, eine Weltgeschichte bis auf das Jahr 410 n. Chr. — 12 f. vom Thucydides . . . Aristoteles. Als *ἡκα νῆαορ* von ersterem III, 8, von dem letzteren *Meteorol.* II, 8 (Str.). — 15. bedeckt, 2, 3 gedeckt. — 16. die Poeten . . . Vulkan. 3. B. Virg. *Aen.* VIII, 414 ff.; Juven. *Sat.* I, 8. — 17. Strabo sagt. *Bergl. Lib.* VI, p. 276 (Becker). — 22. miserum et jejenum. *Verr.* III, 37 (Str.). — 26 ff. Sowohl hier . . . nennen. Obsidian, glasig erstarrte Lava, besonders häufig in jungvulkanischen Gegenden, wie Island und die liparischen Inseln.

Gewißheit vorauszusagen; daher denn wohl die Poeten von der Höhle des Aolus mögen gefabelt haben. Stromboli, als die größte und den Winden am meisten ausgesetzte Höhle, ward für den eigentlichen Wohnsitz des Gottes angenommen: Celsa sedet
 5 Aeolus arce. Auch kennt Virgil das beständige Getöse dieses Berges und schreibt es den rasenden Winden zu, welche darin eingekerkert sind:

Illi indignantes, magno cum murmure montis,
 Circum claustra fremunt.

10 Valerius Flaccus (Argon. I, 579) giebt noch eine genauere Beschreibung:

Aequore Trinacrio refugique a parte Pelori
 Stat rupes horrenda fretis; quot in aethera surgit
 Molibus, infernas totiens demissa sub undas:
 15 Nec scopulus aut antra minor juxta altera tellus
 Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bei einer andern Gelegenheit der Insel Lipari den Beinamen der Aolischen giebt, habe die Höhle des Aolus da-
 20 hin gesetzt; aber Plinius und Strabo sprechen deutlich genug das Gegentheil aus, und die Stelle selbst zeigt hinlänglich des Dichters Meinung. Die Beschreibung des Flaccus ist noch genauer, indem Stromboli, gerade wie er es beschreibt, von allen andern Inseln getrennt ist, Lipari hingegen umringt von ihnen.
 25 Übrigens waren sie alle dem Aolus heilig, und der Beinamen Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beigelegt. Die griechischen und römischen Schriftsteller zählten nur sieben dieser Inseln, gegenwärtig aber sind ihrer zehn. Entweder sind nun die drei kleinen Felsen, welche die Überzahl machen, in späterer
 30 Zeit durch die unterirdischen Feuer emporgehoben worden, oder man hielt sie nicht für merkwürdig genug, sie mitzurechnen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, schiefen wir auf unserer Felucke und segelten kurz nach Mitternacht ab.

1 f. die Poeten ... haben. Vergl. Verg. Aen. I, 52 ff., woher auch die beiden folgenden Citate (Str.) genommen sind. — 15. scopulus. 1 scopulos. — 18. bei einer andern Gelegenheit. Virg. Aen. VIII, 116 f. (Str.). — 20. Plinius und Strabo. Plinius IV, 9, 11; Strabo VI, p. 275 ff. — 22 ff. Die Beschreibung ... von ihnen. Qu. Valerius Flaccus, Argonautica.

M i l a z z o .

Den 25. April.

Milazzo, vor alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Diese Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die monteforischen Berge, sonst die heräischen genannt und berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit, begrenzt wird. Die Zitadelle steht auf einem hohen Felsen, der die Stadt beherrscht, und scheint ehemals ein Platz von bedeutender Festigkeit gewesen zu sein.

T i n d a r o .

Den 26. April.

Indem wir nun an der Küste hin den Weg nach Palermo nahmen, so fanden wir ungefähr 20 Meilen von unserm Nachtquartier einen Ort, Santa Maria di Tindaro genannt, wo man noch einige Überbleibsel der alten Stadt Tyndaris antrifft. Sie scheint durch ein Erdbeben untergegangen zu sein, und ein großer Teil des Hügels, auf dem sie stand, ist wahrscheinlich in die See gefallen. Gedachte Reste sind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beide wahrscheinlich aus römischer Zeit. Ein Baron della Scuda hatte vom König von Neapel die Erlaubnis erhalten, hier nach Altertümern zu graben, und man sagte uns, er habe manche Sachen von Wert gefunden. Wollte man diese Nachgrabungen fortsetzen, so würde man wahrscheinlich noch manches finden, da diese Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Unererschrockenheit eines ihrer Bürger sie vor der Raubfucht des Verres bewahrte, welcher die meisten andern Städte Siziliens plünderte. Hinter Tindaro kamen wir in die Gebirge, und ungefähr 5 Meilen weiter gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen,

10. zu sein. „Hier läßt Panne einige Zeilen, persönliche Erlebnisse betreffend, folgen“ (W). — 17. Sie scheint ... zu sein. Siehe Plin. II, 92. 94 — 25 ff diese Stadt ... bewahrte. Streblte verweist zum Zeugnis dafür, daß Tyndaris auch nicht immer geschont wurde, auf die Angaben bei Cicero, Verr. III, 43: IV, 22 u. 39 ff. An der letzten Stelle wird auch des Proagorus Sotater rühmend gedacht.

nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genötigt, die Nacht hier zu bleiben wegen eines lächerlichen Abenteurers, das uns begegnete. Denn indem der Maultiertreiber seine Tiere fütterte, unterhielten sich meine Reisegefährten mit Zeichen, wozu sie
 5 keine besondere Erlaubnis nötig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, das einer Festung ähnlich gesehen hätte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überrascht, welcher sich selbst mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns, sämtlich vor ihm zu erscheinen
 10 und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachturm an der Küste abgezeichnet hätten, den er eine Festung nannte. Nachdem Herr Hackert als der Hauptverbrecher seine Zeichnung geendigt hatte, ging derselbe und fand den Stadtrichter von Advokaten umgeben, welche eine Klage auf mehreren Bogen auf-
 15 gesetzt hatten. Er sagte ihm, wir wären nur Dilettanten, welche bloß zu ihrem Vergnügen reisten, und wenn er irgend etwas von einer Festung wäre ansichtig geworden, so würde er gewiß nicht ohne Erlaubnis zu zeichnen gewagt haben. Er sei aber so entfernt gewesen, jenen Turm für etwas dergleichen zu halten, daß
 20 er vielmehr geglaubt habe, es sei ein Töpferofen, indem die Einwohner umher sich hauptsächlich mit Verfertigung von Töpferware beschäftigten. Der Stadtrichter war über diese Antwort höchst unzufrieden, und die Advokaten behaupteten, es sei unmöglich, daß wir ohne besondere Absicht eine so weite Reise
 25 gemacht hätten, und drangen daher einstimmig darauf, man solle uns festhalten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Tasche und ersuchte die Herren, sie durchzulesen, und da dieses Empfehlungsschreiben an den Bizekönig und mehrere der vornehmsten Herren der Insel waren, so ging der ganze Prozeß
 30 auseinander, und man entließ ihn mit vielen Entschuldigungen, daß man ihm beschwerlich gewesen sei. Nun ging die Reise weiter, bald am Ufer, bald zwischen den Bergen hin, auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals bereist habe; aber der Reichtum und die Schönheit der Gegend entschädigten uns genugsam
 35 für jede Unbequemlichkeit dieser Art. Wir fanden die heräischen Berge wohl jenes Lobes wert, das ihnen Diodorus (B. IV, Kap. 84) gegeben. In mehreren Orten sind sie in die schönsten romantischen Formen gebrochen und die Abhänge mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel mit Städten und Dörfern

geziert. Anderwärts erheben sich ungeheure Terrassen, eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinstöcken, Feigen- und Maulbeerbäumen, andere mit Büschen behangen, die wir in England in unsern Glashäusern mit so viel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Diese blühen alle hier in der wilden Üppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felsen mit ewigem Grün. Auch findet sich in die'n Bergen mannigfaltiger schöner Marmor, worunter ich eine Art von rotem Porphyre bemerkte, geringer und weniger fest als der antike; wahrscheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe des Felsens von besserer Eigenschaft finden, indem die Stücke, die ich sah, nur von der Oberfläche sich losgelöst hatten und durch Wind und Wetter viel mochten gelitten haben.

Acqua dolce.

Zu Nacht blieben wir in Acqua dolce, einem kleinen Ort, der seinen Namen von einer süßen Quelle führt, welche in der See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer, entspringt. Der Ort ernährt sich von dieser Quelle, indem sich die Fische beständig nach ihr hinziehen. Die Einwohner haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden; jeder Fang wird geteilt. Unmittelbar über Acqua dolce erhebt sich ein hoher Berg, auf dessen Gipfel die alte Stadt Muntium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig ist. An dem Fuße des Berges gegen die See zu ist eine weite Höhle, welche aus denselben Materialien besteht, wie die oben beim Kap Palinuro erwähnte, ausgenommen daß man die Knochen und den Kies noch mit Seemuscheln und Tuffsand vermischt findet. So sind auch die Knochenversteinerungen in größerer Menge vorhanden und finden sich, wie mir die Landleute sagten, auch in andern Theilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ungefähr 100 Nards hinein, wo sie so wild und enge wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konnten; aber unser Führer versicherte, er habe eine Katze hineingejagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirges in einer Entfernung von drei Meilen wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der

1. ungeheure, 1 ungehenere. — 19. hinziehen, 1 hinziehn. — 28. sagten, 2, 3 sagen. — 30. 100, 2, 3 300.

Nähe der Festung Tusa nach Lufinali, einem elenden Wirtshause, wo wir genötigt waren, die Nacht zuzubringen.

Cefalu.

Den andern Tag speiseten wir in Cefalu, ehemals Ceph-
 5 loedis genannt, und schliesen zu Termini, ehemals Thermae
 Himerenses. Fazello, der unter Karl V. schrieb, spricht von
 Ruinen, die noch zu seiner Zeit von Maesa und Cephaloedis
 sollen vorhanden gewesen sein; allein ich konnte nichts davon
 sehen noch auch vernehmen. Die letztere ist nun eine ansehn-
 10 liche Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs gelegen, unter
 einem hohen steilen Berge, auf dessen Gipfel die Zitadelle sich
 befindet, die, wenn sie besetzt wäre, nicht wohl einzunehmen
 sein würde.

Termini.

15 Die Bäder von Termini werden noch immer sehr gebraucht;
 aber es giebt keine Reste mehr, weder von Himerä noch von dem
 alten Thermä. Die heilsamen Wirkungen dieser Bäder werden
 dem heiligen Calogero zugeschrieben, welcher ein Arzt war und
 den guten Verstand hatte, sich für einen Heiligen anstatt für
 20 einen Zauberer halten zu lassen. Die Alten, welche die Wunder
 nur etwas weniger liebten als die Neuern, aber viel geistreicher
 waren im Erfinden derselben, dichteten, daß die Nymphen diese
 Bäder eröffnet auf Antrieb der Minerva, um den Herkules auf
 seinem Zug durch Sizilien zu erquicken. (Diodor, B. IV, Kap. 23.)
 25 Himerä stand auf der andern Seite des Flusses gleiches Namens,
 eine halbe Meile von Termini. Thucydides gedenkt ihrer
 unter den vorzüglichsten Städten Siziliens; als es aber durch
 die Karthager 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ein-
 genommen wurde, so befahl Hannibal, sie völlig zu zerstören,
 30 um den Tod seines Großvaters zu rächen, der hier geschlagen und
 getödet ward durch die vereinigten Heere von Syrakus, Agrigent
 und Himerä. Nach dem Untergang Karthagos versammelte

1. Tusa, 2, 3 Tusa. — 15. noch fehlt 2, 3. — 26f. Thucydides . . . Siziliens.
 Str. vermuthet, daß dem Verfasser die Stelle VI, 62 vorschwebte. — 29 ff. so befaht . . .
 Himerä. 409 v. Chr. wurde die Stadt zerstört, 480 v. Chr. war Hamilkar, der Groß-
 vater des älteren Hannibal, dort von Theron von Agrigent besiegt und getödet worden (Str.).

Scipio die zerstreuten überbliebenen Himeräer zu Thermä und gab ihnen die Statuen und andere solche Schätze, welche die Karthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter diesen waren zwei köstliche Kunstwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine stellte den aus dieser 5 Stadt gebürtigen Poeten Stesichorus vor, das andere ein allegorisches Bildnis der Stadt selbst.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo sind vierundzwanzig Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Lustschloß, La 10 Bagaria genannt, vor kurzem durch einen Prinzen Palagonia erbaut. Es ist von der seltsamsten Bauart, die ich jemals sah, und sowohl in- als auswendig mit den ungereimtesten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten sind in derselben Art, und es möchte wohl schwer sein, sich die Vorstellung 15 von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der größte Teil ist aus einer rauhen Steinart gehauen, einige sind von Gips, andere von Marmor. Es sind deren viele Hunderte, und sie würden sich immer vermehren, wenn nicht des Fürsten Verwandte die Regierung vermocht hätten, sein Ver- 20 mögen unter Obforge zu nehmen, damit er sich nicht völlig durch diese absurde Liebhaberei zu Grunde richte.

Palermo.

Den 1. Mai.

Die Lage von Palermo ist sehr schön, in einem engen, aber 25 fruchtbaren Thale, umgeben von steilen Gebirgen. Die Straßen sind regelmäßig und rein und der Ort im ganzen reich und wohl bewohnt; aber die Architektur ist außerordentlich schlecht. Der Geschmack des Prinzen Palagonia scheint in der ganzen Stadt zu herrschen. Wir fanden die Leute während der kurzen Zeit unsers 30 hiesigen Aufenthaltes außerordentlich höflich; sie affektieren nicht

4. zwei köstliche Kunstwerke. Siehe Cicero, Verr. II, 35 (Ztr.). — 10 ff. Lustschloß . . . erbaut. Vergl. dazu Goethes Italienische Reise (Werke Bd. 21, 1, 309 ff.). — 31. Aufenthaltes, 1 Aufenthalt.

jene ungelente Großheit, welche der römische und neapolitanische Adel annimmt, sondern sie scheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde sind gewiß, hier eine aufmerksame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligste Weise. Denn

5 die Lebensart der Einwohner ist bequem und höflich. Sie haben ihre Konversationen oder Assembléen wie die übrigen Italiener, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavaliere servente gepaart sind. Eine solche Gesellschaft findet sich im Palast des Vizekönigs alle Abende außer Donnerstags und

10 Freitags, wo man nur seine nächsten Bekannten annimmt. Ehe sie die Assembléen besuchen, fahren sie auf dem Quai hin und wieder, wie die Römer im Corso. Während des Sommers wird der ganze Abend auf diese Weise zugebracht. Man findet Musik, Erfrischungen u. s. w. Die Damen haben in der letzten Zeit

15 eine ganz sonderbare Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Jackeln ausgelöscht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, um wahrscheinlich unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier so wunderlich sein, von ihren Frauen eine strenge Treue zu erwarten, so würden sie sich wahrscheinlich öfters betrügen;

20 denn das Blut der Sizilianerinnen ist zu warm, als daß sie der Gelegenheit widerstehen sollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen sind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen so liebenswürdig sind. Sie heiraten sehr jung, und diejenigen,

25 welche nicht nötig haben, sich den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, sind schön genug. Ihre Manieren sind nicht äußerst fein, aber bequem und natürlich und nicht durch die thörichte Nachahmung der Franzosen verderbt, wodurch die Italiener von Stande so lächerlich werden und wovon unsere eigenen Landsleute nicht

30 völlig frei sind.

Während des Maimonats haben sie eine Messe auf der Piazza del Domo, die einen sonderbaren Anblick gewährt. Der Platz ist erleuchtet und mit Buden umgeben, worin man Spielfachen und andere Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte findet

35 sich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt versammelt sich hier, und es herrscht die vollkommenste Gleichheit. Prinzen und

16 f. um wahrscheinlich, 1 wahrscheinlich um. — 27. thörichte, 1 thörrige. — 32. die, 2, 3 der. — 36. versammelt, 1 versammelt.

Handwerker, Prinzessinnen und Galanteriehändler stehen auf gleichem Fuß und mischen sich ohne Unterschied im Gedränge. Man kann sich wohl vorstellen, daß eine so treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen bei einem so lebhaften Volk, wie die Sizilianer sind, nicht werde versäumt werden.

5

Bemerkenswerte Gegenstände giebt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Westen der Stadt enthält nichts Bedeutendes. Unmittelbar daran stößt der Berg Eryx, jetzt Monte Pellegrino genannt und berühmt wegen der Kirche der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo. Der angebliche Körper derselben 10 ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche steht.

In dem Kollegium, welches sonst den Jesuiten gehörte, findet sich eine hübsche Sammlung etruskischer Gefäße, einige Fossilien, eine gute Büste des Plato und eine des Tiberius. Die geschnittenen 15 Steine und Münzen, deren hier eine ansehnliche Sammlung soll gewesen sein, sind von den Vätern vor ihrer Aufhebung hinweggeschafft worden.

Des Vizekönigs Palast ist ein altes unregelmäßiges Gebäude, aufgeführt zu verschiedenen Zeiten. Die Kapelle scheint unter den 20 griechischen Kaisern erbaut; denn sie ist in- und auswendig mit einer barbarischen Mosaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche sich von diesen Fürsten herzsreiben. In der Galerie befinden sich die Bildnisse aller Könige von Sizilien seit Roger dem Ersten, vom normannischen Geschlecht. So findet man daselbst auch zwei 25 Widder von Erz, liegend vorgestellt; man hat sie von Syrakus hieher gebracht, sie sind etwas über Lebensgröße und vortrefflich gearbeitet. Es ist zum Erstaunen, welch ein Ansehen von Würde und Größe der Künstler einem so geringen Tier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie sind 30 mit jener kühnen Meisterschaft ausgeführt, die den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Auch in der Wendung der Hörner liegt Anmut und Zierlichkeit, und die Wolle, scheinbar vernachlässigt,

1. gleichem, 1 gleichen. — 12. steht. Bei Faune folgt die Vermutung, daß es der Körper eines Karthagers gewesen sei und noch einige Notizen über Polobius und Hamiltar. — 15 f. geschnittenen, 1 geschnitten. — 17. von den Vätern, den Jesuiten, deren Erben 1773 von Clemens XIV. aufgehoben wurde. — 20 f. Die Kapelle . . . erbaut. Nicht richtig; die Cappella palatina des palazzo reale stammt aus der Zeit Rogers I. (1031—1101), der von 1061—1091 Sizilien eroberte. Die Normannen herrschten dort bis 1190. — 25 f. zwei Widder von Erz. Vergl. über sie Goethes Italienische Reise (Werke 21, 1, 316).

hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Überhaupt sind diese Erzbilder den besten andern Kunstwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz gesehen habe, gleichzusetzen und unter die wenigen echten Werke zu rechnen, welche von den besten griechischen
 5 Künstlern übrig geblieben. Sie haben beide einerlei Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet; doch ist der eine viel vortrefflicher als der andre. Fazello sagt, Georgius Maniaces, General des Kaisers Konstantin Monomachus, habe sie auf die Thore der Festung Ortygia gesetzt, und man vermute,
 10 sie seien von Konstantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten syrakusanischen Geschmacks und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

M o n t r e a l e .

15 Ten 5. Mai.

Wir verließen Palermo, um nach Meamo zu gehen, welches ungefähr dreißig Meilen entfernt ist. Bis Montreale ist die Straße sehr prächtig auf Kosten des letzten Erzbischofs erbaut, der seine ungeheuren Einkünfte auf eine Weise verwendete, welche
 20 von seinen Mitbrüdern sehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anstatt sie in Gepränge zur Schau zu tragen oder sie für unwürdige Verwandte aufzusammeln, lebte er mit der Einfachheit eines Eremiten und verwendete seinen Reichtum zu Werken wahrer Milde, nicht indem er Müßiggang und Bettelerei aufmunterte,
 25 sondern den fleißigen Armen in Thätigkeit setzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Montreale ist klein, aber auf einen schönen Felsen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrscht. Die Stadtkirche scheint aus den Zeiten der griechischen Kaiser
 30 zu sein; denn sie ist auch mit jener barbarischen Mosaik verziert. Darin steht eine Anzahl von prächtigen Porphyrsäulen, in einem halbgotischen Stil vollendet, und ein prächtiger Sarkophag von derselben Steinart. Dieser enthält den Körper Wilhelms des Ersten, Königs von Sizilien. Dieser Porphyr kommt an Güte dem

8. Konstantin Monomachus, der neunte byzantinische Kaiser seines Namens, regierte von 1042—1054. — 9. Ortygia, ein Teil des alten Syrakus, sonst Insula genannt (Str.). — 11. Montreale, 1. Montreal. Vergl. darüber Goethes Italienische Reise (Werke 21, 1, 311).

ganz gleich, den man in Rom findet, und scheint zu beweisen, daß die Römer einen großen Teil dessen, den sie verbraucht, aus Sizilien zogen, ob man gleich annimmt, er sei sämtlich aus Afrika gekommen. Die Form und Bearbeitung dieser Säulen jedoch zeigt, daß sie gefertigt worden, nachdem die Sarazenen diesen Teil des römischen Reichs an sich gerissen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in ein so barbarisches Zeitalter, daß alle auswärtigen Handelsverbindungen darin aufhörten.

E g e s t a .

10

Den 6. Mai.

Zu Alcamo kehrten wir im Schlosse ein und machten uns morgens auf, die Ruinen von Egesta oder Segesta zu sehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man sich, so erstaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel steht und von hohen Bergen umgeben ist. Er hat sechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollständigem Gesims. Die Bauart ist die alte dorische, aber das Gebäude scheint nie fertig geworden zu sein; denn die Säulenschäfte sind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden und vermute daher, daß sie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderstücke in der Nähe, die wahrscheinlich dazu bestimmt waren. Die Säulen haben ungefähr 6 Fuß im Durchmesser; da sie aber nicht vollendet worden, so kann man ihr Maß nicht genau angeben. Das Gesims konnte ich nicht messen, indem ich mir keine Leiter zu verschaffen wußte und keine Bruchstücke desselben an dem Boden lagen. Dieser Tempel stand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengesetzten Hügel nach Westen lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchstücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerstörtes Theater. Es ist aus gehauenen Steinen errichtet, ohne Mörtel, und wie alle griechischen Theater an einem Abhang, so daß die hintern Sitze in den Felsen gearbeitet sind. So gut ich es durch die

6f. der Tod ... 1100. Wilhelm I., der Böse, herrschte in Wahrheit von 1154—1166.
 — 10. Egesta. Siehe Goethes Italienische Reise (Werke 21, 1, 319 ff.). — 21. Zelle, cella, der geschlossene Hauptraum des Tempels, in dem sich das Bild der Gottheit befand. — 22. griechischen, 1 Griechische. — hintern, 1 hintere.

Büsche und Ruinen, die es bedeckten, messen konnte, ist es etwa 200 Fuß weit. Die Stufen sind alle weggeschafft oder heruntergestürzt; auch sieht man keine Überbleibsel von dem Podium oder Proscenium. Die Aussicht geht nach der See und ist sehr schön; 5 denn sie beherrscht die ganze Gegend der Clymer.

Die Stadt Egesta oder, wie sie die Römer nennen, Segesta war, nach Virgil (Aen. V. 755), von den Trojanern erbaut:

10 Interea Aeneas urbem designat aratro,
Sortiturque domos: hoc Ilium et haec loca Trojae
Esse jubet.

Aeneas benannte sie zu Ehren seines Wirtes Acastes, und die kleinen Wasser, die dabei fließen, wurden Simois und Skamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, 15 aber von den Karthagern, welche die Segestaner selbst nach Sizilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte sich wieder, wurde aber von neuem durch Agathokles eingenommen und völlig zerstört. Als die Römer Meister von Sizilien wurden, stellten sie die Stadt wieder her aus Achtung für ihren gemein- 20 samen Ursprung und begünstigten sie mit mancherlei Privilegien; doch scheint sie niemals wieder zu besonderm Glanze gelangt zu sein; denn die noch übrigen Gebäude schreiben sich von den älteren Zeiten her. Die warmen Quellen liegen ein wenig unter der Stadt an dem Ufer des Skamander, der nun San Bartolomeo 25 genannt wird, sind aber völlig vernachlässigt.

Nachdem wir den Tag in Egesta zugebracht, kamen wir den 6. Mai zu einer kleinen Stadt, Calatafimi, drei Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil von Eryx oder Liljbäum keine Reste mehr zu sehen sind, auch nichts Merkwürdiges in der 30 Nachbarschaft von Trapani, so nahmen wir den graden Weg auf Castel veterano, und von da am selbigen Tage gelangten wir zu

5. die ganze Gegend der Clymer, der Westen Siziliens (Str.). — 12. seines Wirtes, richtiger seines Gefährten, für den er die Stadt auf Befehl Jupiters gründete (Str.). — 13 f. Simois und Skamander, nach den gleichnamigen Flüssen der trojanischen Ebene. — 14 ff. Nachher ... zerstört. 410 v. Chr., als die Stadt bei den Karthagern gegen Selinus Hilfe suchte, wurde sie von diesen eingenommen, 307 geschah die Eroberung durch Agathokles; sie erlebte dann später unter den Römern als Handelsstadt, im Gegensatz zu Pannes Bericht, eine neue Zeit der Blüte. — 25. vernachlässigt. Bei Pagne ist das folgende überschrieben „Calatafim“, in der Hempelschen Ausgabe „Selinus. Den 8. und 9. Mai“. — 28. Eryx oder Liljbäum, angeblich ebenfalls von flüchtigen Trojanern erbaut, westlich von Segesta gelegen.

den Ruinen von Selinus, wo wir in einem kleinen Wachturm einkehrten, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo sonst eine so mächtige Stadt gestanden. Hier fanden wir sechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Teile noch ganz genug, um zu zeigen, was sie sonst gewesen. Drei standen östlich 5 auf einer geringen Erhöhung außerhalb der Mauern in einer Linie von Norden nach Süden, ungefähr 200 Yards von der See. Der nördlichste und größte war nach Herodot dem Zeus Agoraios gewidmet, und nach Pausanias dem Zeus Olympios. Die ungeheuern Ruinen desselben, welche noch einen großen 10 Erdraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigsten Gebäude gewesen, welche jemals errichtet worden. Er hatte acht Säulen in der Fronte, siebzehn in der Tiefe, jede zehn Fuß Diameter an der Base und sechs am Kapital und ungefähr fünfzig Fuß Höhe. Selten besteht eine Säule aus mehr als acht Stücken 15 und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen ist. Die Kapitäle sind von der Art wie die an dem großen Tempel zu Pastum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abakus ist zwölf Fuß zehn Zoll ins Gevierte, und die Triglyphen vier Fuß lang, und jedes andere 20 Maß des Gesimses nach Verhältnis. Die Säulenweite war etwas weniges mehr als ein Diameter. Aber die Ruinen sind so wild durcheinander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit messen konnte. Dieser Tempel scheint niemals vollendet worden zu sein, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von 25 oben herein fanneliert, andere ganz glatt sind. So liegen auch Stücke des Architravs in beträchtlicher Entfernung, welche wahrscheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Diese sind von einer ganz ungeheuern Größe, indem jeder Stein des Architravs zwanzig und einen halben Fuß lang, sieben Fuß hoch und 30 fünfse breit ist. Der nächste Tempel ist von derselben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur sechs Säulen in der Fronte hat und vierzehn in der Tiefe, welche nicht über fünf Fuß Diameter

1. Selinus. Hier hat Paones Manuscript wieder eine Überschrift: „Castel Vetrano Selinus“. — 8f. Der nördlichste ... Olympios. Vergl. Her. VI, 46 und Paus. VI, 19, 7, „Stellen, aus denen sich freilich das Gesagte noch nicht schließen läßt“ (Str.). — 10. ungeheuern, 1 ungeheuern. Ebenso 3, 29; 5, 161, 34; 171, 26. — 19. Abakus, die Platte, die auf dem Kapital der Säule aufliegt. — 20. Triglyphen, die am dorischen Fries mit drei senkrechten Hohlblöcken über jeder Säule und zwischen je zwei Säulen vorspringenden Flächen. — 27. Architrav, ein von Säule zu Säule reichender viertantiger Steinbalken zwischen Abakus und Fries.

halten. Der dritte Tempel ist größer als der zweite, aber kleiner als der erste, und wahrscheinlich der älteste von allen, indem die Säulen verhältnismäßig kürzer und die Kapitäle von einer andern Gestalt sind. Er hat, wie die meisten Tempel dieser Art, sechs
 5 Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Durchmesser war ungefähr sieben Fuß sechs Zoll an der Base und ungefähr fünf Fuß sechs Zoll am Kapital, die Höhe etwa vier
 10 Durchmesser. In allen drei Tempeln hat jede Säule zwanzig Kannelierungen nach Art aller alten dorischen Tempel. Einige
 hundert Yards nach Westen lag der alte Hafen, der nun mit Sand verschüttet ist; aber die Ruinen des Quais sind noch sichtbar. Zunächst an dem Ufer stand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchstücken verschiedener Gebäude bestehen und einen großen Raum bedecken. Nahe an der See sind die
 15 Reste von drei andern Tempeln in demselben Zustande wie die schon beschriebenen. Zwei derselben sind von dem gewöhnlichen Maße und in jedem Betracht beinahe dem kleinsten der obigen gleich. Der dritte hat sechs Säulen in der Fronte und fünfzehn
 20 in der Tiefe und nur sechzehn Kannelierungen an jeder Säule. Übrigens gleicht er den andern. Sie sind alle von der alten dorischen Ordnung, ohne Basen, und wahrscheinlich kurz nach einander gebaut, indem die Stadt wohl keines langen Wohlstandes genoss. Sie ward von einer Kolonie Megarenser gebaut, ungefähr 610 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und
 25 erhob sich gar bald zu dem Range der mächtigsten Städte in Sizilien. Doch da sie in Krieg mit den Egestanern verfiel, riefen die letztern sich die Karthager zu Hilfe, welche ein mächtiges Heer von Soldtruppen unter Anführung Hannibals sendeten. Die durch Wohlleben und Prachtluft entneroteten Griechen waren
 30 nicht imstande, das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Afrika zu halten; aber in der Verteidigungskunst gewandt, ertrugen sie eine lange Belagerung mit Mut und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet oder als Sklaven verkauft. Die
 35 Tempel, die prächtigsten und schönsten in Sizilien, wurden niedergestürzt, und als die Syrakusaner Gesandte abschickten, um zu

26 ff. Doch da sie ... verkauft. 409 v. Chr. Anführer war Hannibal Gisgon. Die Quelle ist Diodor. XIII, 54 f. (Str.). — 28. sendeten. Bei Panné folgt eine Notiz über Hannibals Vater. — 31. verkauft. Goethes Vorlage spricht noch von Menschenopfern zum Andenken Hamilkar's. — 36. Gesandte, 1 Gesandten.

bitten, daß man dieser Gebäude schonen möge, antwortete Hannibal, die Götter, wie er gewiß wisse, hätten sie verlassen, und es wäre besser, man zerstöre sie, als daß man sie unheiligem Gebrauch aussetze. So fiel Selinus, etwa 240 Jahre nach seiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menschlichen Unternehmungsgeistes. Fürwahr, von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus nach den ägyptischen Pyramiden am sichersten auf Dauer berechnet; aber die zerstörende Ehrsucht eines benachbarten Staats stürzte ihn nieder in dem Augenblick seiner Vollendung; und doch konnte ihn diese Gewaltthatigkeit nicht ganz zerstören; noch jetzt zeugen die Ruinen von seiner Größe, wenn von Karthago schon längst jede Spur verschwunden ist.

Diese unglückliche Stadt wurde zum Theil wieder aufgebaut, und zwar von solchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schicksal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Dasein, ungefähr 150 Jahre, bis die Karthager sie abermals einnahmen und völlig zerstörten. Strabo meldet, sie sei zu seiner Zeit völlig verlassen gewesen, und es ist wahrscheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demselben Zustande sind, wie sie Hannibal verlassen, außer daß manche Teile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden sein. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der sie übereinander liegen, vermutet, sie müßten durch ein Erdbeben umgeworfen sein; und es ist wirklich schwer zu begreifen, wie man so viel Arbeit und Geschicklichkeit, als es zum Umsturz so ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine thörichte Zerstörungssucht zu befriedigen; allein außer dem Zeugnis des Diodorus zeugen die Tempel selbst, wenn man die Sache genauer untersucht, daß sie vorsätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle nach einer Seite, und es scheint, man habe sie untergraben. Die kleinern wurden wahrscheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem das untere Stück einer jeden Säule noch an seinem Orte steht. Auf welche Weise es aber auch sein mag, so geschah es mit großer und beschwerlicher Arbeit.

181. bis die ... zerstörten. 219 v. Chr. (Str.) — 19. Strabo meldet. Lib. VI, p. 272 (Str.). — 36. Arbeit. Panné bringt noch eine längere Auseinandersetzung über die Art der Zerstörung.

Sechs Meilen von Selinus sind die Latomien oder Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von ungeendigten Säulen, Architraven und andern Theilen sich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher ist nun trocken und unfruchtbar, obgleich flach. Wahrscheinlich ist sie seit den griechischen Zeiten sehr verändert, indem die Wasser eine versteinemde Eigenschaft haben. Virgil sagt *palmosa Selinus*; gegenwärtig sieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend ist Terra delle Pulci, und wir fanden, daß sie ihn nicht mit Unrecht trägt; denn der Turm, in welchem wir uns aufhielten, war so voll von solchen Tieren, daß sie uns fast auffraßen. Wir blieben hier zwei Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu messen; dann gelangten wir nach Sciacca, ehemals *Thermae Selinuntiae*.

Sciacca.

Den 10. Mai.

Die heißen und mineralischen Bäder sind noch sehr im Gebrauch; doch was diesen Ort von allen Theilen Siziliens her sehr besucht macht, ist ein Sudatorium oder Stufa auf dem Gipfel eines Berges nahe bei der Stadt. Dies ist eine natürliche Höhle in dem Felsen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luftstrom dringt, welcher sehr heilsam in gichtischen und rheumatischen Fällen gefunden worden. Der Kranke sitzt ungefähr eine halbe Stunde drin und geht dann zu Bette und wiederholt dieses jeden Tag, bis er genesen ist. Die Höhle ist durch Kunst sehr erweitert und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze versehen. Sonst hielt man sie für ein Werk des Dädalus; aber die Neuern schreiben solche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß sie offenbar schon manche Jahrhunderte da gewesen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

7 f. Virgil... Solinus. Aen. III, 705 (Str). — 10. Pulci. Höhe. — 12. auf-
 fragen. Es folgen bei Bayne noch einige Angaben über den Turm. — 16. Sciacca.
 Auch Goethe hat die Bäder von Sciacca am 23. April 1787 besucht (Werke 21, 1, 344).

Girgenti.

Den 11. bis 16. Mai

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franziskaner sehr freundlich aufnahmen. Diese Stadt liegt sehr hoch auf dem Abhang eines Hügel, auf dem die Burg von Agrigent stand. Er beherrscht eine schöne Aussicht nach Nordwesten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag und die gegenwärtig mit Eibäumen und andern Gewächsen bepflanzt und mit Ruinen geschmückt ist, welche hier in größerer Menge und besser erhalten als irgend andere in ganz Sizilien gefunden werden. Es sind Überbleibsel von vierzehn Tempeln, alle von der alten dorischen Ordnung, nebst einer großen Menge in den Felsen gehauener Grabhöhlen und Kornbehälter. Der erste, von Osten anzufangen, ist der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sockel, ein kleiner Teil der Zelle und ungefähr der halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen sind ungefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchmesser am Boden und ungefähr 3 Fuß 5 Zoll am dünnsten Ende, regelmäßig abnehmend, wie die von Selinus. Das Gesims scheint vollkommen dasselbe wie in andern Tempeln dieser Ordnung, doch hier so verstümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit messen konnte. Die Steine von Girgent sind nur eine leichte sandige Versteinerung, die sehr bald verwittert; daher lassen sich die feineren Teile an keinem dieser Gebäude mehr erkennen. Die gegenwärtige Ansicht des Juno-Tempels ist so malerisch, als man sie wünschen kann. Er liegt auf einem kleinen, mit Bäumen bedeckten Hügel, zwischen welchen die zerbrochenen Säulen und andere Trümmer umherliegen; denn das Material ist so gering, daß niemand es für wert hielt wegzuführen.

Zunächst liegt der Tempel der Concordia, von demselben Auf- und Grundriß und nur in einigen unbedeutenden Zieraten verschieden. Ein Teil der Zelle ist in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen mit dem größten Teil des Gesimses stehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung sehr angegriffen.

1. Girgenti. Hier verweilte Goethe vom 21.—23. April (Werke 21, 1, 314 ff.). — 4. aufnahmen. 2, 3 annahmen (wohl Druckfehler). — 14. Tempel der Juno Lucina. Es ist, wie auch Panne weiter unten bemerkt, eine unbewiesene Annahme, daß der Tempel dieser Göttin geweiht gewesen sei, der aber auch Goethe a. a. O. S. 317 folgt. — 21 bis 2. 161, 7 Die Steine . . . konnte. Vergl. Goethes Werke 21, 1, 347, 3. 8 ff. — 26 f. zerbrochenen, 1 zerbrochen.

Der Tempel des Herkules, welcher nun erhebet, ist viel größer als die vorigen, aber von beinahe gleicher Art und Verhältnis. Nur noch eine einzige Säule steht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo sie stiegen. Ihr Diameter war ungefähr 6 Fuß 6 Zoll und die Höhe fünf Diameter. Das Giebel war so sehr zerstört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In diesem Tempel war die berühmte Statue des Herkules, welche Verres wegschaffen wollte, woran er durch Mut und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter stand der gepriesene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beschreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend sind, seine ungeheure Größe zu zeigen, worin er selbst die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachstand. Er hatte acht Halbsäulen in der Fronte und siebenzehn an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß 2 Zoll Diameter unter dem Kapitäl; ihr Maß am Boden konnte ich nicht entdecken; denn die Schäfte, welche von einzelnen Werkstücken, wie die von der Vorderseite Sanct Peters zu Rom, zusammengesetzt waren, sind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angiebt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die zwei ersten betrifft, so scheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er sich gerade um 100 Fuß geirrt, wie sich deutlich aus den Fundamenten ersehen läßt. In dem Giebel der östlichen Ansicht war die Schlacht der Riesen, in dem westlichen die Einnahme von Troja, beides von der herrlichsten Skulptur, wie sie eine der reichsten und prächtigsten griechischen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künste auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit standen. Dieser Tempel wie manches andere große Gebäude der Griechen ward niemals vollendet. Ihr kühner Geist war immer auf das Erhabene gerichtet; aber sie besaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuern Pläne durchzuführen. Außerdem waren sie in eine Anzahl kleiner Staaten geteilt und zu solchen Unternehmungen durch wechselseitige Eifersucht und Racheiferung getrieben. Glücklich wären sie gewesen, hätten sie niemals ihr Übergewicht einander zeigen

7 ff. In diesem ... wurde. Cicero, Verr. IV, 43 (Str.). — 10 f. Diodorus Siculus. Lib. XIII, 82 (Str.).

wollen, hätten sie nicht in Kriege sich eingelassen, welche den Überwundenen nötigten, fremde Völker um Beistand anzurufen, die denn in kurzer Zeit sowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtschaft verletzten.

Ein großer Teil des gedachten Tempels stand noch bis in das Jahr 1494, da er denn auf einmal ohne sichtbare Ursache zusammenstürzte.

Von dem Tempel des Vulkan sind noch zwei verstümmelte Säulen übrig, mit dem Sockel des Gebäudes, woraus man sieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich gewesen. So stehen auch noch zwei Halbsäulen und ein Teil der Mauer von dem Tempel des Askulap außerhalb der Stadt auf der Ebene. Dort war die berühmte Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln ist kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beschriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man sie gegenwärtig bezeichnet; denn echt und gewiß sind nur die Namen der Tempel des Jupiter, Vulkan und Askulap; die übrigen werden nur nach sehr zweifelhaften Gewährsmännern also genannt.

Zwischen der alten Stadt und dem Fluß Hypsa ist ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es steht auf einem Fußgestelle und hat eine ionische kannelierte Säule an jeder Ecke, aber das Gesims ist dorisch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dies Gebäude vor oder nach der vollkommensten Zeit der Baukunst in Sizilien aufgeführt worden, so bin ich von der letzten Meinung; denn es ist viel zu zierlich und artig für die Zeit des Hiero. Auch finden sich noch einige andere Trümmer aus römischen Zeiten, besonders ein reiches korinthisches Gesims von weißem Marmor, welches nun, ausgehöhlt, zu einem Wasserbehälter dient. Es scheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von 10 Meilen aufgeführt sein; an einigen Orten sind sie aus dem Felsen gehauen und voller Nischen, in welchen man die Nische der Toten verwahrte. Ich habe diese Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Ursache davon denken soll, so ver-

13. auf der Ebene fehlt 2, 3. — 27. die Zeit des Hiero. Es ist hier der erste Hiero gemeint, der von 476—166 v. Chr. regierte (Str.). — 32 f. von 10 Meilen, 15 Kilometer.

mute ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für diejenigen, welche fürs Vaterland starben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Verteidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die gemeinen Abzüchte sind noch an manchen Orten sichtbar und scheinen mit viel Arbeit und Kosten angelegt zu sein, indem sie in den festen Felsen gehauen sind und weit und hoch genug, daß eine Person bequem hindurchgehen kann. Übrigens finden sich in dem Boden zwischen der alten und neuen Stadt viele viereckte Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, 10 wahrscheinlich Begräbnisse für Sklaven und arme Bürger.

Agrigent war einst nach Syrakus die größte Stadt in Sizilien, und man giebt ihr 200 000 Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern einschließen, scheint diese Berechnung viel zu gering. Wahrscheinlich sind die Sklaven nicht mitgerechnet, 15 welche in den alten Republiken wenigstens das Doppelte der freien Menschen betrug. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohllebens, Eleganz, Pracht und Gastfreiheit, deswegen Empedokles von ihnen sagte, sie äßen und tranken, als wenn sie morgen sterben sollten, und bauten, als ob sie ewig zu leben 20 gedächten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang; denn ungefähr 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ward es durch Himilkon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Karthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freiheit wieder, 25 aber niemals ihren alten Glanz. Im zweiten punischen Kriege ward sie von den Römern genommen und hart behandelt, weil sie die Karthager begünstigt hatte. Nach der Zerstörung von Karthago gab Scipio den Agrigentiner alle ihre alten Zierden zurück, welche Himilkon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus 30 verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war sehr politisch, indem jenes Kunstwerk den Sizilianern auf einmal zum Denk-

4. Abzüchte, Kloaken, wohl nicht, wie Grimm (Wörterb. I, 160) meint, aus aquaeductus gebildet, sondern eher eine Weiterbildung von Abzug, das Goethe in derselben Bedeutung gebraucht. — 13 f. scheint diese ... gering. Nach den besten Quellen ist sie richtig. Es sollen im ganzen nur 20 000 Bürger vorhanden gewesen sein. — 21. ungefähr 400 Jahre. 406 v. Chr. — 25 f. Im zweiten ... genommen. Schon 262 v. Chr., seit 210 war es dauernd unter römischer Herrschaft. — 28. alten fehlt 2, 3. — 29 f. der berühmte ... Phalaris. Dieser Tyrann von Agrigent (565—549 v. Chr.) ließ durch Perillos einen ehernen Stier verfertigen, um darin Menschen zu verbrennen. Sein erstes Opfer soll der Künstler selbst gewesen sein. Siehe Cic. Verr. IV, 33 (Str.).

zeichen der Grausamkeit ihrer eigenen Fürsten, der Raubsucht der Karthager und der Mäßigung der Römer dastand. Diese Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit; denn sobald Karthago zerstört war und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, so ward das ganze Reich durch ihre Konsuln und Prätores geplündert. 5

Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
 Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
 Occulta spolia et plures de pace triumphos.
 Nunc sociis juga pauca boum, grex parvus equarum
 Et pater armenti capto eripiatur agello: 10
 Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
 Si quis in aedicula Deus unicus —

Juvenal. Sat. 8.

Dies sind die Worte eines Dichters, auf dessen Sittenschilderung wir uns verlassen können. 15

Diodorus spricht von Agrigent, als sei es zu seiner Zeit in Verfall gewesen, und wahrscheinlich versiel es immer mehr bis zur Zeit der Königin Konstantia, da denn die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorging. Nun enthält sie ungefähr zwölftausend Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel 20 führen. Die Privathäuser sind alle arm und schlecht gebaut, indem der ganze Reichtum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbischof allein hat ein jährliches Einkommen von 20 000 Pfund Sterling, welches ein immerwährender Verlust für die Gegend ist; denn er wohnt niemals hier. Sein Palast ist groß, aber in 25 einem schlechten Geschmack gebaut. Es ist eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquarischen und theologischen Büchern versehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet sich eine Münzsammlung, welche gute sizilianische und punische Stücke enthält. 30

In der Kathedralekirche ist ein großer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufstein gebraucht wird. Er ist an allen Seiten mit ganz erhobener Arbeit geziert, welche sehr viel Streit unter den Gelehrten und Müßigen in Girgent verurrsacht. Einige behaupten, es sei das Grab des Phalaris, des ersten, oder Phintias, 33

13. Juvenal. Sat. 8. Vers 104 ff. (Str.). — 18. Königin Konstantia, Gemahlin Kaiser Heinrichs VI., die letzte Herrscherin Siziliens aus dem Normannengeschlecht. — 21. alle arm und schlecht gebaut. Goethe (a. a. D. S. 345) spricht im Gegenjag dazu von den „ganz wohl gebauten Straßen“. — 31. ein großer ... Marmor. Genaueres darüber bei Goethe S. 345. — 33. erhobener, 1 erhobner.

des letzten Tyrannen von Agrigent, gewesen. Diese beiden Meinungen haben weitläufige Abhandlungen verursacht, worin sie mit ebenso wichtigen als geistreichen Gründen verteidigt werden. Gestalt und Maß dieses Monumentes gleicht dem der Julia Mammäa und
 5 des Alexander Severus zu Rom. Die Skulptur ist ganz in demselben Stil, vielleicht nicht einmal so gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas Besseres gesehen haben, es für ein Wunder der Kunst halten und dies auch einige Reisende, welche mehr nach ihren Thren als ihren Augen urteilen, überredeten. Eigentlich
 10 sollte man es für römisch ansprechen, und es mag die Nische eines Konsuls oder Prätors unter den Kaisern enthalten haben. Die Bildwerke daran scheinen einige besondere Umstände aus dem Leben und der Familie eines solchen Mannes vorzustellen, welche jetzt unbekannt sind und durch die natürliche Liebe zu Geheimnis
 15 und Spitzfindigkeit in alte allegorische und mythologische Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgent sehr höflich und dienstfertig. Sie bilden sich auf den Ruf der Gastfreiheit und
 20 Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, sehr viel ein, welche sie nachzuahmen trachten, insofern der Unterschied der Umstände es erlauben will; aber so liebens- und lobenswert ihre Absicht sein mag, so sind sie eher dem Fremden unbequem, als daß sie ihm wahrhaft beiständen. Denn Aufmerksamkeit und Höflichkeit werden beschwerlich und lästig, wenn die, welche
 25 uns solche bezeigen, weder Wit haben, uns zu unterhalten, noch Kenntnisse, uns zu unterrichten. Und dieses ist nur zu sehr der Fall der Girgentiner sowohl als der übrigen Sizilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Wesens macht sie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, so werden sie roh und
 30 zudringlich. Man fühlt sich in der That verlegen, Höflichkeiten ablehnen zu müssen, welche mit der Absicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unseidlich ist, seine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

35 Der Boden von Girgent ist fruchtbar an Korn und Öl-bäumen; aber alles sizilianische Öl ist wegen Mangel an gehöriger

5 ff. Die Skulptur . . . überredeten. Goethe: „Nicht dünkt, von halberhobener Arbeit nichts Herrlicheres gesehen zu haben.“ — 15. Spitzfindigkeit, 1 Eizifündigkeit.

Bereitung höchst schlecht. Auch werden daselbst vortreffliche Pferde gezogen, deswegen es auch sonst berühmt war.

Arduus inde Acragas ostentat maxima longe
Moenia, magnanimum quondam generator equorum.

Alicata.

5

Den 17. Mai.

Wir gelangten von Girgenti nach Alicata. Unterweges konnten wir keine Überbleibsel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazello und Cluver melden, daß zu ihrer Zeit noch einiges davon sichtbar gewesen. Die Gelaischen Felder, welche sich 10 den ganzen Weg zwischen Alicata und Terra nuova erstrecken, sind sehr fruchtbar, aber wie diese ganze Küste sehr schlecht angebaut. Der See, welcher sonst Camarina ungesund machte, vergiftet nun die Gegend umher, welche äußerst fruchtbar ist. Er ward sonst Palus Camarina genannt, und als die Stadt einstmals an einer 15 grausamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apollo, ob sie den See ablassen sollten; aber sie erhielten zur Antwort: sie sollten Camarina nicht rühren. Da sie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten sie den See aus, wodurch sich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind 20 nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht sich die Stelle Virgils (Aen. III. 700):

Fatis nunquam concessa moveri
Adparet Camarina procul. —

Wir fanden den Hipparis und Danus als elende kleine 25 Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, sie in seinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 18. Mai

Bei Biscari wurden wir eine sehr angenehme Veränderung 30 der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und

3f. Arduus . . . equorum. Virg. Aen. III, 703 (Str.). — 2f. Pindar, Olymp. V, 11 und 12 (Str.).

neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinstöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und alles hatte das Ansehn von Wohlstand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Besitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man diese sämtlichen Anlagen seinem Geiste und seiner Großmut schuldig sei. Wir waren leider nur zu bald von dieser Wahrheit überführt; denn im Augenblick, als wir seine Grenze verließen, erschienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syrakus dauerten.

10 Diese Küste, welche einst so manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlstand des Lebens verschaffte, vermag nun kaum das Notwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falsches System politischer Ökonomie haben mehr beigetragen, Sizilien wüste zu machen, als die schlimmsten
15 Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Dasselbe System hat seinen unglücklichen Einfluß über die ganze spanische Monarchie ausgebreitet. Indessen die übrigen Nationen Europas Künste und Manufakturen begünstigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beschäftigt, welche sie
20 dadurch zu erhalten suchten, daß sie solche arm und abhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer, ungeschickter Körper, zusammengesetzt aus einer Menge unverbundener Teile, welche alle gleich schwach und unfähig waren, einander beizustehen. Die ungeheuren Schätze, welche aus Indien in das
25 Mutterland fließen, kommen und verlaufen sich wie ein Gießbach, der nichts als Verwüstung und Jammer hinter sich läßt. Nur wenige nehmen teil an diesen Schätzen, und auch diese sind nur augenblickliche Besitzer, welche sie unmittelbar aufwenden, um sich ausländischen Luxus von geistreichen und arbeitsamen Völkern zu
30 verschaffen. Auf diese Weise sind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Besitz von ungeheuern Schätzen und immer arm. Der Reichtum einer Nation besteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern, und nicht in der Menge von Gold und Silber; denn dieses kommt natürlich, wo jene sind.
35 Ist es nun auf diese Weise erworben, so belebt und begeistert es alles; denn wenn ein jeder sich Bequemlichkeit und Überfluß ver-

4. des Prinzen Biscari, damals Ignazio Vincenzo Paterno Castello Principe V. di Biscari (1719—1786). Über Goethes Besuch bei dessen Gattin vergl. a. a. O. I, 365. — 16 f. Dasselbe System ... ausgebreitet. Sizilien stand von 1109—1713 unter spanischer Herrschaft.

schaffen kann, so erscheint ein allgemeiner Racheiferungsgeist. Der Handwerker wie der Manufakturist, alle sind auf Thätigkeit gestellt, und jeder bemüht sich, so viel Vermögen zu erwerben, als er für hinreichend hält, sein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beschließen.

5

Syrakus.

Den 20. Mai.

Nun gelangten wir zu der sonst so berühmten Stadt Syrakus, die nun auf die Insel Ortigia beschränkt ist, welche zur Zeit ihrer Blüte die kleinste ihrer vier Abteilungen war; und selbst hier ist ein großer Teil des Bodens zu Festungswerken verwendet, welche stark und weitläufig sind, ja wenn man betrachtet, daß sie dem Könige von Neapel gehören, sehr wohl erhalten. Wir gingen sogleich, die Quelle Arethusa zu besuchen, welche noch häufig hervorquillt; aber das Gebet Virgils (Eclog. X, 4):

15

Sic tibi, cum fluctus subterlabere Sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam.

ist nicht erhört worden; denn seit dem Erdbeben von 1693 ist sie versumpfet und dient nur zu einem Waschtümpel. Wir fanden ihn von Nymphen besucht, einigermaßen unterschieden von denen, welche Theotrit und Virgil beschreiben; es war nichts als eine Gesellschaft der schmutzigsten alten Waschweiber, die ich jemals gesehen.

Die Kathedralekirche ist ein alter dorischer Tempel. Man hält sie ohne genügsame Gewährschaft für jenen Tempel der Minerva, der wegen Reichthums und Pracht so gerühmt worden. Er ist noch leidlich erhalten, aber so bedeckt und entstelt durch neue Zieraten, daß die alte Form ganz verloren ist. Vom Theater und Amphitheater ist nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felsen gehauene Sitze. Auf einem derselben im Theater steht eine Inschrift, welche sich auf eine Königin Philistis beziehen soll, von welcher jedoch die Geschichte nichts meldet. Zu Bestätigung dieser Meinung bringen sie auch einige Münzen zum Vorschein. Andre aber behaupten,

10. vier Abteilungen, richtiger fünf: Ortigia, Utrabina, Toca, Neapolis, Cripola. — 12. weitläufig, 1 weiltäufig. — 23 ff. Man hält sie . . . Minerva. In der That ist der in Varedstil errichtete Tem in den alten Athenetempel hineingebaut.

die Buchstaben jener Inschrift seien von zu neuer Gestalt, als daß sie einer Zeit angehören könnten, wohin die Geschichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieser Art giebt auch dieser Umstand eine unschuldige Unterhaltung für die Müßigen und
5 Forschlustigen, an welchen Sizilien sehr fruchtbar ist.

Nicht weit von dem Theater sind noch die Latomien von Epipolä, welche ehemals die öffentlichen Gefängnisse waren. Es sind ungeheure Steinbrüche, zu einer großen Tiefe abgesunken und an einigen Stellen zu unermesslichen Gewölben ausgehöhlt,
10 welche durch Steinpfeiler, die man stehen gelassen, getragen werden. Verschiedene dieser Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Massen sind zusammengestürzt, welche nun, mit Busch- und Kräuterwerk bedeckt, den wildesten und schönsten Anblick bilden, den man sich denken kann.

In einer dieser Höhlen ist eine Maunsiederei, wodurch ihre natürliche Dürsterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das schwache Licht des Feuers, die schwarzen Gesichter der Arbeiter geben den Anblick einer romantischen Zauberseene. Was man das Ohr des Dionysius heißt, ist eine Höhle, ungefähr
20 60 Fuß hoch und etwa 50 Fuß weit, welche oben ziemlich in einem Punkte zusammenläuft. Sie geht in den Felsen ungefähr 70 Yards in der Gestalt eines lateinischen S und hat noch ein sehr starkes Echo, welches wahrscheinlich sehr geschwächt worden durch eine neuere Aushöhlung, die man an der Seite gemacht.
25 Daß diese Höhle von Dionysius angelegt sei, um die Geheimnisse der Gefangenen zu erfahren, ist wahrscheinlich eine neuere Erfindung; denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftsteller etwas davon erwähnt. Indessen scheint sie doch vorsätzlich zum Echo angelegt; denn sie ist mit mehr Kunst und Sorgfalt als alle die
30 übrigen ausgehauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufstand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. Über der Öffnung dieser Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebäude, wo sich vielleicht des Schließers Wohnung befand und wo man jeden Lärm in der Höhle genau hören konnte. Alian sagt, daß
35 die schönste dieser Höhlen nach dem Namen Philorenos', des

7. ehemals, 1 ehemals. — 26. Gefangenen, 1 Gefangenen. Ebenso 3. 31. — 34. Alian sagt. Var. hist. XII, 14 (Str.). — 35. Philorenos, griechischer Dithyrambendichter, gest. 380 v. Chr. Der ältere Dionysios (406—367) ließ ihn in die Steinbrüche werfen, weil der Dichter die Poesien des Tyrannen freimütig beurteilt hatte. Philorenos rächte sich durch seinen „Kyklops“, in dem die Liebe des einäugigen Polyphem zur Nymphe Galatea behandelt ist.

Poeten, genannt worden, der sein Gedicht von den Cyclopen schrieb, während er von Dionysius hier eingesperrt war, und ich bin sogar geneigt, die vorerwähnte Höhle für die des Philoxenos zu halten, weil sie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

5

Die Latomien von Afradina sind näher an der See und dienen nunmehr als Gärten eines Kapuzinerklosters. Sie sind in derselben Art wie die andern, nur weit schöner und malerischer. Die weiten Höhlen und zerbrochenen Felsen sind reichlich mit Weinranken behangen und der Grund mit Feigenbäumen, Orangen und Granaten bepflanzt. Wie sie früher beschaffen gewesen, kann man aus der Beschreibung des Cicero abnehmen. *Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso, et multorum opere penitus exciso. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam* 15 *septum undique, nihil tam tutum ad custodias nec fieri nec cogitari potest.* Und so sind diese schrecklichen Wohnungen der Nacht, einst der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmsten Lustorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin so mancher Elende sein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantische Ruheplätze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapüs findet man zwei verstümmelte Säulen, welche für Überreste des Tempels, der dem 25 Olympischen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienser, nachdem sie von Syrakus abgeschlagen worden, sich zurückzogen. Die Säulen haben sechzehn Kannelirungen und sind die ersten der alten dorischen Ordnung, die ich mit Basen gesehen habe. Vor kurzem fanden sich noch diese Überreste viel 30 bedeutender; aber bald wird sogar ihre Spur verschwunden sein, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Diese Säulen nebst einigen unterirdischen Wasserleitungen und Grabhöhlen sind alles, was von der so mächtigen Stadt Syrakus übrig blieb, welche einst so außerordentlich schön 35 war, daß selbst Marcellus in dem Laufe seiner Siege sich der

3. die vorerwähnte Höhle. Es ist die sogen. Latomia del Paradiso. — 12. des Cicero. Vorr. V. 27 (Str.). — 24. Anapüs, heute Anapo, ein Fluß, der von Norden kommend bei Syrakus ins Meer mündet. — 36 bis S. 171, 3. Marcellus ... zerstören. Im zweiten punischen Kriege 212 v. Chr. — Lauf, 1 Lauf.

Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückselige Herrich-
 sucht verwünschen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die
 Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerstören. Die
 reichen Paläste des Dionysius und Hiero mit allen edlen Werken
 5 der Bildhauer- und Malerkunst, welche sie zierten, sind zerstört
 und nicht eine Spur derselben zurückgeblieben. Selbst die Mauern,
 deren Stärke und Pracht die Römer in Eritanien setzte, sind so
 völlig verschwunden, daß man auch den Grund derselben nicht
 einmal mehr entdecken kann. Liest man die Erzählung von allen
 10 diesen weit ausgedehnten Werken, so verwundert man sich, wie
 sie fast ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das
 mannigfaltige Ungemach, welches diese Stadt erduldet, wie oft
 sie geplündert, verwüstet und verbrannt worden, so muß man sich
 vielmehr verwundern, daß auch nur noch das Mindeste davon
 15 übrig ist. Die Einwohner waren so berühmt wegen Wohllebens
 und Pracht als ihre Gebäude wegen Größe und Festigkeit. Die
 mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und
 die Feste des Dionysius und Hiero übersteigen allen Glauben;
 aber aller dieser Reichtum und Herrlichkeit konnte sie nicht gegen
 20 eine kleine Zahl kühner Räuber verteidigen, die, aus ihren
 kümmerlichen Wohnungen, wo sie zur Arbeit und Strenge gewöhnt
 waren, hervorbrechend, gar leicht die köstlichen Paläste der ge-
 bildeten und entneroten Griechen in Besitz nahmen.

Der große Hafen von Syrakus ist nicht so weit, als ich
 25 erwartete, in Betrachtung daß eine Seeschlacht darin geliefert
 worden, welche über das Schicksal von Sizilien entschied. Er ist
 nirgends über zwei Meilen breit, so daß die Schiffe der alten
 Athener und Syrakuser jämmerliche Maschinen müssen gewesen
 sein in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere
 30 Hafen, der so reichlich mit Statuen verziert und mit einem
 marmornen Quai umgeben war, ist nun ganz verschüttet und
 zerstört. Dionysius der Ältere hatte ihn gebaut, und hier war
 der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräte der Republik
 aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, sowie alle
 35 übrigen Zierden hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, so läßt sie

21. zur. 1 zu. — 25f. eine Seeschlacht . . . worden. 413 v. Chr. bei der
 sizilischen Expedition der Athener. — 32. Dionysius der Ältere, siehe oben S. 169,
 S. 35 Anm.

sich nicht wohl bestimmen, man müßte denn sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Mutmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreise gehabt; aber mir scheint diese Angabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortygia und Epipolä läßt sich von den Latomien aus ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als zwei Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drei Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syrakus mag also ungefähr mit dem von Agrigent zusammentreffen und somit auch die Bevölkerung ungefähr dieselbe gewesen sein.

Wir reisten den 23. Mai von Syrakus ab, ließen Augusta und Lentini liegen; denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syrakus sieht man die Überreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll errichtet haben; aber ich vermute, es sei ein Grabmal gewesen. Die Gegend der Leontiner, sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit so berühmt, ist gegenwärtig durchaus während des Sommers unbewohnbar; denn die Luft ist sehr schlecht. An verschiedenen Orten bemerkte ich das *triticum silvestre*, den wilden Weizen, welcher von selbst an unbebauten Stellen wächst. Er ist kleiner als der gemeine Weizen und schwerer aus der Hülse zu bringen; aber seine nährenden Eigenschaften sind genau dieselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem Lande soll gelehrt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir setzten über den Symäthus, nun die Giaretta genannt, welche diese Ebene in zwei Teile teilt, auf einer Fähr- und wurden alsobald die schrecklichsten Verwüstungen gewahr, welche der Berg Ätna angerichtet.

19. Die Gegend der Leontiner, Campi Leontini, jetzt *piana di Catania* genannt, zwischen dem Ätna und den Gebirgen im Süden gelegen, von der Giaretta durchflossen. — 20. f. Symäthus ... genannt, der größte Fluß Siziliens (Str.). — 21. Giaretta. Ber W „Garetta“. — 31. schrecklichsten, 1 schrecklichen.

C a t a n i a.

Den 23. Mai.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch ebenso frisch aussieht als gleich nach
 5 ihrem Ausbruch. Dieser geschah zwölf Meilen oberhalb der Stadt und ein mächtiger Lavaström floß herunter, unvermeidliche Verwüstung, wo er nur hinreichte, mit sich bringend. Anstatt einige Anstalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Catanefer
 10 den Schleier der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hievon war wie gewöhnlich; ein großer Theil der Stadt wurde zerstört, der Hafen verschüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet; aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals; denn das Volk überzeugte sich,
 15 dieses Unglück habe sich wegen seines Mangels an Glauben und nicht aus Schuld seiner himmlischen Beschützer zugetragen.

Bald nach unserer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf und hatten das erste Mal das Vergnügen, einen edeln Vasallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, dessen
 20 Bekanntschaft immer höchst schätzbar sein würde, in welchen Stand ihn auch das Glück gesetzt haben möchte. Das Aussehen seines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit seiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der sie von ihm sprachen, und der allgemeine Geist der Thätigkeit, der im ganzen herrschte, gab mir den
 25 günstigsten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung seines Hauses beobachtete und den Geist und die Großheit kennen lernte, die er überall zeigt, wo vom Nutzen oder der Zierde seines Landes die Rede ist. Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens die Arbeit
 30 und Geschicklichkeit des Anbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eiferfüchtige Gesinnung des Sizilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung sich gesellt, welches alles den Gedanken an Verbesserung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und
 35 Geist hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen Neuerers und stößt überall auf Haß und Gegen-

1. Catania. Über Goethes Aufenthalt in Catania vom 1. bis 5. Mai 1787 vergl. a. a. O. I, 261 ff. — 17 f. dem Prinzen Biscari, siehe oben S. 167, 3. 1 Anm. — 19. edeln, 1 edeln.

wirkung der Individuen und Argwohn und Verfolgung von seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in seinem Museum, welches sehr reich ist und für die Studierenden immer offen steht. In dem ersten Zimmer befinden sich die Marmore, worunter einige vor- 5
treffliche Büsten und der Torso eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu sein scheint, der sich in dem Museum Clementinum zu Rom befindet. Dieser kostbare Überrest ist voll-
kommen erhalten und von der vortrefflichsten Skulptur. Über das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majestät, welche 10
die Griechen besonders zu erreichen mußten, wenn sie den Vater der Götter und Menschen vorstellten, *omnia supercilio moventem*. Es sind noch andere schöne Werke der Skulptur in dem Museum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene gesehen hat, so kann sich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen 15
zu dem Geringeren wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, etruskischen Vasen, natürlichen Merkwürdigkeiten, besonders aber von Münzen. Die sizilianischen sind hier zahlreich und wohl erhalten, und geben auch denjenigen eine angenehme und lehrreiche 20
Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums sind; denn der Geschmack und die Ausführung daran ist so vortrefflich, daß sie, schon als Werke der Skulptur betrachtet, höchst anziehend sind.

Des Prinzen Palast ist ein großes unregelmäßiges Gebäude, der ältere Teil desselben in barbarisch sizilianischem Geschmack 25
mit ungeheuern Figuren und unnatürlichen Zieraten überladen; aber der Teil, den der Fürst selbst gebaut hat, ist einfach, regelmäßig und zierlich. Die Stadt ist fast ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit, aber die Häuser in einem schlechten Geschmack und der größte Teil derselben unvollendet. Die Kirchen sind alle 30
im Stil der neuen Baukunst, indem sie seit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerstört war. Mehrere derselben, besonders die Hauptkirche, sind sehr reich verziert und mit bunten Steinarten geschmückt, welche man in die seltsamsten Figuren gebracht hat. Es läßt sich kaum 35
irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siziliens finden sollte. Das Benedictiner-

12. *omnia ... moventem*. Vergl. Hor. Carm. III, 1, 8, wo indessen *Cuncta supercilio moventis* steht (Str.). — 11. Vollkommene, 1 Vollkommne.

kloster ist ein unermesslicher Bau, mit unglaublichen Kosten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Stil. Es ist nicht geendigt und wird es wahrscheinlich niemals werden; denn diese Stadt kann sich wegen der Nähe des Ätna keine lange Dauer versprechen.

5 Die Kirche ist edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden und, was ganz besonders ist, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man scheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Fassade vollendet ist, dem Palast des Prinzen Palagonia nicht viel

10 nachgiebt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloster findet sich eine schöne Sammlung etruskischer Gefäße, beinahe alle so gut als die, welche Prinz Biscari besitzt, und in Sizilien gefunden; ein Beweis, daß diese Ware nicht allein von den Etruriern gefertigt worden.

15 Übrigens ist in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Altertümer stecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforschungen angestellt und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche an-

20 gewendet sind, läßt sich schließen, daß das Theater sehr prächtig gewesen. Eine Base nebst dem Piedestal von einer derselben steht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie sind von weißem Marmor, sehr überladen mit Zieraten und scheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude

25 haben nichts Besonderes; denn es sind bloß Massen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architektonische Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterscheiden können.

Die Einwohner von Catania sind gleich den übrigen Sizilianern sehr geneigt, ihre Altertümer den Griechen zuzuschreiben,

30 aber ohne Grund; denn die griechische Stadt ward ganz und gar durch Sextus Pompejus zerstört, bald nachher zwar wiederhergestellt, aber aufs neue durch einen Ausbruch des Ätna verwüstet. Durch den Beistand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem gleichen Unglück überfallen

35 wurde. Man kann sich nicht genug verwundern, daß nach solchen

3f. denn diese Stadt . . . versprechen. Im Gegensatz zu dieser Voraussagung ist Catania in neuerer Zeit außerordentlich emporgeblüht, so daß es jetzt mindestens ebenso wichtig wie Palermo und Messina, aber sicher die schönste unter den Städten Siziliens ist. — 31. Sextus Pompejus eroberte nach dem Tode seines Vaters, des Gn. Pompejus Magnus, Sizilien, Sardinien und Korsika (Str.).

wiederholten Zerstörungen die Stadt immer wieder in derselben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava notwendig auf sie hinführt. So lange der Hafen daselbst den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ; aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache, hier zu bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigentum zu verändern. Doch auch diese schien gehoben, als alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es 16 000 Einwohner, welche in beständiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Mgathe lassen sie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch seinen eigenen Senat regiert zu werden und keine Beizung aufzunehmen. Deswegen wächst sie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von seiten des Prinzen Biscari, welche er sowohl den Künsten als der Thätigkeit jeder Art angeeignet läßt, geben der Stadt ein Ansehen von Leben und Betriebsamkeit, die in keiner andern sizilianischen Stadt zu finden sind. Noch kürzlich erbot er sich, einen Hafen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünstigt, so wäre diese Stadt der große Handelsplatz von diesem Teile des Mittelmeeres geworden; aber wie wenig man es glauben sollte, fand dieses Anerbieten dennoch Widerstand. Indeffen hat der Prinz das dazu bestimmte Geld auf die Erbauung einer Wasserleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewässert und befruchtet, ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umständliches Werk über die Altertümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich sah, sehr viel verspricht.

Ätna.

Den 27. Mai.

Nachdem wir das Merkwürdigste in Catania gesehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Ätna auf den Weg. Ungefähr

16. eigenen, 1 eignen. — 28. bewässert, 1 wässert. — 33. Ätna. Siehe Goethes Beschreibung seiner Ätnabesteigung a. a. S. 1, 367 f.

12 Meilen bis zum Dorfe Nicolosi steigt man allmählich durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch diese sind von dem letzten Lavaström durchbrochen und vielfach zerstört. Die Sizilianer nennen solche Plätze mit einem verdorbenen spanischen Namen Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bei Nicolosi hervor, und die Gegend rings umher ist noch mit trockner, schwarzer, damals ausgeworfener Asche bedeckt. Die kleinen Berge mit dem Krater, aus dem die Lava floß, sind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch gestern geschehen wäre, und werden wahr-
 5 scheinlich noch lange so bleiben, bis der Witterungswechsel die verbrannte Materie genügend gemildert hat, um sie der Vegetation fähig zu machen. Ich stieg auf den Gipfel dieser Erhöhungen und sah um mich her eine unendliche Anzahl derselben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andere mit Eichenwäldern bewachsen, noch andere durch nachfolgende Lava-
 15 fluten unkenntlich gemacht und durch die ungeheuren Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloster von Nicolosi und verfolgten unsere Reise, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Blasio, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbesuchenden dienet. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ungefähr sechs Meilen. Der Stieg ist den ganzen Weg über steil und geht zum Teil über die Lava von 1766, welche einen schrecklichen Anblick muß ver-
 25 ursacht haben, als sie vier Meilen breit durch einen Eichenwald floß. Als wir höher kamen, wurde der Stieg noch jähler und die Veränderung des Klimas sehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Kornernthe, zu Nicolosi befand sich alles in der Maienblüte; wie wir aber uns der Ziegenhöhle näherten, trieben
 30 die Bäume das erste Laub, und die Luft war sehr kalt und schneidend. Wir machten Feuer an in dieser kleinen Höhle, rasteten bis Mitternacht und stiegen alsdann dem Gipfel zu durch unfruchtbare Asche und Lavastücke. Nachdem wir ungefähr 8 Meilen geritten waren, ward der Berg so steil, daß wir uns ge-
 35 nötigt fanden, unsere Maultiere zu verlassen und den übrigen Weg zu Fuß zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene,

4. verdorbenen, 1 verdorbnen. — 7. ausgeworfener, 1 ausgeworfner. — bedeckt. Fanne schiebt hier eine Polemik gegen einen Schriftsteller ein, der die Höhe dieser Nebentrater als der des Vesuv gleich bezeichnet hatte. — 26. Fuß, 1 Fuße.

die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegenstände, nichts aber im einzelnen zu zeigen. Hier herrscht eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöse des Berges, welches laut und feierlich klang, als wenn die See sich im Sturme bricht. Der Krater war zu unterscheiden an einem roten düstern Lichte, das durch die weißen Dampfwolken brach, die sich hervorwälzten. Das Ganze zusammen bildete die furchtbarste Scene, die ich jemals gesehen und welcher gewiß in der Welt nichts verglichen werden kann. 19

Wir fanden wenig Schnee an dieser Seite des Berges; aber die Kälte war so streng, daß wir sie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider noch die Anstrengung, durch lose Nische zu klimmen, welche bei jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück, mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deswegen den Grad der Kälte nicht genau angeben; aber sie war so mächtig, daß der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Rissen in der Nähe des Kraters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden mit unendlicher Mühe und Beschwerde aufgeklimmt waren, gelangten wir an den Rand des Kraters. Die Aussicht, die sich hier zeigt, ist über alle Beschreibung oder Einbildung. Die ganze Insel Sizilien, Malta, Kalabrien und die liparischen Inseln erscheinen gerade unter einem wie auf einer Karte. Das Einzelne war alles in der blauen Tinte des Morgens verschwunden, und das Ganze zusammen schien in Schweigen und Ruhe versenkt. Ich fühlte mich selbst über die Menschheit erhoben und sah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenstände der Ehrsucht unter mir. Die Schauplätze, auf denen so viele mächtige Städte durch Kunst und Waffen blühten, so zahlreiche Flotten und Heere um die Herrschaft der Welt kämpften, schienen nur dunkle Flecken zu sein. 25

Als die Sonne aufstieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt; die Flächen und Berge, Seen und Flüsse, Städte und Wälder wurden allmählich deutlicher, bis sie auf einen gewissen Grad gelangten; dann schwanden sie wieder, gleichfalls stufenweise, in die Dünste, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte. Der 30

8. bildete, 2, 3 bildet. — 32. zu sein. Panne läßt hier einige italienische Verse folgen

Ätna selbst bildete einen ungeheuern Sonnenzeiger, dessen Schatten sich weit über den sichtbaren Horizont erstreckte, wodurch ich mich überzeugte, daß man von hier aus mit einem guten Teleskop die Küste von Afrika und Epirus würde sehen können. Ich dachte
 5 manchmal durch einen guten Dollond'schen Taschentubus die Küste von Apulien zu sehen; allein wegen der großen Kälte konnte ich nicht genügsame Aufmerksamkeit darauf wenden. Unter uns an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lavaströme erkennen, welche doch nichts sind gegen die Zahl derer,
 10 die sich nicht mehr unterscheiden lassen. Der ganze Berg, dessen Fuß nahe an 100 Meilen im Umkreise hat und nach den Beobachtungen des Kanonikus Recupero 5000 Yards senkrecht Höhe, ist durchaus von Lava aufgeführt. Untersucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergströme ausgewaschen worden, so
 15 sieht man, daß der ganze Berg aus verschiedenen Lava'schichten besteht, die über einander nach langen Zeiträumen geflossen sind; denn sie haben zwischen sich Boden von abwechselnder Dicke, von sechs Zoll bis zehn Fuß, je nachdem zwischen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet
 20 man, daß aus einer Lava, welche die allermildeste ist und am leichtesten verwittert, ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter 1500 Jahren hervorgebracht werden kann, daher sich denken läßt, was für zahllose Zeitalter nötig gewesen, um diese ungeheuren Naturwirkungen hervorzubringen. Aber was müssen wir
 25 denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiedererzeugung ist, indem ein viel höherer Gipfel eingestürzt und der gegenwärtige erst wieder gebildet worden. Dieses hat mehr als Wahrscheinlichkeit; denn ungefähr zwei Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, ist eine weite Ebene,
 30 welche an mehreren Stellen, besonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg sei anfangs konischer Gestalt gewesen, wie es bei Vulkanen gewöhnlich, ja notwendig ist, so muß alles, was über dieser Plaine war, eingefallen, und was jetzt als Unterfuß eines kleineren Berges
 35 erscheint, muß ehemals in einem Aufstieg bis zum Gipfel fortgegangen sein, so daß der Ätna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünschte diese Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerksamkeit untersucht zu haben; aber in der ge-

33. Plaine, 1 Pläne.

waltsamen Kälte war es unmöglich zu verweilen. Jedoch entschloß ich mich, in den Krater hineinzuschauen, ehe wir zurückkehrten. Unser Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu sagen, und wie öfters die hohlüberhangenden Lavabänke einstürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha 5 führte er uns an eine Stelle, welche schon durch irgend einen kühnen Fremden versucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuerschlund, sah ungeheure vorragende Felsen, zwischen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben, zitternden Lichte vermischt. Ich konnte keinen Grund er- 10 kennen, aber wohl das Schlagen und Tosen der Wellen von geschmolzener Materie, welche ein solches Geräusch machten, daß sie mir von den Fluten und Wirbelwinden eines stürz- mischen Feuers, welche unten raseten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun insoweit unsrer Neugier gewillfahrt, stiegen wir 15 ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derselben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir abends, von Müdigkeit ganz erschöpft, anlangten.

A r i K e a l e .

20

Den 1. Juni.

Nachdem wir zwei Tage ausgeruht, nahmen wir unsern Weg auf Taormina und blieben in Mei zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unsern Weg wenige Meilen seitwärts der Straße, um den berühmten Kastanienbaum zu sehen, welcher hundert 25 Pferde soll beherbergen können. Es ist aber kein einzelner Baum, sondern eine Gruppe, und das Ubrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, sind alles gekappte Stämme und sehr ver- stümmelt. In Sizilien mögen sie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum 30 gesehen hat als die niedrige Olive; aber wer gewohnt ist, die edlen Eichen von England zu sehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenstand. Ich hatte jedoch bei dieser Gelegenheit den Trost, eine der fruchtbarsten und bebauteften Gegenden der Welt zu sehen. Nichts kann die angebaute Region des Atna übertreffen, weder 35 in Reichthum des Bodens noch in der Gewalt der Vegetation.

13f von den Fluten . . . Feuers. Streblle verweist dazu auf Virg. Aen. VIII, 419 ff.

Besonders zeichnen sich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Gesundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deswegen sind diese Strecken außerordentlich bevölkert und viel besser als irgend ein Teil Siziliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Atna rechnet man zu 160 000 Menschen, welche im Verhältnis größer ist als in irgend einem andern Teile der Insel. Indem ich diese Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung bestätigt, daß er ehemals höher gewesen; denn es läßt sich eine Senkung, die auf eine weite Strecke sich verbreitet, und der Rand derselben noch sehr gut erkennen.

T a o r m i n a .

15

Den 2. Juni.

Wir kamen nach Taormina, vor alters Tauromenium. Auf unserm Wege kosteten wir das Wasser des Atnes. Es ist ein kalter, klarer Strom, der von dem Atna herunterfließt und jetzt Fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter ist der Fluß Onobalas, nun La Cantara, ein bedeutendes Wasser, welches die Grenze des Atna nach Norden macht. Sein Bett ist an einigen Stellen sehr tief eingeschnitten, und ich bemerkte, daß der Grund desselben eine Lavaschichte war, ob ich gleich sonst in der Gegend nichts Vulkanisches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bei den Kapuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südseite lag die alte Stadt Naros, aus deren Ruinen die neuere entstanden ist. Gegenwärtig ist es ein armer, schlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genugsam von vorigem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichste Überrest ist ein Theater, welches unter denen, die ich gesehen, am besten erhalten war. Es ist von Ziegelsteinen, viel breiter und von anderer Bauart als das zu Egesta. Der äußere Korridor ist zusammengefallen, aber das Proscenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. s. w. sehen. Auch sind noch verschiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch

die Altertumsforscher nicht genau bestimmen können, indem sie zu weit und prächtig gewesen, als daß sie nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler hätten dienen sollen. Das Theater von Gesta, welches aus weit früherer Zeit ist, hat nichts von dieser Art; vielmehr scheint nur für das geforgt, was unumgänglich nötig war, um das Stück vorzustellen und zu hören. Das Tauro-⁵menische Theater war, wie es scheint, sehr reich verziert und zu aller Art von Schauspiel und Gepränge eingerichtet, so wie dergleichen zur Zeit der römischen Kaiser gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geschmack schon überhand genommen hatte. Es liegen¹⁰ auch manche verstümmelte Säulen von Granit, Cippolin und andern köstlichen Bausteinen umher, mit Kapitälern und zerbrochenen Gesimsen einer verdorbenen korinthischen Ordnung, welche beweisen, daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrscheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Ab-¹⁵hang eines Hügel, der eine herrliche Aussicht gegen den Berg Ätna und die ganze Küste von Sizilien, sogar bis Syrakus hin, beherrscht. Da diese Ruinen, von allen neueren Gebäuden entfernt, für sich allein stehen, so haben sie ein ehrwürdiges Ansehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche sie erlitten²⁰ haben, noch erhöht wird; denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, ist es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechsen geworden.

Außer dem Theater finden sich noch zu Taormina die Funda-²⁵mente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie soll gewesen sein, wie auch Wasserbehälter, aber keins von diesen besonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine maltesische Speronara, welche wir zu Catania gemietet hatten, und in wenig Stunden befanden wir³⁰ uns in Messina.

M e s s i n a .

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, ist die Ansicht sehr schön und romantisch; denn die Küsten sind

12 f. zerbrochenen, 1 zerbrochen. — 13. verdorbenen, 1 verdorben. — 24. Speronara (von sprone, sperone, Sporn, Eilschiff. — 33. der Faro, die Straße von Messina.

hoch und felsig, geziert mit Städten und Dörfern, die sich stufenweise an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen ist noch auffallender. Ein schöner See eröffnet sich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuser bekränzt, welche, obgleich von schlechter Bauart, dennoch einen sehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter steigen nun die heräischen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wozwischen Kirchen, Villen und Klöster zerstreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht sich eine schmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel gestaltet, daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Hier steht der Leuchtturm, das Lazarett und die Festung, welche nicht die Stadt zu verteidigen, sondern sie zu beherrschen erbaut zu sein scheint. Kommt man aber der Stadt näher, so verliert diese liebliche Scene allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenstand zeigt ein melancholisches und niedergeschlagenes Ansehen. Mehrere Häuser sind unbewohnt, gar manche fallen schon zusammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Quai, der prächtigste und ausgedehnteste in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fischern zum Aufenthalt. Alles scheint das traurige Geschick anzudeuten, welches diese unglückliche Stadt vor kurzem betroffen und von dem höchsten Zustand des Reichthums und der Glückseligkeit zu der niedrigsten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir, ausgestiegen, nunmehr die Stadt betraten, verdüsterte sich immer die Ansicht. Die Einwohner sind arm und zerlumpt, und die Häuser, die sonst der Aufenthalt der Großen und Reichen gewesen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europas ist vielleicht keine glücklicher gelegen als Messina. Die Luft ist mild und gesund und die Gegend umher schön und fruchtbar. Der Hafen ist weit und bequem, im Centrum des Mittelmeeres und sowohl für den östlichen als westlichen Handel günstig gelegen. Diese natürlichen Vorteile werden noch erhöht durch verschiedene Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den normännischen, deutschen und arrago-

11. Zankle (von *Zázzlor*. Sichel) ist der ältere Name der Stadt (Str.). — 21. vor kurzem. Hier wird wohl die furchtbare Pest gemeint sein, die Messina 1743 entvölkerte (s. S. 184, 3. 18 ff.), nicht das Erdbeben von 1783, welches erst nach Pannes Anwesenheit in Sizilien stattfand. Offenbar ist hier der Eindruck, den er wirklich empfangen hat, wiedergegeben und die Stelle zeugt nicht, wie Str. meint, von einer späteren Ausarbeitung oder Ueberarbeitung des Tagebuchs.

nischen Königen verliehen worden. Da sie die erste war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Insel von den Sarazenen eroberte, so scheint sie ein besonderes Recht auf Gunst und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweise erhoben sie so manche glückliche Umstände zu Reichthum und Größe. Messina enthielt 5 hunderttausend Einwohner und war der große Handelsplatz für diese Westgegend. Wie aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe zur Freiheit rege machen, so wurde den Einwohnern das spanische Joch zur Last, und im Jahre 1672, gereizt durch den Vizekönig, empörten sie sich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten sie sich eine Zeit lang und gaben sich zuletzt 10 unter den Schutz Ludwigs XIV., der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, sie nach treu und wirksam geleisteten Diensten schimpflich im Jahr 1678 verließ. Seit der Zeit ist es der Zweck der spanischen Staatskunst geblieben, die Stadt zu drücken 15 und verarmen zu lassen. Der Hafen ist beinahe unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel streng beschränkt und jede Notwendigkeit des Lebens schwer beschäzet. Diesen traurigen Zustand noch aufs äußerste zu bringen, raffte die Pest im Jahr 1743 beinahe drei Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl 20 sich gegenwärtig nicht über 30000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Besichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts besonders Merkwürdiges. Die Gebäude sind alle in dem modernen sizilianischen Stil, und die Kirchen ausgenommen droht fast alles den Einsturz. Die Kathedrale ist ein 25 sehr mäßiges Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin sich unter andern ein Manuscript befindet, die Geschichte des Auf- ruhrs von 1672, betitelt: *Guerre civile di Messina di Francesco Cascio, Calabrese*. Ich las darin so viel, als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Ab- 30 schrift davon besessen; aber ich konnte sie auf keine Weise erhalten. Es scheint sehr meisterhaft geschrieben zu sein, obgleich der Stil eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgesprochenen Gesinnungen von oben herein nicht billigen kann. — 35

2. König Roger. Siehe oben S. 159, 3. 20 Anm. — 3. besonders, 1 besonders. — 14. 1678, beim Abschluß des Friedens von Nymwegen. — 23. Heinrich Matharinus Davila (1576—1631), italienischer Heerführer und Geschichtsschreiber, verfaßte eine *Storia delle guerre civili di Francia*, die Zeit von Franz II. bis auf Heinrich IV. umfassend.

Der Strudel Charybdis, so fürchterlich in der poetischen Beschreibung, befindet sich gerade vor dem Hafen von Messina. Er ist niemals merklich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verschlungen haben. 5 Zu Homers Zeiten, als die Schifffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich schrecklich gewesen sein, ja zu Zeiten Virgils nicht ohne Gefahr; denn die Römer waren in Vergleich mit den Neuern sehr verächtliche Seeleute. Doch ist die Beschreibung desselben in der Aeneide (III. 420) sehr weit über der Wirklichkeit, auch 10 bei dem stürmischsten Wetter:

Laevum implacata Charybdis
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat unda.

15 Auch sieht man keinen Grund, zu vermuten, daß der Wirbel jemals gewaltfamer gewesen als gegenwärtig. Virgil aber schreibt als ein Dichter und nicht als ein Naturforscher, und zeigt sich hier nicht hyperbolischer als in manchen andern Stellen seines Werkes.

20 (Beschluß des Tagebuchs.)



Oberitalien und die Schweiz.

Im Jahr 1778 wurde in entgegengesetzter Richtung eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die Gletscher des Grindelwaldes nach Lausanne und Genf, wo Philipp Hackert seinen Bruder Karl nebst dem berühmten Maler Joseph Vernet antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizerbäder gemacht hatte. Dies unverhoffte Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gern hätte Vernet in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein nach der Überzeugung beider der Landschaftsmaler in seinem Elemente lebt.

Philipp Hackert ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise, Ölgemälde zu restaurieren und über den dabei anzuwendenden Mastixfirniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, malte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt, benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannigfachsten Studien. Er malte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Kabinett in Gouache. Dies gab die Veranlassung, daß dessen Nefse, Prinz Marc-Antonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana eine ganze Galerie von Hackert

4. der Familie Gore. Vergl. unten in den Nachträgen den Abschnitt „Charles Gore“. — 9. Joseph Vernet. Vergl. S. 116, 3. 27 Anm. — 16f. Großherzog Peter Leopold. Siehe über ihn S. 125, 3. 1 Anm. — 27. Villa Pinciana oder Borghese auf dem Monte Pincio bei der Porta del Popolo. Hackerts Gemälde befinden sich dort in dem sogen. Stautentafino.

gemalt haben wollte, welche denn auch zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit im Jahre 1782 zustande kam. Diese Galerie oder Saal enthält fünf große Landschaften, ferner vier kleinere Seestücke, die über den Thüren angebracht sind. Bei dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt; denn er hatte nach des Prinzen Wunsch gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinem malerischen Geschmaç ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit malte er viele Staffeleigemälde, unter andern zehn Ansichten von dem Landhause des Horaz, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzogin Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Seereise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Hackerts Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet; alle bedeutenden Fremden, von jedem Rang und Stande, besuchten ihn, und ob er gleich noch vor seiner Reise in die Lombardie auf Herrn Gores Rat die Preise seiner Gemälde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte, so waren doch immer für Holland, England, Deutschland, Polen und Rußland öfter auf sechs bis sieben Jahre Vorausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber starb, ehe er noch zu dem Besitze seines gewünschten Gemäldes gelangen konnte.

Großfürst und Großfürstin.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstin von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denselben beim Rat Meiffenstein vorgestellt. Er brachte viele

10. Königin von Neapel. Maria Karoline, jüngste Tochter der Kaiserin Maria Theresia (Str.). — 11. Marie Christine, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen (Str.). — 13 ff. Glücklicherweise . . . vorhanden In: „Raccolta di N. 10 Vedute rappresentanti la Villa d'Orazio o la sua abitazione di Campagna ed i siti convicini con una carta topografica della stessa grandezza che indica con hi Romani i punti dai quali il Pittore Filippo Hackert le ha espresse, con le figure allegoriche al Poeta sud.; d'invenzione e disegno di Luigi Sabatelli. Incise a bulino da Francesco Morel“. Roma (Agapito Franzetti) s. a. — 17. bedeutenden Fremden, 1 bedeutende Fremde. — 25. Großfürst und Großfürstin. Der in der Widmung erwähnte spätere Kaiser Paul I., 1776 zum zweitenmale vermählt mit Maria Feodorowna, Prinzessin von Württemberg (Str.).

Abende bei ihnen zu und begleitete sie und den Prinzen Ludwig von Württemberg, da Reiffenstein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie sogleich viele Bestellungen von dortigen Ansichten, mehreren umliegenden interessanten Gegenden, als von Pozzuoli, Bajä und Caserta, bei ihm zu machen geruhten, so wie sie schon vorher verschiedene andere Gemälde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang sowohl der Großfürst als die Großfürstin darauf, daß Hackert sich entschließen möchte, eine Reise nach Rußland zu machen.

Zweimal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise thun lassen mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vorteilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gesucht. Diesmal aber mußte er es beiden und wenigstens einen zweijährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstin auf das Gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände, und was er sonst noch vorzubringen mußte, vergeblich entgegengesetzte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Vizeadmiral Czernitschew, welcher die Kaiserin über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackertschen Originalbrief zu sehen und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Klima zu schwach ist, und merke deutlich, daß er nicht Lust hat, zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihn dort zu beschäftigen.“ — Was auch die Kaiserin zu dieser Entscheidung mochte bewogen haben, so erkannte sie der Künstler mit unterthänigstem Danke; denn er war in Rom etabliert, hatte viele bestellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen und befand sich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

1f. Ludwig von Württemberg Ludwig Eugen folgte 1793 seinem Bruder Karl Eugen als Herzog von Württemberg, starb aber schon 1795. — 2. Nach Württemberg folgt in 1 nachmaligem Kurfürsten. — 26. Hackertschen, 1 Hackertschen.

Graf Rasumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine malerische Reise nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Tiri, Molo di Gaëta, Sessa u. s. w. Er eilte jedoch nach Caserta, um Studien zu einem großen Bilde zu sammeln. Für die Großfürstin von Rußland sollte die Ansicht des Palastes von Caserta nebst der Campagna felice, von San Leocio her genommen, abgebildet werden.

Philipp Hackert kannte schon seit mehreren Jahren den Grafen Andreas Rasumowsky, der jetzt in Neapel russischer Minister war. Dieser Liebhaber der Künste machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo Philipp Hackert zeichnete. Da nun die Studien in San Leocio sechs Tage dauerten und der Graf alle Morgen kam, um zuzusehen, so hatten die Jäger dem Könige gesagt, daß ein Maler daselbst viel gezeichnet habe, und daß der russische Minister jeden Morgen gekommen sei, ihn zu besuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß Philipp Hackert schon vieles für Katharina die Zweite gemalt habe und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürstin von Rußland; auch in Pozzuoli, Bajä und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künstler zu sehen und zu sprechen.

Der Graf Rasumowsky meldete also an Philipp Hackert das Verlangen des Königs, und da der Hof im Mai nach Castel a mare ging, leitete man die Sache so ein, daß Philipp Hackert an diesem Orte dem König vorgestellt wurde. Er hatte nichts weiter von seiner Arbeit bei sich als ein kleines Gouachebild, welches dem Grafen Rasumowsky gehörte; der König bestand aber darauf, alle Studien zu sehen, welche Philipp Hackert gemacht hatte. Dieses war dem Künstler nicht erfreulich. Man machte viele Vorstellungen, daß ein Künstler nicht gern unfertige Sachen einem solchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entschuldi-

13. dem Könige. Ferdinand IV., 1751 geboren, wurde bereits 1759 von seinem Vater Karl III., als dieser den spanischen Thron bestieg, zum König gemacht. Ohne jede Geistesbildung aufgewachsen, überließ er, auch nachdem er volljährig geworden war, die Regierung seines Landes dem Minister Tanucci und später seiner schönen und geistreichen Gemahlin. „Er war groß als Lazarone, klein als König und Mensch. Er kann als Repräsentant der kräftigsten und rohesten Jäger und Fische seines Reichs angegeben werden.“ (Schlosser) Außerdem war er feige, grausam und geizig. Diese Charakteristik wird, wenn auch in milderer Form, durch die folgenden Berichte über Hackerts Beziehungen zu dem König bestätigt.

gungen mehr sein mochten. Allein der König ließ sich nicht abwendig machen und bestand darauf, alles zu sehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn Philipp Hackert seine Studien zusammen und ging nach Massa, Sorrent und Castel a mare.

König von Neapel.

5

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Quisisana, nachmittags um vier Uhr vorgestellt. Der König setzte sich und betrachtete alles mit Aufmerksamkeit. Hackert hatte eben keine große Vorstellung von der Einsicht des Königs und verwunderte sich daher um desto mehr, daß derselbe mit gesundem 10 Verstande und besser sprach, als sonst Liebhaber zu thun pflegen. Das Vouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im bloßen Contour und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit so viel Deutlichkeit und 15 Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er besah alles zum zweitenmal mit vieler Zufriedenheit und sagte, so etwas habe er noch nie gesehen. Da es aber 6 Uhr war, so war es Zeit, auf die Kaninchenjagd zu gehen. Die Königin, die wenig oder nichts gesehen hatte, sagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen genau zu be- 20 trachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzusehen.“ Sie fügte nach ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiserliche Minister, war zugegen, und als großer Liebhaber beschaute er alles mit vielem Vergnügen. 25

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Rasumowsky; dieser folgte, und der König verlangte, er solle mit Philipp Hackert sprechen und ihm sagen, der König wünsche vier Vouache-Gemälde zu haben und wolle zu einigen die Gegenden selbst wählen. Philipp Hackert erwiderte dem Grafen, 30 daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Castel a mare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein populäres Erntefest im Boschetto abends mit Illumination und anderm Erfreulichen 35

7. Quisisana. In allen Ausgaben vor W „Guiesana“. — 10. desto, 1 fo. — 21. populäres, 1 populares. — im, 1—3 in. Nach dem Vorgang von W geändert.

gab, so ließ er Philipp Hackert einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verschaffte ihm die Bequemlichkeit, alles in der Gegend, besonders seine Jagden zu sehen. Gelegentlich sagte der König zu ihm, daß er wünsche, eine Aussicht von seinem
 5 Jagdhaufe zu San Leocio zu haben, und fügte hinzu, er wisse wohl, daß dieses keine malerische Gegend sei; allein da dieser Ort ihm stets gefallen und er in seiner Jugend viele Tage daselbst zugebracht habe, so würde es ihm lieb sein, davon ein gutes Bild zu sehen. Philipp Hackert machte die Zeichnung davon, indes
 10 die Schnitter ernteten (denn die Ernte ist hier später als in Caserta wegen der höhern Lage), und während er zeichnete, kam der König und sah zu, da er denn so viel Vergnügen fand, daß er für sich und sein Gefolge gemeine Jägerstühle kommen ließ, sich zu dem Künstler setzte und genau auf die Arbeit merkte.
 15 Indem er sich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geschmack in den Umriffen freute, fragte er mit vieler Bescheidenheit, ob im Vorgrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebst verschiedenen Knabenspielen, die im Lande üblich sind, angebracht werden könnten. Philipp Hackert
 20 antwortete, daß es sehr schicklich sei, und führte den Gedanken aus. Das Bild hing nachher im Schreibkabinette des Königs.

Während nun Philipp Hackert zeichnete, sprach der König verschiedenes. Unter anderm sagte er mit einem großen Seufzer:
 „Wie viel Tausende gäb' ich, nur den zehnten Teil von dem
 25 zu wissen, was Ihr wißt. Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber so gelehrt wie alles andere, so daß ich wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufsicher und Lehrer waren! Sie sind jetzt im Paradies.“

Die übrigen drei Gegenden zu jenen bestellten Gouachen
 30 waren sehr malerisch: Persano, Eboli und Caserta. Während dieser Arbeit mußte Hackert dem König versprechen, ihm ein großes Bild von Castel a mare zu verfertigen mit seinen Galeotten. Er mußte deshalb in Neapel länger verweilen, um die nötigen Studien zu machen; denn alles sollte ganz genau nach der Kunst
 35 der Seeleute verfertigt sein. Zu Anfang Septembers sendete Philipp Hackert die vier Gouache-Gemälde; der König freute sich so sehr darüber, daß er selbst sie im Kasino von Posilippo aufhing, von da nach Portici mitnahm und hernach im Schreibkabinette zu

Caserta aufstellte. Der Künstler kam Mitte Octobers nach Caserta und brachte dem König das große Ölgemälde von Castel a mare, welches sehr gut aufgenommen ward.

Die Königin ihrerseits war froh, daß ihr Gemahl Geschmack an schönen Künsten fand, und Philipp Hackert stand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schwester Marie Christine. Er hatte den See von Nemi gemalt, den er seiner Familie zum Andenken lassen wollte, und dies war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für sich behalten hatte. Er schlug es indessen vor, ließ es nach Caserta kommen, und die Königin kaufte es sogleich.

Philipp Hackert mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derselben gemalt werden sollten. Der König bestellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforcejagd al Zingaro. Eine andere Parforcejagd von Carditello folgte darauf. Herbst und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiser Joseph II.

Kaiser Joseph der Zweite kam nach Neapel, und nachher auch Gustav Adolph, König von Schweden. Joseph nahm keine Feste an als Jagden, besuchte Philipp Hackert, sprach viel mit ihm, aber bestellte keine Arbeit. Der Kaiser ging auf die Jagd nach Persano, wo er zehn Tage blieb; Philipp Hackert mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieser hatte vier Gemälde bestellt für einen runden Saal zu al Fusaro, welche die vier Jahreszeiten abbilden sollten, neapolitanische Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches sehr malerisch ausfällt. Der König lud Joseph den Zweiten nach al Fusaro ein; Philipp Hackert mußte mit drei fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiser mit viel Energie und Geschmack die Bilder, so daß die Königin sich verwunderte und zu Philipp Hackert sagte: „Ihr habt den König sehr in die Kunst eingeweiht, welches mir viel

19. Kaiser Joseph ... Neapel, auf der Reise, die er 1783 nach Rom unternahm, um den Besuch des Papstes in Wien zu erwidern. — 20. Gustav Adolph ... Schweden. Gustav III. (1771—1792) war ebenfalls 1783 in Italien.

Vergnügen macht. Der liebe Gott hat Euch zu uns geschickt. Ich bin entzückt, daß der König Geschmack an den schönen Künsten findet, und das haben wir Euch zu danken.“ Sie jagte dieses und anderes Höfliche mehr in französischer Sprache.

5 Hackert blieb in Neapel bis anfangs Juni, und da Graf Kasumowsky die Bäder in Ischia nehmen wollte, so mußte Hackert versprechen, den Augustmonat und einen Teil des Septembers ihm Gesellschaft zu leisten. Der Künstler transportierte ein^s der großen Bilder, die Jahreszeiten vorstellend, nach Ischia
10 in den Palast des Grafen. Der König stattete daselbst einen Besuch ab, und in den heißen Stunden des Tages war er bei Hackert und sah malen. Im Oktober kehrte dieser nach Caserta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahreszeiten war
15 eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu San Leocio, gegen Pic di monte Alisa zu, mit dem Volturno; der Sommer zu Santa Lucia di Caserta gegen Mattacone; der Herbst zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Persano mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier
20 Bilder kamen, wie gesagt, in einen runden Saal eines Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und Fischerei bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazzaroni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königin und schenkte sie
25 ihrer Schwester Marie Christine, und sie befinden sich noch bei dem Herzog Albert von Sachsen-Teichen. Hackert bedauerte den Verlust dieser Gemälde, weil er sie für seine beste Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schon
30 oben angedeutet worden, eine Art von Parforcejagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weise der Walliser. Zu diesem Bilde gehörten viel Studien sowohl der Personen als der Pferde, Hunde und mancherlei Gerätschaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte sein Porträt
35 auf diesem Bilde haben und saß dem Künstler ein- und eine halbe Stunde; es fiel sehr ähnlich aus. Gegenwärtig besitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffstadt in Berlin. Auch viele

25 f. Marie . . . Teichen. Siehe oben S. 187, 3. 11 Num. — 32. viel, 1 viele.
Goethes Werke 27.

Kavaliers saßen ihm und wurden sehr ähnlich, als: der Duca di Riario, Don Marco Ottobono, der Duca di Castel Bagano und mehrere. Dieses Bild kostete viel Zeit, Mühe und Arbeit; dem alles mußte nach der Jägerkunst sehr richtig vor-
gestellt werden, so daß dieses Bild erst 1784 fertig wurde. 5
Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemalt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwei Hunden einen Hasen hetzt.

Caserta.

Graf Kasumowski wurde zurückberufen, und der König 10 gab Hackert ein Logis auf dem alten Palaß. Indessen verursachte der Aufenthalt bei Hofe, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß Hackert, da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König 15 wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwärts, so daß Hackert zuletzt deutlich erklärte, wenn ihm Ihre Majestät nicht hundert neapolitanische Dukaten monatlich für die Extraausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben und 20 den König von dorthier bedienen, ohne weiter hin- und herzureisen.

Die Königin war unzufrieden über das Betragen des Königs, und Hackert sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubnis, nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im Oktober wieder nach Caserta zu kommen, 25 welches er auch versprach. Dieses geschah im Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaße um sechs Uhr; denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreise sprechen.“ Hackert kam; der König war sehr gnädig und schenkte ihm zweihundert Unzen in Gold nebst sechs Fasanen und 30 andern Dingen. Die Königin sah den Künstler am folgenden Tag um zwölf Uhr, schenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffer, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte hoch und teuer versprechen, im Oktober wieder in Caserta zu sein.

Anstellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die bestimmte Zeit zurück, und alles ging seinen alten Gang. Im Jahre 1786 sprach der König mit Hackert, daß er ihn und seinen Bruder
 5 Georg engagieren wolle und sie in Neapel bleiben sollten. Diese Sache wurde sehr weitläufig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem alles beredet war, stellte Hackert die Konditionen für sich und seinen Bruder und sagte den Inhalt selbst an den König. Dieser wies ihn wieder an
 10 den General Acton, der es im Rat vorstellen sollte. Dies geschah im März, und Acton schrieb ein Billet, daß der König die Konditionen approbiert habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erst die Depesche von der Finanzsekretarie, wo die Pension sollte gehoben werden. Die Brüder reisten nach Rom und machten
 15 Anstalt, nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geschah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palast Francavilla in der Chiaja.

Nun ist es gewöhnlich, daß die Kammermaler, wenn sie in königliche Dienste treten, einen Eid ablegen müssen; da Hackert aber schon beinahe vier Jahre dem Könige als Maler gedient
 20 hatte und sehr bekannt war, so sprach der König nie von dem Eide; auch kann in Neapel kein Protestant den katholischen Eid ablegen. Ein Cavalier aber sagte einst zum König, ob Ihre Majestät wohl wüßten, daß Hackert nicht zur römisch-katholischen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Ich weiß es sehr wohl;
 25 wisset aber auch, daß es ein ehrlicher Mann ist, der einen vor-
 trefflichen moralischen Charakter hat und mir mit aller Treue ohne Eidichwur dient! Ich wünsche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen, wie er.“

Familiarität des Königs.

30 Einst wollte Hackert nach Caserta fahren, wo er seine Wohnung im alten Palast hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caserta — und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß stille halten — der König kannte ihn

6. weitläufig, 1 weitläufig. — 7. General Acton, der Liebhaber der Königin Karoline und eigentliche Regent des Königreichs Neapel in diesen Jahren. — 16. in der Chiaja, der südlichste an der Spiaggia di Chiaja gelegene Stadtteil Neapels.

sogleich, grüßte ihn sehr freundlich nach seiner gewöhnlichen Art und fuhr nach Caserta. Er kam von Carditello und speiße gewöhnlich um ein Uhr. Hackert eilte nach, und sobald er in seinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als sich sogleich dem König zu präsentieren, weil dieser ihn schon gesehen hatte. 5
 Über dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechselt, tritt der König in sein Schlafzimmer und spricht auf eine gnädige, freundliche Weise: „Seht, wir sind geschwinder. Ich bin der Erste, der Euch die Visite macht.“ Er befahl, Hackert sollte sich völlig ankleiden, und hielt sich eine gute halbe Stunde 10 auf, um seinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „Was macht Ihr morgen?“ Hackert sagte: „Wenn Ew. Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein.“ „Morgen früh,“ sagte der König, „komm' ich wieder; aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. Ich habe schöne Ausichten entdeckt, die ich Euch 15 zeigen werde.“ Sie waren auch wirklich schön.

Liebhabe rei des Königs.

Der König war von Jugend auf ein passionierter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen sein; durch die Jagd ist er 20 stark, gesund und frisch geworden. Hackert, der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden, und bei ihm auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht allein die Jagd, sondern das Bedürfnis, in der frischen Luft zu sein, was ihn gesund er- 25 hielt. Hackert hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu sehen, amüsierte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und 30 gut. Hackert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts kommandierte seine Korvette der Kapitän, des Tages der König so gut als der beste Seeoffizier. Die Fischerei und Anlagen zur Fischerei verstand er vollkommen, so wie

er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von
 alters her durch einen Kanal Zusammenhang mit der See hat
 und deswegen Salzwasser ist, wohin der König Mustern aus
 Taranto zur See in Behältern kommen ließ, um sie da zu ver-
 5 mehren, welches auch in wenigen Jahren den glücklichsten Erfolg
 hatte. Die Fischerei war gemeiniglich auf dem See von Fusaro
 vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tausend Pfund
 verkaufte. Die Mustern wurden in den Monaten, worin sich ein M
 befindet, öffentlich sowohl in Neapel als am See selbst für einen
 10 billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein M ist, als vom
 Mai an bis in den September, durfte keine Muster angerührt
 werden, weil sie sich in den heißen Monaten vermehren. Der
 König ruderte wie der beste Matrose und schalt sehr seine See-
 leute, wenn es nicht richtig nach dem Takt der Kunst ging. Alles,
 15 was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er be-
 lehrt sein, so ist er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache
 gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand und
 schreibt geschwind, verständig, kurz und mit Nachdruck. Hackert
 hat die Gesetze von San Leocio gesehen und gelesen, bevor sie
 20 gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde über-
 geben, der nachsehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie
 darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten
 zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und ge-
 druckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien angehalten und ihn
 25 nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre
 er einer der besten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

Hackert war mit dem König in Persano auf den Jagden,
 um Studien zu zeichnen und zu malen für die Bilder, die der
 30 König bei ihm bestellt hatte. Es war im Januar, als ihm der
 König aufgegeben hatte, verschiedene Tiere, besonders wilde Schweine,
 Hirsche, Dammtiere und Rehe zu malen. Diese Studien konnten
 nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden. Die Kammertafel

4. zur, 1 zu. — 5. wenigen, 1 wenig. — 10. vom, 2, 3 von. — 12. den, 1 diesen.
 32. Dammtiere, falsche Bildung statt „Damtiere“. An anderer Stelle bei Goethe „Dami-
 birsch“ (Werke 8, 54, 11).

war um zwölf Uhr; also wollte Hackert nicht speisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam gemeinlich zu Hackert, um zu sehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in sein Appartement ging. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich kleine Würste von Schnepfen, mit Schweinefleisch vermischt, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Burgunder; denn auf diesen Jagden speiste er nichts zu Mittag als etwas kalte Küche. Während als er die Salsiccie aß, sagte er zu seinem Kammerdiener Borelli: „Gehet hinunter, rufet mir den Hackert! Er soll kommen, so wie er ist, und mir zeigen, was er heute gemacht hat.“ Dies geschah sogleich. Die Königin befand sich bei dem König; er sah alles mit Wohlgefallen an; endlich sagte er: „Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erstaune.“ — Hackert sagte: „Wenn ich nicht fleißig bin und ein Scirocco kommt, so verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihre Majestät es geschenkt haben, würden sehr übel auf mich zu sprechen sein.“ — „Es freut mich, daß Ihr so charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegessen?“ — „Gefrühstückt,“ erwiderte Hackert. „Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet ist, es sei, um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt sich nicht wohl studieren.“ — „Diese Würste sind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden Euch so gut schmecken wie mir. Borelli, sagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denselben Würsten zu geben und von demselben Burgunder, damit er sich nach so vieler Arbeit wohl erhole.“ — Er befahl den andern Tag dem Küchenmeister, daß, wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu speisen gäbe. Man sah die Gutherzigkeit, womit der König alles that und sagte.

G e s c h e n k e .

Der König ist außerordentlich gnädig und höflich. Hackert erinnert sich nicht, daß der König ihm je befohlen hätte: „Ihr müßt oder Ihr sollt das thun,“ sondern immer pflegte er mit

9. Während als, 1 Während daß — Salsiccie, Würste. — 31 hatte, 2, 3 hatte.

Artigkeit zu sagen: „Hacket, Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, dies oder jenes zu thun,“ oder gar: „Ich bitte Euch, das zu thun.“ Ist die Sache gemacht, so dankt er sehr höflich dafür und macht Wildpret von allerlei
 5 Art zum Geschenk, nachdem die Jagden sind, und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon ist und es auch mit Geschmack genießt.

Damit der König nun bei der Austeilung niemand vergesse, so hat er eine Note von allen denen, die gemeiniglich Wildpret
 10 geschenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieses geschehen, so reitet oder fährt der König nach Caserta. Ist das Wildpret nachgekommen, so zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen und am Ohre des Thiers Blei angebunden, worauf
 15 das Gewicht gestempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieses geschieht in des Königs Beisein. Nun folgt erst die Note der Austeilung. Zuvörderst steht die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekommt, welche sie gleichfalls wieder verteilt. Und auf diese Weise bekommt jedermann richtig,
 20 was ihm der König zugeteilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn und bringt das Geschenk an seinen bestimmten Herrn im Namen des Königs. Hacket als Kammermaler und keine Klasse bei Hofe, als die Kammermedici, Kammermeister der Musik wie Paisiello, mit welchen diese Klasse aufhört,
 25 bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hacket hat öfters vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd gewesen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa 120 Pfund, welches die besten waren. Öfters schoß der König, wenn die
 30 Fasten früh anfangen, in der Fasanerie wilde Schweine, zwei oder drei, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte und Hacket das kleinste, weil sie als Protestanten Fleisch speisen konnten. Letzterer erhielt einst in der heiligen Woche ein Schwein nebst einem Korb voll Bekaffinen,
 35 deren über hundert waren. Da die Jahreszeit schon warm war,

21. Geschenk, 2. 3 Geschenke. — 24. Paisiello, „der Liebliche“, wie Goethe ihn (Anmerkungen zu Rameaus Reffen, Artikel „Musik“) nennt, lebte von 1741—1816, war einer der fruchtbarsten und neben Piccini der beliebteste Vertreter der italienischen Oper im 18. Jahrhundert. Er stand von 1785—1802 an der Spitze der Kapelle des Königs von Neapel — 31 f. Ritter Hamilton. Siehe oben S. 120, 3. 17 Anm.

so verschenkte er einen großen Theil in Neapel an seine protestantischen Freunde; viele wurden bei ihm verzehrt, und in der heiligen Woche kamen oft katholische Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubnis hatten, Fleisch zu essen.

Wenn die große Hasanenjagd war, wo sechs- bis sieben- 5 hundert geschossen wurden, bekam ein jeder von seiner Klasse einen Hasanen; Hackert aber bekam zwei. Der König sagte: „Alles, was von Hackerts Bekannten nach Caserta kommt, gehet bei ihm zu speisen; er muß zwei haben.“ Außerdem bekam er rote Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches 10 natürlicherweise vielen Meid erregte. Im Sommer, wenn der König im Belvedere sich aufhielt, war Hackert in seiner Wohnung in Caserta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fisch, Pesce spada (Schwertfisch). Dieser Fisch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus ins mittelländische Meer im Mai, 15 hat seinen Zug und geht gegen Ende Augusts wieder zurück, wie der Tonno. Er ist außerordentlich delikats, etwas fett, und man kann nicht viel davon essen; denn er ist schwer zu verdauen. Er ist sehr groß, lang und rund, oft sieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne sein Schwert, das vorn am Kopfe über dem Maul 20 ist. Wenn der König einen solchen Fisch bekam, so theilte er ihn selbst ein. Hackert kam eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinaufgehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er sollte kommen und den großen schönen Fisch sehen. Darauf wies der 25 König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf lassen sollte, und sagte: „Das ist für uns“; hernach ein großes Stück für die Königin, welches sogleich des Abends in der Frische, mit Schnee bedeckt, spediert wurde; hernach ein Stück für Monsignore Bischof von Caserta; für den Intendanten von Caserta ein Stück; dann 30 für Don Filippo Hackert und für den Architect Collicini. Jedes wurde auf eine silberne Schüssel gelegt und einem jeden zugestellt. Die Portion war so groß, daß Hackert oft noch zwei Freunde beschenkte und doch auf drei Tage für sich behielt. Dieser Fisch, ganz frisch, ist nicht eßbar; er muß bis auf einen Punkt 35 wie das Fleisch mortifiziert sein. Er wird gemeinlich bloß auf dem Roß in dünnen Stücken gebraten und mit verschiedenen

Saucen gegessen. Wenn er gebraten ist, hält er sich viele Tage und wird alsdann kalt mit Öl und Limonien genossen. Hackert bekam alle Wochen Geschenke an Speisen vom Könige, im Sommer hauptsächlich Fische, die der König aus Neapel zum Präsent erhalten hatte und die das Beste waren, was die See giebt. Er bekam oft eine große Schüssel Kehlen, die hinten am Kopf des Tonno sind. Dies ist das zarteste Fleisch an jedem Fisch; man kann kaum mehr als zwei essen. Sie werden mit der platten Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andern Umstände auf dem
 10 Roßt gebraten. Verschiedene Fremde von Stande, die diese Speise nicht kannten, haben sich oft bei Hackert eine Unverdaulichkeit gegessen, weil sie zu viel davon aßen. Es ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Leckerbissen ist, den man essen kann.

A u s h ü l f e.

15 Eines Tages, da der König in Belvedere war, sagte er zu Hackert: „Morgen früh um zehn Uhr werde ich auf dem Palast in Caserta sein. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreibkabinetts treffen.“ — Wenn der Hof nicht auf dem Palaste wohnet, so stehen keine Wachen vor den Thüren
 20 im Palaste, daß also ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verschlossen sind; die Treppen u. s. w. bloß sind mit Schildwachen besetzt. Der Ritter Hamilton nebst einer ansehnlichen vornehmen Gesellschaft hatten Hackert ersucht, ihnen einen Mittag zu essen zu geben, weil sie den englischen Garten sehen wollten.
 25 Dieser hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn sie kommen wollten, den Tag zu bestimmen, weil die Hitze sehr groß in Caserta des Sommers ist und man keine Provision von Fleisch nur einen Tag halten kann; sonst würden sie eine sehr schlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geschrieben, aber Hackert keinen Brief
 30 erhalten. Gegen elf Uhr kam die ganze Gesellschaft von acht Personen in seiner Wohnung an und ließen ihm aufs Schloß sagen, wenn er ihnen in den englischen Garten nachkommen wollte, so sollte es ihnen lieb sein; wo nicht, so würden sie um vier Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war sehr bestürzt und
 25 schickte zu Hackert auf den Palast. Der König sagte: „Von Fi-

lippo, da ist Joseph, Euer Kutischer“ (der König kannte genau alle seine Leute); „gehst hin, er hat Euch gewiß was zu sagen.“ — Der Kutischer brachte die Nachricht, die Hackert mißfiel. Wie er zum König zurückkam, fragte dieser: „Was will der Joseph von Euch haben?“ — Hackert mußte dem König alles sagen. 5
Zugleich setzte er hinzu: „Ich habe dem Koch sagen lassen, er soll machen, was er kann und was zu haben ist! Warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben!“ Der König lachte herzlich und sagte: „Hamilton wird sehr unzufrieden sein, wenn das Mittagessen nicht gut ist. Es schadet ihm aber nichts; warum 10 hat er nicht avisirt.“ Hackert sagte: „Ew. Majestät wissen, daß in Caserta nichts anders als gutes Rindfleisch ist, gute Butter von Carditello; das Übrige kommt aus Neapel.“ Der König sagte: „Mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fisch schicken; denn ich habe heute früh ein Geschenk 15 von Äschen bekommen. Sonst kann ich Euch nichts geben; denn Ihr wißet, daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt.“ — Der Koch hatte indeß doch etwas aufgetrieben und bereitete ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war. 20

R a t h k u n f t.

Der König ist immer gutherzig, giebt gerne und freut sich, wenn andre es mitgenießen. Einst auf einer großen Hasanenjagd, wo er Hackert eingeladen hatte, die Jagd zu sehen, so daß die Hasanen in Reih und Gliedern da lagen, wovon der König 25 allein hundert geschossen hatte, ohne die Kavaliers und Jäger; während sie nun gezählt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein jeder geschossen hatte, nahm der König einen alten Hasanhahn auf, untersuchte ihn und sagte: „Dieser ist recht fett!“ Er suchte einen zweiten und so den dritten. Dar- 30 auf sagte er zu seinem Lauser: „Der ist für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn, mit Reis gekocht, in Caserta zu Mittag speisen.“ Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten, mit dem Beding, daß man den Hasan allein sollte kochen bloß mit Salz, hernach Reis dazu thun und diesen 35

13. Neapel, 1 Neapel. So auch weiterhin.

mit Brühe und Hasan zusammen kochen lassen. Der Reis zieht das Fett des Hasans an sich und bekommt einen vortrefflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrezept, als wenn er ein Koch wäre. — „Ihr müßt ihn aber,“
 5 „morgen frisch kochen lassen, sonst ist er nicht mehr so gut, und ich will wissen, wie es Euch geschmeckt hat.“ In der That war es eine gesunde und delikate Schüssel, woran man sich allein völlig satt essen konnte. Hackert ging des Abends wie öfters zum Billard des Königs, ihn spielen zu sehen, weil er es sehr
 10 gut spielte. Sowie der König ihn sah, fragte er gleich: „Wie hat der Hasan geschmeckt?“ „Außerordentlich gut,“ erwiderte er. Der König sagte: „Meiner war auch sehr gut. Sehet Ihr, daß ich auch weiß, daß simple Speisen die besten und gesundesten sind.“ Der König hatte sehr gute französische Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie
 15 ebenso geschickt waren wie diese. Hackert gestand oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo alles so gut und ordentlich bedient war als der neapolitanische.

In Caserta hatte Hackert keine Tafel vom Hof, noch in
 20 Portici; aber auf allen kleinen Landreisen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel mittags und abends, und zum Frühstück, was er aus der Konditorei verlangte. Dies nennt man am Hofe die Staatstafel, wozu der erste Kammermaler das Recht hat, so auch der Kapitän von der Wache und
 25 andere Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Kontrolleur, der auf dem Lande der ganzen Wirtschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speißt, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König serviert.
 30 Sowie der König abgespeißt hat, ist die Staatstafel aufgehoben, welche bis auf einige extraordinäre rare Sachen ebenso gut bedient ist wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide sehr gutherzig sind, freuen sich, wenn andre, die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltenen Sachen
 35 ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüssel, der König an Hackert und sagte: „Er verdient es und versteht es.“ Die Königin, wenn

1. zieht, 1 ziehet. — 10. sah, 1 sahe. — 18. neapolitanische, 1 neapolitanische — 19. vom, 3 von.

sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Hackert verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauerkraut und sagte: „Bringt es dem Hackert, der versteht es. Es ist auf deutsche Art mit einem Safan zubereitet. Die Italiener essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geschmack.“ Es versteht sich, daß so viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

M ä ß i g k e i t.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war; nur wenn er um drei Uhr oder später nach der Jagd speiste, aß er etwas mehr, beklagte sich aber des Abends, 10 daß er zu viel gegessen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einziges Mal ein wenig lustig in Belvedere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um zwölf Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas 15 Salat und Fische, aber zarte Fische, als Trillen, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brot. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande 20 als unter seiner Familie, die zusammen speiste. Hackert war oft dabei zugegen; denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: „Ich werde bei der Tafel Euch das Übrige sagen,“ so trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit ihm. Es war 25 eine Freude, anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater saß.

Z u f ä l l i g e E i n k ü n f t e.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuitengüter für zwölf-tausend Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der 30 Thüre bei den Gardes du Corps und sagte: „Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Günta der Jesuitengüter will

nichts nachlassen; also bitte ich Ew. Majestät, mir die Gnade zu erzeigen; sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier sechstausend Ducati; die will ich geben. Das Mehrste davon ist erspart von verschiedenen Jahren her; denn in diesem
 5 ziehe ich aus dem Gute nicht zweitausend Ducati.“ Der König sah dem Mann sehr genau ins Gesicht; es schien ein guter ehrlicher Mann zu sein. Der König frug ihn: „Habt Ihr die sechstausend Dukaten bei Euch?“ Er antwortete: „Ja!“ — „Kommt herein!“ In der Antichambre nahm der König das
 10 Geld und sagte: „Das ist das erste Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuitengütern sehe. Ich werde Euch ein Billet geben, daß Ihr uns die Nacht bezahlt habt.“ — In Neapel kann keine gültige Bezahlung geschehen als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß
 15 hinten drauf schreibt, daß man dem N. N für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein sizilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach spanischem Hofgebrauch muß
 20 er sich bei dem Thürsteher melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König stehet vor einem Tisch und erwidert kein Wort. Vor der Thüre stehen zwei Gardes du Corps, in
 25 dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder küßt zuerst mit Aniebeugen demselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem kommandierenden Bassa gefunden hatten. Der Hund
 30 war sehr groß und schön, zahm wie ein Lamm und daher beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten; wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König eines Prozeßes halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte, und der nie zu

27. Kaiser Leopold, dem Zweiten. Siehe oben S. 192, 3. 19. — 28. in der Festung Belgrad, bei der Eroberung durch General Laudon am 7. Oktober 1789.

Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Priester sagte 5 zum König: „Ich habe eine gebratene Salsiccia in der Tasche; das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen.“ Der König sagte ihm: „Gebt's dem Hund.“ Nachdem er dem König 10 alles gesagt und seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm der König durch seinen Kammerdiener eine Rolle von hundert Unzen in Gold geben und ihm sagen, dieses wäre, damit er zu leben hätte; sein Prozeß sollte 15 bald geendigt sein. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte erteilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Prozeß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: „Setzt werdet Ihr wohl nicht mehr eine Salsiccia 20 in der Tasche haben für den Bassa.“ So hieß der Hund. „Nein,“ sagte der Priester, „ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Prozeß und durch die Gnade Ebro Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.“ 25

Josintrigue und Fasanencier.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem spanischen Hofe und der Prinzessin Jaci, der Sekretarie des Ministers Marchese Sambucca und vielen andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen 30 täglich von Caserta um elf Uhr nach Neapel fuhr und im Sommer um acht Uhr von da wieder zurückging, war unschuldigerweise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Kurier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um 35 neun Uhr abging und des Morgens um elf Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal,

wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten, und die Prinzessin Jaci als Oberhaupt desgleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er
 5 Capo de Ghino vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeinlich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solemnität durch einen Dragonerobristlieutenant und zwanzig Mann arretiert. Der Obristlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei sich
 10 hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoneroffizier und Grenadiere nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen
 15 waren, las man auch die gemeinen, von Kameristinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Kurier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die deutsche Köchin der Königin
 20 geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Fasaneneier müßten länger gebrütet werden als die Hühner-
 eier. Die Glucke hätte schon zwanzig Tage auf den Eiern gesessen, und noch wäre keins ausgekommen; sie wolle also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über
 25 die Köchin und sagte: „Was! Man stiehlt mir auf solche Weise die Eier?“ Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum
 30 Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hitzig und sagte: „Du mischest dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben; lesset die übrigen!“ und ging zum Billard. Die
 35 Passion zur Jagd ging so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König ins Boschetto gehen mußte, um zu zeigen, wo

3. Prinzessin, 1 Prinz. — 11 f und Grenadiere fehlt 2, 3. — 15. Kameristinnen, nach dem italienischen camerista, Kammerfräulein (Str.). — 23. wollte, 1 wollte.

sie die Eier genommen hätte, die denn auf ihr rotwälsches Ita-
 lienisch dem König noch dazu viel Unschickliches sagte, daß er so
 viel Aufsehen von zwanzig Fasaneneiern mache. Nachdem diese
 Hauptaffaire vorbei war, so ging der König in den Rat, wo als-
 dann die Strafen der Verbrecher dekretiert wurden. Don Do- 5
 menico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die
 dreitausend Dukaten jährlich stand, wurde nach Messina auf
 die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, be-
 hielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück
 Viele andere kamen zeit lebens auf die Festungen, und Ge- 10
 ringere verloren ihren Posten, so daß sie in Neapel als Bettler
 leben mußten.

V e r t r a u e n .

Hackert stand bei dem König in sehr großem Kredit, weil
 er offen und freimütig seine Meinung sagte, wenn er gefragt 15
 wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn
 der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten,
 sondern sagte sogleich: „Ew. Majestät, es ist gut; dieses kann
 gemacht werden.“ So glaubte der König fest, daß er selbst die
 Sache erdacht habe. Dies gefiel dem König. Öfters kam Hackert 20
 einige Tage darauf und sagte: „Wenn Ew. Majestät es erlauben,
 so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen.“ Es gefiel dem
 König, und er sagte: „Machet, wie Ihr's gut findet!“ Dies
 geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen
 außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee 25
 gewesen; Hackert hat alles approbiert und, wie ihr sehet, sehr
 gut ausgeführt.“ Die erste Idee des Königs blieb immer; es
 wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte.
 Der König sagte oft: „Wenn ich etwas befehle, das gemacht
 werden soll, so habt ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir 30
 unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat
 nie Schwierigkeiten, und sehet, wie alles so gut und solide gemacht
 ist, und noch dazu sehr geschwind. Ehe ihr mit der Sache fertig
 werdet, ist mir schon alle Lust vergangen.“

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di San Leocio. Indem er durch den Korridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiskal von Caserta, der halb taub war und gemeinlich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet, ich habe hier an die hunderttausend Ducati verbaut. Alles ist so gut geraten, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden. Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut geraten. Ich habe keinen gebraucht als Collicini, den Architekt, und Hackert. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein jeder ist zufrieden. Wie habe ich einen Refurs gehabt; alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietiert. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Refurs von Arbeitern, das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seid.“ Damit wurde der Fiskal abgefertigt. Hackert wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch; es vergeht ihm bald. Wie Hackert kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen zu sagen: „Ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caserta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiskal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht alles gut; wenn aber die verdammten Giunta dazwischenkommen, so wird alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte alles allein machen!“ — Dies ist wahr. Wenn der König allein dirigiert, so gehet es gut; denn er kennt seine Leute und wählet einen jeden, wozu er fähig ist, und läßt es weniger Personen in Händen, denen er auch alle Autorität giebt.

1. Die Giunta. Stadtverwaltung. — 20. Fiskal. In 1 folgt „von Caserta“.
Goethes Werke 27.

Faktotum.

Der König war so gewohnt, Hackert bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen; wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „Bringt es zum Hackert.“⁵ Wenn etwas zu schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und repariert werden. Es geschah gewöhnlich. Öfters sagte Hackert: „Ew. Majestät haben die Gnade und schicken mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient sein.“ Dies geschah.¹⁰ Öfters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum Beispiel, der König hatte sich zwei Argand'sche Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressiert waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden,¹⁵ wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen mußte u. s. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caserta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im Oktober wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte²⁰ der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschmutzte sich so sehr mit dem stinkenden Öle wie auch sein Kammerherr, daß er endlich sagte: „Bringt sie zum Hackert! Der wird gleich wissen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grünspan waren, weil das Öl²⁵ die Bronze anfriszt. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen und zeigte dem Manne zum zweitenmal die Methode, sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine Lampen wieder so gut wie vorher. Bei der Königin war es desgleichen; es wurde zu Hackert geschickt, wenn man dieses oder jenes fragen³⁰ oder haben wollte.

Farnesische Verlassenschaft.

Hackert war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Prinzip, alles durchzusetzen und sich nie ein Dementi zu geben; und so³⁵

13. Argand'sche Lampen, Lampen nach dem von Argand zuerst 1786 angewandten Prinzip (Kamme mit doppeltem Luftzug). — 31. eigenen, 1 eignen.

zog sich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Beratungen kam der König immer auf seinen Punkt, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche Hackert mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingedacht war, die Farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seien; diese könnte man in Rom verkaufen und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restaurieren gegeben mit wörtlicher Genehmigung des Königs. Da aber Venuti und Hackert förmlich mit Kabinettsordre durch den Minister die Kommission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Casa Reale. Als sie beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farnese, eine Venus und viele andre mehr restauriert. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Sposini, durch Jenkins, der ein Händler war und vieles hatte restaurieren lassen, im Beisein des Rats Reiffenstein und der Angelika Kauffmann geschätzt, damit alles unparteiisch zugehe. Die Rechnung der Restauration belief sich auf zwölfhundert Scudi Romani. Venuti und Hackert verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es dem Könige im Rat vorgelegt wurde, so antwortete er: „Venuti und Hackert können die schlechten Statuen

6. Ritter Venuti, Lodovico Venuti, Porträtmaler und besonderer Günstling des Königs. Er war auch Goethen bei seinem Aufenthalt in Neapel mannißfach gefällig, als Führer wie durch gastliche Aufnahme in seinem Hause. Im Juli 1787 reiste er mit Tischbein zusammen von Rom nach Neapel, als Venuti die Farnesischen Statuen dorthin brachte, die Karl III. schon 1731 von dem letzten Sprößling der Familie Farnese geerbt hatte. Zu dieser Erbschaft gehörten auch die weiter unten erwähnten drei Farnesiani am Palatin und die bereits S. 119 erwähnte Villa Madama. — 11. Carlo Albacini arbeitete 1780 im Auftrag der Kaiserin Katharina II. von Rußland die Grabdenkmäler des Raffael Mengs für die Peterskirche und des Gio. Batt. Piranesi für die Prioratskirche in St. Petersburg. In der Italienischen Reise erwähnt Goethe einen Besuch bei diesem Bildhauer am 17. Juli 1787, wo er den von ihm restaurierten, jetzt im Museum zu Neapel befindlichen Torso des Bacchus rühmt. Vergl. a. a. O. 2, 58 u. 60, 26 ff. Wener nennt ihn in der „Kunstgeschichte des 18. Jahrh.“ einen Bildhauer, „der nie Werke von eigener Erfindung ausgeführt“, aber „mit Restaurationen, wenigstens an menschlichen Gestalten, am besten umzugehen wußte“ und rühmt ihn eingehend (S. 357). — 18. Sposini, Giovanni Pirantoni, „lo Sposino“ genannt; unter Pius VI. Restaurator für das Museo Pio Clementino. — 19. Jenkins. Thomas Jenkins, der römische Kunsthändler und Bankier, in dessen Hause zu Castel Gandolfo Goethe im Oktober 1787 drei herrliche Wochen verlebte. Siehe a. a. O. 2, 70 Anm., 121 ff. Vergl. auch Justi, Binkelmann II, 1, 319 f.

verkaufen und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen“ Der Befehl kam durch den Minister wie gewöhnlich an beide. Venuti war gleich bereit, ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht; sondern er stellte demselben vor, welche Eiferfucht und Neid es erregen müsse, daß zwei Fremde, ein Toskaner und ein Preuße, die wichtige Kommission hätten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Übel für beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum drittenmal schrieb Hackert: daß Seine Majestät Herr wären, so viel Statuen zu verkaufen, als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königs Eigentum in seinem Leben verkaufen würde; wenn also Ihre Majestät verkaufen wollten, so möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marchese Caraccioli, der Minister von Casa Reale war, dieses dem Könige im Rat vorlegte, so antwortete er: „Schicket gleich die zwölfhundert Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde. Denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal gesagt, dabei bleibt er: er ist ein Preuße, und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als Hackert nach Neapel zurückkam, wollte der Minister Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in sein Amt von Sizilien, wo er Vizekönig war, zurückgekommen. Hackert, der seit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm sogleich die Sache. Er verwunderte sich, wie man hätte auf ihr bestehen können, da sie so ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Venuti in einen Prozeß mit dem König wegen der Statue des Caligula, die bei Minturnä am Gariigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld kostete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf, und er sah ein, in welcher Gefahr sie beide gewesen wären, wenn sie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den Trti Farnesiani, in der Villa Madama unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn beide nicht ehrlich handelten, so konnten sie sich bei dem Verkauf viele tausend Scudi machen. Es waren über neunhundert Statuen und Büsten, nebst Fragmenten vom Torso u. a. m.

27 f die bei ... gefunden war. Auch Goethe erwähnt (a. a. O. 2, 45) die Ausgrabungen, die Venuti am Gariigliano vornehmen ließ.

Gemälde-Restauration.

Hadert kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hadert den Andres als den berühmtesten und besten Gemälde-Restaureur nach Neapel hatte kommen lassen auf Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in seinem großen Studium zu Caserta unter den Augen Seiner Majestät die ersten Proben seiner Kunst ablegen zu lassen, wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte anriet:

- 1) die Danae von Tizian; 2) die Pietà von Annibale Carracci;
- 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt ist. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Kartäusern zu San Martino in Neapel, welches von einem neapolitanischen Schmierer ganz übermalt war und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König sagte: „Ich will selbst sehen, wie Andres das Übermalte abnimmt.“ Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens einmal die Woche zu Hadert und Andres. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen und freute sich der Acquisition, die er an Andres gemacht hatte. Dieser bekam jährlich sechshundert Ducati Gehalt als Inspektor der Galerie von Capo di Monte, und sechshundert Ducati jährlich für die Restauration, bis alle Gemälde fertig sein würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem jeden zwölf Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt aussetzte.

3. Andres. Der von Hadert wiederholentlich (vergl. S. 289 3. 29) gelobte Maler und Gemäldere restaurator Friedrich Andres, bei dem Goethe am 15. März 1787 in Caserta mehrere vergnügte und bedeutende Stunden zubrachte (a. a. O. I, 271), ist wohl derselbe, den Goethe und Heinrich Wener in einem Gutachten vom 9. April 1816 als Andres, einen Böhmen, Schüler von Mengs und einen der vortrefflichsten Künstler im Restaurationsfach bezeichnen. (Notiz von A. v. Zahn) — 14. bei den Kartäusern zu San Martino, unterhalb des Kastells Sant' Elmo, jetzt ein Teil des Nationalmuseums.

Kartause.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug gesehen waren, so befahl der König, sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Kartäusern von San Martino schriftlich ver-
 iprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altar- 5
 blatt war in der Kapelle des Schatzes und der heiligen Reliquien,
 wiederzugeben, so schickte doch der Majordomo maggiore, Ober-
 kammerherr Prinz Belmonte Bignatelli, das Gemälde mit
 auf Capo di Monte und sagte zum König, es wäre besser in der
 Galerie als bei den Klostergeistlichen. Da Hackert zur Restauration 10
 Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Pater
 Prior von der Kartause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe
 war sehr verlegen, daß die Kartause unter seiner Verwaltung
 ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Kapelle verlieren
 sollte. Hackert beruhigte ihn so viel wie möglich, sagte ihm, er 15
 möchte ein kurzes Memorial an den König aufsetzen und zu keinem
 Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja, er
 möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte,
 und versprach ihm, daß die Kartause das Gemälde wieder haben
 sollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es. Denn die Sache war etwas 20
 schwer. Hackert klopfte gelegentlich bei dem König an und sprach
 von dem Gemälde. Der König war gegen die Kartäuser auf-
 gebracht; Hackert sah also, daß es nicht Zeit war, davon weiter
 zu sprechen. Er erhielt darauf vom König einen besondern
 Auftrag, nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends 25
 wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgeräumt,
 weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht,
 den er ihm über seine Kommission erstattete, war angenehm.
 Hackert sagte: „Ich habe zum erstenmal das Gemälde der Kar-
 täuser von Ribera heute in Capo di Monte gesehen.“ Der 30
 König sagte: „Nicht war, es ist schön?“ Hackert erwiderte sogleich:
 „Um Vergebung! Ew. Majestät, es macht einen schlechten Effekt,
 so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild
 ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Majestät, das ist
 kein Gemälde für eine Galerie. Erstlich hat es Ribera für den 35
 Platz des Altars und die Kapelle gemalt; er hat die Verkürzung

7. doch fehlt 1. — 7f. der Majordomo . . . Bignatelli, eine der Kreaturen der Königin; nach der Flucht des Königs (1798) auf Relisons Veranlassung Bischof, bis er durch den Aufstand der Lazzaroni (s. u. S. 243) vertrieben wurde.

des Leichnams Christi in den Punkt der Perspektive gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist. Hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punkt, so wird es nie einen guten Effekt machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Kapelle, wo ein jeder seine Andacht verrichtet. Überhaupt scheint es unbillig, daß die Kartäuser ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Kartause so zu sagen eine eigene Galerie von auserlesenen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Ew. Majestät gesehen haben.“ Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig; Ihr habt vollkommen recht. Man hätte mich hier leicht einen übeln Schritt thun lassen.“ Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „Gebt es dem Minister Marchese Caraccioli, daß er es im nächsten Rat vorträgt: die Sache ist gemacht.“ Im nächsten Rat wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Kartäufern ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche vierhundert Ducati betragen. Der Prior, aus Freude, sein Altarblatt wieder zu haben, verkehrte den Kustoden von Capo di Monte zehn Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gestellt, als Hackert im Karneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagsmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andres und Ignazius Andres, sein Sohn, Marchese Vivenzio, viele andere Kavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der Pater Prior nebst drei Prokuratoren des Ordens, so daß es eine Tafel von vierzig Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Zeremonien an seinen gehörigen Platz gestellt, unter vielen Viva il Ró. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Hackert ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Advokaten Don Giovanni Riccardi sondieren ließen. Hackert, als ein Fremder im Dienste des Königs, hatte es sich zum Gesetz gemacht, von keinem Menschen, er sei, wer er wolle, in Königs Dienst nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine sehr geringe Sache ist. Der Pater Prior kam selbst zu ihm und bat ihn,

13. übeln, 1. üblen. — 25. Vivenzio, Präsident des Tribunals zu Neapel. Auch Zizabein (a. a. O. II. S. 172) nennt ihn als eifrigen Kunstfreund.

doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und sagte: „So oft ich die Kartause und Sie, Pater Prior, besuche, so geben Sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mittheilen.“ (Die Kartäuser haben das beste, feinste und wohlgebackenes Brot.) Dieses geschah, so oft er sie besuchte; denn sie hatten 5 schöne Gemälde und die schönste Aussicht vom Meerbusen von Neapel. Die Geistlichen sind bis ans Ende sehr erkenntlich gewesen. Wo sie Hackert sahen, wußten sie nicht, was sie aus Dankbarkeit alles für ihn thun sollten, besonders auf dem Lande, wo sie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Priester und ein 10 Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte sich an den Geistlichen rächen. Er wohnte in einem Palast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Hausmiete bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht, der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tausend Ducati. — 15

Hackert hatte so zu sagen ein Gelübde gethan, nie mehr Fastenspeise bei den Kartäufern zu essen. Sie bereiten ihre Fische so wohl, daß dem Geschmack nach man glauben sollte, es wäre Fleisch, besonders in Neapel, wo ein Überfluß von raren und köstlichen Fischen ist. Allein diese Speisen, so lecker sie sind, 20 werden für einen, der daran nicht gewöhnt ist, höchst unverdaulich.

Malerbekwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmaler Nam nebst andern sieben neapolitanischen Malern zu Hackert nach Caserta, um sich 25 Rat zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittschrift, daß sie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften zu kopieren, welches mit einem Mal verboten war. Die Ursache des Verbotes war diese: man hatte den unsinnigen Plan gemacht, die ganze Galerie stechen zu lassen. Deswegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der schon alt und 30 halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache, weil er sich nie mit

3. Pagnotte, pagnotta, kleines Brötchen (Str.) — 10. Granaji, Kornspeicher (Str.). — 30. Porporati: der Kupferstecher Carlo Antonio Porporati (1740—1816) war damals noch nicht fünfzigjährig. Tischbein (a. a. O. II. S. 158) berichtet, Porporati sei auch zur ev. Leitung der auf Hackerts Vorschlag eingerichteten Kupferstecherschule nach Neapel bernien worden, jedoch, unzufrieden mit den dortigen Verhältnissen, und auf Wunsch seiner Tochter nach Turin zurückgekehrt.

den Leuten abgab. Also hatte der Zeichner vorgewendet, daß, wenn der König fernerhin allen die Erlaubnis zum Kopieren gäbe, so könnte man anderswo die Bilder stechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. Hackert hielt die acht Maler zurück, beredete sie, daß Ram allein, den der König kannte, demselben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sich auf Hackert berufen sollte, der es Seiner Majestät deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Hackert nicht, daß sie alle gingen. Ram sprach den König; dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie nicht billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging Hackert des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram und stellte Seiner Majestät die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und bestand darauf. Endlich sagte er zu ihm: „Ew. Majestät, es sind acht Maler gestern bei mir gewesen, die dasselbe Anliegen haben. Sie sind von mir abgehalten, um Ew. Majestät in diesen Zeiten nicht zu erschrecken. (Der König sagte sogleich: „Seh danke Euch für Eure Vorsicht.“) Es sind noch über dreißig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein sich von Kopien ernähren. Diese Menschen sind in Verzweiflung, drohen dem Sekretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Majestät sind übel von der Beschaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erstlich, daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Jahre, und wenn Ew. Majestät auch noch zehn Kupferstecher kommen lassen. Porporati hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet; Wilhelm Morghen ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Partikulier kann solche Werke unternehmen, wozu so viele Tausende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es jemandem einfallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stechen, so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Kopien in der Welt, daß

29. Wilhelm Morghen, zweiter Bruder und Gehilfe des berühmten Zeichners Raffaello Morghen. Er wurde Direktor der Kupferstecherschule in Neapel. Vergl. über seine dortige Wirksamkeit Tischbein a. a. S. II. S. 159 f.

er nicht nötig hat, erst neue machen zu lassen. Außerdem, so sind viele Gemälde repetiert, finden sich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deswegen also den armen Kopisten das Brot zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu studieren — Ew. 5 Majestät sehen selbst ein, daß dies der Kunst und dem Publikum schädlich ist. Überhaupt ist die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein jeder das Recht haben muß, zu studieren, wie in einer öffentlichen Bibliothek Ew. Majestät als Souverän können es verbieten; ich finde es höchst unbillig und 10 ungerecht.“ Der König sagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, den Nam vors erste durch ein Billet wissen zu lassen, daß er allen Malern sage, sie sollen ruhig sein; die Sache soll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen 15 kommt Marchese di Marco nach Caserta zum Rat. Gehet gleich nachmittag vor dem Rat zu ihm in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt.“ — Marchese di Marco war ein Advokat, ein vernünftiger und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er alles 20 deutlich vernommen hatte, sagte er, er habe von dem allen nichts gewußt; Don Ciccio Danielle, der viel Prätension auf Kunstkenntnis machte und nichts davon verstand, habe ihm dies als die beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sei. Hackert erwiderte: „Wenn Ew. 25 Excellenz verlangen, so will ich Ihnen alles schriftlich geben.“ Er fand es nicht nötig. Denselben Abend ward der Rat gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwei Tage darauf kam der königliche Befehl, daß ein jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte studieren und kopieren könne. 30

Projektmacher.

Der König sieht gemeiniglich eine Sache erst für klein an. Die Schelme, die dies wissen, machen den Plan immer auf die Weise, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und ist schändlich betrogen. Hackert hat sich 35

bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monarchen sei, solche Dinge zu unternehmen, wovon ein Partikulier wohl Vorteil ziehen könne, weil er selbst eingreife und mit wenigen
 5 Personen das Geschäft betreibe; der König aber werde nie Vorteil davon ziehen wegen der vielen angestellten Leute und ihrer Befoldungen. Der König begriff es sehr gut; allein die kleine Gewinnssucht verleitete ihn doch, öfters denjenigen Gehör zu geben, welche den besten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen, welches
 10 leider in Neapel nur zu oft geschieht. Wenn er endlich nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einfah, so fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als sie in des Königs Dienste
 15 traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß sie eine Papiermühle errichteten, die das Papier zur Kupferstichdruckerei lieferte, damit es sowohl für sie als die königliche Druckerei nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden sich viele Verhinderungen. Denn sobald das Papier im Lande gemacht
 20 wurde, so sahen die Schurken wohl ein, daß der Unterschleif aufhörte. Der erste Schritt geschah von dem Kaufmann, der zeitlich das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er sogleich eine Bank-Polizza von zwölfhundert Dukaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen lassen. Der Direktor der königlichen Druckerei
 25 war gleichfalls dagegen. Minister Acton, der die Landkarten u. s. w. stechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da Hackert ihn öfter sah und wöchentlich wenigstens einmal bei ihm speiste, so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle
 30 hatte, wo sehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieser wollte sich wegen seiner Kinder bei dem Hofe Verdienst verschaffen und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von sechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf dasselbe seine Platten drucken. Der Direktor der königlichen Druckerei fand es voller Fehler und wollte nicht darauf
 35

15 f. daß sie ... errichteten. Wie schon früher in Fabriano. Siehe oben S. 131.
 — 16. errichteten, 1 einrichteten.

drucken lassen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorsicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerei gemeiniglich braucht, einen Bogen zu Probe geben, wobei der Direktor mit eigener Hand den Preis aufschrieb. Nach vielem 5 Gesechte kam der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp alles gesehen hatte, ging er ins Studium zu Georg, um zu sehen, was er und seine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerei der Gebrüder angekommen. 10 Es stand auf Brettern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war, alles genau zu sehen und zu wissen, fragte sogleich, wozu die große Menge Papier dienen sollte. Die Antwort war sehr kurz: „Zu unsern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen lassen.“ 15

„Was!“ sagte der König; „von des Stefano Merola Papier?“ — „Ja, Ew. Majestät!“ — „Wie ist es möglich, daß Ihr so viel Papier kommen laßt; denn heute früh ist der Direktor Carcani bei mir gewesen und hat mir versichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit 20 Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier schlecht ist.“ Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und sagte: „Ich sehe, daß es egal ist und ohne Knoten.“ Er betrachtete es platt und sagte: „Es ist rein, weiß und schön.“ Man zeigte dem Könige aus 25 jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg sagte: „Wenn es nicht gut ist, so muß Merola den Anschuß zurücknehmen.“ Der König war auf das heftigste aufgebracht über den Direktor seiner Druckerei. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren sich die königliche Druckerei bediente, worauf Carcani die 30 Preise und seinen Namen eigenhändig geschrieben hatte. Als der König das schlechte und noch einmal so teure Papier sah, ward er noch zorniger und sagte: „Carcani ist ein S——.“ Endlich besänftigte er sich und sagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen.“ Minister Acton war gleichfalls falsch berichtet und sagte zu Philipp: „Das Papier ist noch nicht geraten.“ Dieser antwortete: „Ew. Excellenz, es ist gut, und wir lassen darauf drucken.“ Der Minister kam gleich nach dem Mittagmahl ins Studium zu Philipp und Georg, sah den Betrug ein und 35

bat, sogleich einige Mies zu seinen See- und Landkarten kommen zu lassen, die in seine Sekretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Carcani schamrot, und alles wurde nunmehr auf dieses Papier gedruckt, das in der Folge immer
5 besser wurde.

Fortsetzung.

Ungeachtet der Protektion des Königs, der Königin und des Ministers Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Prozeß und andere Ehikanen.
10 Er war aber bei dem König und dem Minister Acton so gut angeschrieben, daß er immer frei kommen durfte. Hackert ging öfters selbst mit ihm, wenn er den König sprach. Er war ein rechtschaffner Mann, ein wahrer, ehrlicher, gutherziger Neapolitaner, der auch so neapolitanisch sprach. Alle drei beschützten ihn so,
15 daß alle Anfechtungen immer zu Wasser wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, so verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich, was er haben wollte. Hackert sollte die Sache zustande bringen. Er sagte ihm oft: „Was denken Sie, das
20 Sie wohl haben möchten?“ „Geld,“ sagte er, „will ich nicht, aber Ehre.“ Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit seiner Papiermühle, Ackerbau u. dgl. leistete. Hackert war sehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen sollte. Einst sprach er gelegentlich die Königin, und
25 da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, sagte die Königin: „So wollen wir ihn zum Ritter vom Konstantinorden machen.“ Hackert verbat es; denn es schien ihm nicht am Platz zu sein. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stiefsohn von seiner verstorbenen Frau, welche die
30 Tochter eines Kapitäns gewesen, im adeligen Kadettenhause zu Gaëta, woselbst nur zwölf Kadetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Merola gefiel der Einfall. Hackert schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Information von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponierte er es dem König, welches
35 sogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vakant geworden, und der Sohn ward im adeligen

Madettenhause zu Gaëta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit diesem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolismo ist in Neapel üblich. Wer von der Sekretarie den Titel Don hat, ist wie ein Edelmann angesehen. 5 Der König sagt zu niemanden Don, wenn er nicht aus der Klasse solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er Don Francesco oder Donna Luisa u. s. w.; sonst bedient er sich des italienischen Ser, welches nicht so viel als Signor ist. So spricht er mit allen, denen der Titel Don nicht zukommt. 10 Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derselbe sehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Kanzlei, hingegen alle Künstler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Kapellmeister, der Kammerchirurgus; alle Kameristinnen Donna u. s. w. Die Kameristinnen, wenn sie verheiratet sind, gelangen bei Hof 15 zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erste Kupferdrucke.

Als Hackert dem König die ersten zwei Drucke brachte, die Georgs Schüler gestochen hatten, und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, so sagte der König zu ihm: „Ihr wisset und habt 20 gesehen, daß jedesmal, wenn Ihr mir etwas gebracht habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Diesesmal kann ich Euch meine Freude nicht genug beschreiben über die beiden Kupfer; denn sie sind von Neapolitanern gestochen und auf neapolitanisch Papier gedruckt. (Er ging sogleich zur Königin, die auch selbst kam, um 25 seine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet Euren Bruder Don Georgio! Wenn ich ihn sehe, so werde ich ihm selbst danken, daß er uns gute Schüler erziehet.“ Ein Blatt war von Del Grado und das andere von Vicenzio Moja. Weil es des

1. Spagnuolismo, Nachahmung spanischer Sitte (Str.). — 12. Kanzlei, 1 Canzellen. — 17. Erste Kupferdrucke. In ähnlicher Weise richtete im Jahre 1794 auch der Großherzog von Toskana eine Anstalt für Kupferstich ein, „um diesen Handelszweig auch in seinem Lande gedeihen zu machen“ (Bibl. d. schönen Wissensch. 52, 287). — 28 f. Ein Blatt war von Del Grado . . . Moja. Vincenzo Moja, der bekannteste unter drei in Neapel thätigen Stechern des gleichen Familiennamens, war Professor an der dortigen königl. Zeichenacademie. Seine Stiche zeigen meist landschaftliche Veduten Silditaliens im Stile Hackerts, nach welchem er fünf Blatt gestochen hat. Vergl. Nr. 9—12 im Katalog des Neapolitanischen Allgem. Künstlerlexikons I, S. 520. Mit ihm zusammen arbeitete Gio. del Grado zwei Blatt: „Veduta di Tempio di Pesto“ und „Avanzi del Tempio di Giove Seraphide a Pozzuoli“. Vergl. Windlerischer Katalog Nr. 1895. Moja und del Grado gingen aus der Stecherhschule der Hackert zu Neapel hervor.

Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Hackert in Dienst genommen hatte, so fühlte er sich sehr geschmeichelt, wenn alles gut und glücklich von Statten ging

W e g e b a u .

- 5 Der König, wenn er jemanden wohl will und die Idee eines rechtschaffenen Mannes von ihm hat, setzt einen oft in Verlegenheit. In diesem Fall befand sich Hackert sehr oft. Eines Morgens in Caserta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drei Ministern standen und sprachen.
- 10 Da der König Hackert ins erste Zimmer hineintreten sah, so winkte er und schrie ganz laut, weil er noch drei Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit gesagt, Ihr werdet mir sie jetzt auch sagen.“ Hackert fand sich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht, wovon die Rede war.
- 15 Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß Ihr in Apulien bis Taranto gewesen seid. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie sind die Wege?“ Hackert sagte: „Ew. Majestät, da, wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man sie noch nicht
- 20 angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Untersucht habe ich die Wege nicht; denn es war nicht meine Kommission. Dem Anschein nach sind sie vortrefflich, und ich habe gesehen, da, wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach
- 25 der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermutlich kostbar sein. Für den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen; hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nötig.“ Der König sagte zu Acton: „Setzt
- 30 wissen wir die Wahrheit. Lasset immer fortfahren.“ — Hackert sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und Hackert erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam und sagte: „Kommen Sie und speisen mit mir; wir müssen
- 35 zusammen sprechen.“ Da der Wegebau zu seinem Departemente

1. eigenes, 1 eignes. — 10. hineintreten, 1 hereintreten. — 35. Departemente, 1 Departement; ebenso S. 230 Z. 8.

gehörte, so war er sehr dabei interessiert; denn es waren Refurte gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte daher: „Wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daran sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert, und die Wege wären liegen geblieben.“ Hackert 5 erwiderte: „Das Beste wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur hinschickten, der die Wege untersuchte.“ „Nein,“ sagte jener, „das geht nicht; denn die Schurken können den Ingenieur bestechen; so kommt von neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bei Ihrem Zeugnis bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich 10 sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben.“

Protektion und Vertrauen.

Einen Morgen, da Hackert ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um zehn Uhr zum Majordomo auf den Palaß kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er 15 ein anderes vom Marquis Caraccioli, er möchte in seine Sekretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Lauser vom König hereintrat, Hackert sollte zwischen elf und zwölf Uhr zum König kommen. Venuti sagte: „Wie ist es möglich, daß Sie so ruhig sitzen und malen? Wenn mir dies 20 begegnete, so wäre ich halb tot.“ Hackert sagte: „Ein jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig sein sollte. Wenn man ein reines, unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem jeden frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle drei mich diesen Morgen verlangen; so 25 verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erster Sekretär sagte ihm, er wäre schon oben zum König gegangen. Er ging also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „Der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich ver- 30 langt, daß Sie mit dabei sein sollen.“ — Hackert sagte: „Wenn Ew. Excellenz es verlangen, so bin ich zum Dienste des Königs bereit.“ — „Andres als Inspektor soll auch mit dabei sein.“ — Hackert schlug noch Bonito und Fischetti vor, damit es nicht

31 Bonito und Fischetti. Giuseppe Bonito (1705—1789), einer der besten Schüler Zollimenas, wie Fedele Fischetti neben de Dominicci, Mariano Rossi u. a. am malerischen Schmuck des Palaßes zu Caserta beteiligt. Fischetti nennt ihn „einen ziemlich geschickten Maler, aber ohne Kenntnis und gründliches Studium“.

Fremde allein wären. Es wurde genehmigt und die Sache fürs erste im großen in einem Monat zu stande gebracht. — Marchese Caraccioli als ein alter Bekannter und Freund nahm Hackert freundlich auf und sagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn sie einem jungen Sizilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron ist und ein, wie es mir scheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Pension bekömmt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu studieren. Finden Sie seine Arbeit nicht gut, und daß der Mensch wenig verspricht, so verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen.“ Hackert lachte herzlich und sagte: „Das ist schnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz, und ich soll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Pension bekommen kann.“ — „Nein!“ sagte er, „wenn ich ihn dem König empfehle, so sagt gleich der König, daß ich die Malerei nicht genug verstehe; wenn Sie es thun, so glaubt es der König.“ Hackert hat, daß der junge Mann sein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, so wollte er alles thun, was in seinen Kräften stände. Er möchte indes Geduld haben, bis der König in Neapel in sein Studium käme, wo er das Bild des jungen Malers Cranti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut; dem König gefiel es, und Cranti bekam die Pension, vier Jahre in Rom zu studieren.

Wie Hackert zum König kam, fand er dafelbst den Ritter Santasila, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm schon Kommissionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, sagte er zu Hackert: „Ihr gehet morgen mit Santasila nach Caserta. Ihr kennt die Kiste, worin die Kupfer sind. Suchet nach Euerm Geschmack die besten davon aus und verziert mir auf Belvedere das und das Zimmer!“ Der König zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und sagte: „In dem Kabinett, wo Borelli schläft, wißet Ihr, ist ein kleiner Schrank; in dem Schrank werdet Ihr viele Schlüssel finden, worunter auch der zu den Kupferstichen ist.“ Indem der König den Schlüssel hielt, so wollte Santasila den Schlüssel nehmen,

6. Anton von Maron (1733—1808), der Schwager und der beste Schüler von Raffael Mengs. In Meyers „Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (S. 305) heißt es von ihm, bei allem Geschick sei er nicht befähigt genug, „merkwürdige Erscheinungen hervorzubringen“. Goethe war mit ihm in Castel Gandolfo beisammen (a. a. D. 2, 113). — 22. Jahre, 1 Jahr. — 29. Euerm, 1 Euerm.

wie es sich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüssel zurück und sagte zu Hackert: „Ich gebe Euch den Schlüssel; laßet ihn nicht aus Euern Händen! Kommt Ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, so bringt mir den Schlüssel wieder; wo nicht, so händigt mir ihn morgen früh ein!“ Hackert war sehr ⁵ verlegen und hat nie die Ursache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüssel anvertraute. Indessen richtete er die Sache so ein, daß Santasila mit dabei sein mußte, wie er den Schlüssel aus dem Schranke nahm, und ebenso auch bei dem Kupferaussuchen. Also vor den Kustoden des Palastes in Caserta hatte ¹⁰ dem Anschein nach Santasila alle Ehre.

Der König setzte Hackert so oft in Verlegenheit durch sein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er sich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, so war es natürlich, ¹⁵ daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte, welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er hat Seine Majestät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verschonen; es half alles nichts; denn wenn der König einmal es so will, so hilft kein Bitten, er geht seinen geraden ²⁰ Weg fort.

Zeichnstunden.

Hackert war in der Gesellschaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Vivenzio, die zwei Nichten bei sich hatte, die Kamersittinnen bei den Prinzessinnen waren. Beide Fräulein ²⁵ zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu spielen, so wurde die Abende, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fräulein Baronesse von Bechhard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter des Königs, jetzigen ³⁰ römischen Kaiserin, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toskana verheiratet wurde, sich befand. Da die Königin sah, daß die Fräulein sehr artig Landschaften zeich-

3. Cuern, 1 Curen. — 22. Zeichnstunden. Auch Goethe erwähnt diesen Unterricht als einen Beweis für das besondere Vertrauen, mit dem die Königin Hackert beehrte (a. a. S. 1, 270). — 30. Frau Therese. Maria Theresia, seit dem 19. September 1790 die zweite Gemahlin Kaiser Franz I. Sie starb am 13. April 1807. — 31. Frau Luise, seit 1790 Gemahlin Ferdinands III., der seinem Vater Leopold II. 1790 als Großherzog von Toskana folgte. Sie starb 1802 (Ziv.).

neten, so fiel es ihr ein, daß Hackert beiden Prinzessinnen Lektion geben möchte. Hackert erwiderte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und anderen Kommissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einer Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog sich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: „Sie gehen viele Abende in diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern! Dieselbe Gesellschaft soll auch da sein, und sie zeichnen alle zusammen.“ Sie setzte noch hinzu: „Ich werde, so oft ich Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen.“ Es ist beinahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuschlagen; ihre Beredsamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen ist, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es Hackert annehmen, mit dem Beding jedoch des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeister der Prinzessinnen; denn hätte er den Titel und Gehalt von vierzig Ducati monatlich angenommen, so hätten ihn die Gouvernantinnen kommandiert, welches ihm gar nicht anständig war. Also wurde es angefangen. Die Prinzessin Marie Theresese, mit allem Geist, war sehr flüchtig, die Prinzessin Luise solider und zeichnete besser. Die Königin kam sehr oft, so daß mehr Gesellschaft als Lektion war. Oft, wann Hackert sah, daß die beiden Prinzessinnen nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor unter verschiedenen Vorwänden, daß es besser wäre, von der Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder andere Kunstsachen, welches den Prinzessinnen außerordentlich gefiel. Er machte sich durch diese Art, Lektion zu geben, sehr beliebt. Seine Absicht war eigentlich diese, daß die Prinzessinnen von den Künsten unterrichtet würden, um mit Remeraugen selbst urtheilen zu können, wenn sie künftig imstande wären, die Künste zu unterstützen. Je länger dies dauerte, je lästiger wurde es ihm. Da die Prinzessinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, so konnten sie des Abends die Stunde sieben Uhr nicht erwarten; denn die Gesellschaft unterhielt sie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche sie frei hatten, nicht wollten geniert sein, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte sich darüber; indessen war nichts zu machen. So frei auch die Gesellschaft war, so war sie doch gespannt; denn jedes

3. anderen, 2 andern. — 4. einer, 1 einiger. — 18. anständig, geziemend.

Wort, das gesprochen wurde, mußte bedacht sein, sonst gab es Anstoß.

Dieses hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tischbein durch die Donna Karolina, die wirklich eine brave, wackere Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Theresese Lektion im Malen zu geben. Er glaubte viele Vorteile davon zu ziehen, die aber seinen Wünschen nicht entsprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzessinnen beide verheiratet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königin zum Geschenk für allen den Zeitverlust, den er hatte. Auf diese Weise kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geschenk, eine goldene Dose, für drei Jahre, die er die meiste Zeit in Caserta, auch oft in Neapel des Abends zugebracht hatte. Die Achtbarkeit hatten sie für ihn, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie ihm wissen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten sie noch für ihn; zum Beispiel, wenn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen das Verzeichnis machen mußten von denen, die sie einluden, welches die Königin nachsah und diejenigen ausstrich, die sie nicht haben wollte, so wurde Hackert jedesmal eingeladen, sowohl zu ihren kleinen Bällen als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speiste. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speiset, war aber bei Tische zugegen, aß wohl einen gefrorenen Sorbet und sprach viel. Sie hatte das so mit Fleiß eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Überhaupt muß man gestehen, daß eine Privatdame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen gesehen hat wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachsagen, daß sie in Krankheiten die Wärterin und stets die beste Mutter ihrer Kinder in allen Stücken gewesen ist. Der König gleichfalls liebt seine Familie zärtlich und ist ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung seiner Kinder gänzlich der Königin überlassen hat.

Da die Prinzessinnen so weit waren, etwas machen zu können, so fertigten sie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich

4. Tischbein. Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751—1829), das hervorragendste Mitglied der betannten Künstlerfamilie. Seine Aufzeichnungen (vergl. Einl. S. 88 Anm.) ergänzen diejenigen Hackerts. — Donna Karolina. Die Königin? — 21. so mit Fleiß, 1 mit Fleiß so.

gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Persano auf der Jagd; da er sie bekam, ward er so vergnügt, daß er sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhing und den zärtlichsten Dank-
5 jagungsbrief an seine Kinder schrieb.

Direktorstelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor seinem Tode zum Ritter des Konstantinordens gemacht hatte mit einer kleinen Kommanderie von vierhundert Ducati jährlich, sich bei dem
10 Professor in der Kirche so sehr erhitzte, daß der alte Mann drei Tage darauf starb und es nie hatte genießen können, so bewarben sich viele um seinen Posten. De Angelis, ein Sizilianer, ganz guter Maler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Professor mit einem sehr kleinen Gehalt gedient und des
15 Direktors Bonito Stelle viele Jahre vorgestanden, hatte die gerechtesten Ansprüche auf diesen Posten sowohl wegen seines Talents als anderer Verdienste. Wilhelm Tischbein war auf Hackerts Anraten nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hause desselben und mietete sich hernach ein eigenes Quartier,
20 weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb sich durch die Deutschen, die um die Königin waren, um die Direktors-Stelle bei der Akademie. Es wurde mit Hackert davon gesprochen; er antwortete, daß er sich nie in die Sache mischen werde, wenn er nicht gefragt würde, daß er es für unbillig hielte,
25 einen Mann von Verdienst, wie de Angelis war, der so viele Jahre gedient hatte, zurückzusetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tischbein nicht entgegen sein würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bei dem König zu diesem Posten zu empfehlen, weil er ein Fremder sei. Hackert wurde nicht weiter gefragt; also ließ
30 er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegierte einen elenden Maler,

12. De Angelis, neben Gannacci Lehrer der Anfangsgründe bei der Neapeler Zeichenakademie. Vergl. Tischbein a. a. S. II. S. 153 und Calendario e Notiziario della Corte per l'Anno Napoli. 1797. — 17f. Wilhelm Tischbein . . . Neapel gekommen. 1787 mit Goethe. — 22. Direktors-Stelle, 1 Director-Stelle. — 31. Don Ciccio Danielle, Sekretär der Akademie der schönen Künste:

Mondo, weil er aus Macerati bei Caserta war, und er der Cicisbeo vor diesen Jahren von seiner Frau gewesen. Mondo, außerdem daß er ein schlechter Maler war, fiel jedermann mit seinen elenden Sonetten beschwerlich und hatte sich durch seine Satire viele Feinde gemacht. Die Erbschaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, so daß er außer einem kleinen Stücke Land, welches ihm sein Vater als Fideikommiß gelassen, nichts mehr besaß. Durch den Danielle, unter dessen Departement die Sache fiel, weil er der erste Sekretär bei dem Minister Marchese di Marco war, wurde es so weit getrieben, daß Mondo Direktor der Malerakademie werden sollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tischbein haben. Hackert bekümmerte sich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So stritten sie sich fort.

Einen Morgen kam Tischbein zu Hackert und sprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, so viel als in seinen Kräften stünde und wo er könnte, behülflich zu diesem Posten sein, daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Direktor zweihundert Ducati und als Kammermaler die gewöhnlichen vierhundert Ducati, zusammen also sechshundert Ducati. Hackert stellte dem Tischbein vor, daß, wenn ihn der König zum Direktor machte mit den zweihundert Ducati, dies nicht der Mühe wert wäre und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermaler machte, alsdann wäre es schon der Mühe wert, mit sechshundert Ducati jährlich den Posten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der Akademie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch vierhundert Ducati zu rechnen wäre. Er versicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen sein würde, als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorschlagen könnte. Tischbein sagte: „Der König giebt Ihnen zwölfhundert Ducati jährliche Pension und Logis für nichts, als daß Sie nur bei dem König sind, wenn er will; wie ist es möglich, daß ich als Direktor mit so Wenigem bestehen kann?“ Hackert erwiderte ihm: „Mein

1. Mondo. Domenico Mondo, in allen früheren Ausgaben „Monti“, was schon G. W. Schiller in der Ausgabe von Tischbeins Lebensstizzen (a. a. D. II. S. 138 Anm.) verbessert. Er war damals bereits achtzig Jahre alt. — 5 ff. Die Erbschaft . . . besaß. Anders die Schilderung bei Tischbein (a. a. D. II, 110), wo Mondo als durchaus edel und nur durch allzugroße Freigebigkeit verarmt dargestellt ist.

Posten ist ein neuer, der nie bei Hof existiert hat; er ist vom Könige geschaffen und wird vermutlich auch mit mir aufhören.“ Tischbein sagte: „Der König von Preußen hat mir tausend Thaler anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen und die Direktorsstelle der Akademie annehmen.“ Hackert sagte ihm: „Ich rate Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen; denn tausend Thaler in Berlin sind so gut als sechshundert Ducati in Neapel.“ Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk so, daß Tischbein und Mondo einen Konkurs machen mußten mit einem aufgegebenen historischen Sujet, welches jeder allein für sich zu machen hatte; wer es am besten machte, sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Konkurs ward gemacht. Natürlich war Tischbeins Bild gut gezeichnet, wohl komponiert; wer beurteilte es aber? Don Ciccio Danielle und sein Minister Marchese di Marco; beide verstanden nichts von der Malerei. Danielle wollte seinen Mondo zum Direktor haben, die Königin den Tischbein; also zog sich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, so daß es Tischbein sehr leid that, es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorschlag durch seinen Minister, daß sie beide Direktoren würden, daß der König die sechshundert Ducati, die Bonito hatte, zusammen lassen möchte, daß ein jeder Direktor dreihundert Ducati erhielte, doch ohne den Titel als Kammermaler. Der König, den man schon lange damit einmürrt hatte, genehmigte es, und Tischbein ward mit Mondo Direktor, jeder mit dreihundert Ducati jährlich. Tischbein bezahlte allein dreihundert Ducati jährliche Miete für sein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erst vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geschickter Mann erwarb er sich Verdienste um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, sondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den echten antiken Stil ein, so daß seine Lehren in der Folge gute Früchte brachten und einige Wenige aus seiner Schule, die nachher als Pensionärs in Rom studierten, sehr geschickte Maler wurden. So lange er noch in Rom war, malte

13. Der Konkurs ward gemacht. Das Thema war: „König Massinissa, wie er seine ebemalige Geliebte Sophonisbe, die Gemahlin des numidischen Königs Zynbar, gefangen nimmt“. — 25 f. Tischbein . . . Direktor. Im Jahre 1790. Er stellt es (a. a. D. II. S. 135 ff. über seine Lehrthätigkeit giebt er dort selbst genauen Aufschluß) so dar, als ob er dem König freiwillig die Teilung des Gehalts vorgeschlagen hätte. — 31. Pensionärs, mit Stipendien ausgestattete Studierende.

er sehr gut und versprach viel. Sein Konradin war gut koloriert, durchsichtig, wahr und angenehm. Auch mit verschiedenen Porträten, die er in Rom malte, machte er sich Ehre. Nachher verließ er das Malen, legte sich aufs Zeichnen, besonders etruskischer Vasen, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Malertalent 5 Abbruch that.

Enkaustik.

Da der Rat Reiffenstein in Caserta bei ihm war, so machte Hackert einige Versuche à l'Encaustique, sowohl auf seine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer oder auf große Tavolozze, die er tünchen ließ, daß sie also wie eine Mauer waren. Der König, der vielmal in sein Studium kam, wollte das Wachseimbrennen selbst mit ansehen und sagte: „Morgen früh werde ich kommen.“ Hackert vermutete, daß es, wie gewöhnlich, gegen sieben Uhr sein würde; er kam aber halb fünf Uhr. Zum 15 Glück waren die Bedienten schon auf. Hackert stieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt sich indessen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen sah und selbst Hand mit anlegte. Diese Malerei wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm so sehr, daß er gleich sagte: „Ihr müßet mir 20 mein Bad im Belvedere enkaustisch malen lassen,“ welches auch wirklich geschah. Der König sprach sehr viel über diese Art von Malerei und wollte genau davon unterrichtet sein. Reiffenstein und Hackert waren verschiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich wäre, ein Gemälde in vollkommener 25 Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz blaß sehe und auf das Geratewohl arbeite, daß man erst siehet, was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in den Farben bereits befindliche schmelzet und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen. Reiffenstein behauptete, 30 man könne retuschieren. Hackert gestand es ein. „Aber,“ sagte er,

1. Sein Konradin: Konradin von Schwaben nach der Verkündigung seines Todesurteils beim Schachspiel mit Friedrich von Stierreich. Das nebst Wiederholungen in Rom ausgeführte Bild befindet sich jetzt in der Galerie zu Gotha — 4f. legte sich ... Vasen. Die großen Sammelwerke Tischbeins „Collection of engravings from ancient vases in the possession of Will Hamilton etc.“ Neapel 1791 ff. und „Homer nach Antiken gezeichnet“ Göttingen und Stuttgart 1801 ff. sind gemeint. Vergl. Fiorillo, Kleine Schriften u. s. w. Göttingen 1806. II. S. 153. Histor. Übersicht d. Versuche die enkaustische Malerei der Alten wiederherzustellen, und von neueren Forschungen: C. Donner von Richter, über Technisches in der Malerei der Alten. München 1885 und Cros et Henry, L'Encaustique. Paris 1884. — 11. Tavolozze, Breiter. — 16. die Bedienten schon, 1 schon die Bedienten — 22. von fehlt 1.

„man tappet bei der Metusche ebenso im Dunkeln wie zuvor; denn die Farben sind blaß. Es kommt also mit aller Praktik auf ein gut Glück an, ob es gerät oder nicht.“ Er bewies, daß die antiken Gemälde in Portici, die in Pompeji und Herculanium gefunden waren, keine Harmonie hätten, daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemalt wären, als Rot, Gelb, Grün, Blau u. s. w., daß das Fleisch in diesen Gemälden gemeinlich zu rot wäre oder gar zu blaß und grau. Kurz, es schien ihm schwer, daß man ein vollkommenes Gemälde enkaustisch verfertigen könnte. Überdem so ist er der Meinung, daß ein Ölgemälde, wenn es mit guten Farben behandelt ist, so lange dauern kann als ein enkaustisches Gemälde auf Holz oder Leinwand. Eins und anderes muß in acht genommen werden, wenn es sich konservieren soll. Was Verzierungen betrifft auf Mauern, da ist diese Art Malerei vor-
 10 trefflich. In den Verzierungen kommt es so genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas wenig dunkler oder heller ist. Da nun der Maler sich zu seinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne, die er nötig hat, berettet, so kann es ihm nicht fehlen, daß seine Verzierungen sowohl in Clairobscur als Camajeu gleich
 15 werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verschiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß alles aus einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieser Dekorationsmalerei angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er seine Farben sehr gleich dick und nicht dick an
 20 einer Stelle und an der andern dünner aufträgt, dann wird es auch beim Einbrennen egal. In Italien ist diese Malerei sehr nützlich, um ganze Zimmer auszumalen; denn sie hält sich sehr rein. Man staubt es ab und reibet es mit einem wollnen Lappen über, wie man einen gebohten Tisch abreibet, so bekommt es
 25 seinen vorherigen Glanz. Man ist von allerlei Insekten frei, die sich in warmen Ländern häufig in die Kalkritzen einmisten, die sehr schwer herauszubringen sind ohne Murpiment, der aber in Leimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang stinft. — Ob in den nördlichen Teilen von Europa die Enkaustik anwend-
 35 bar ist, müßte die Erfahrung lehren; denn da nach großen Frösten

14. Mauern, 1 Mauer. — 15. darauf fehlt 1. — 19. Camajeu = einfarbige Malerei, so grisaille, wenn Grau in Grau, citage, wenn Gelb in Gelb u. s. w. Auch „Clairobscur“ ist hier im Sinne dieser Reliefmalerei — braun, mit aufgesetzten Lichtern — gebraucht. — 26. beim, 1 bei dem. — 32. Murpiment, gelbe Arsenblende, Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, als Malerfarbe verwendet.

die Wände, wenn sie aufstauen, öfters so schwitzen, daß das Wasser herunterläuft, so könnte es leicht sein, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abspringen. Hernach so ist sie gegen die Leimfarbenmalerei teuer. Da bei der Dekoration viele Mode herrscht und selten der wahre gute Geschmack nach den Antiken eingeführt ist, so ist die Leimfarbenmalerei vorzuziehen, weil sie weniger kostet und man nach der Mode seine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architekt Santarelli hatte einen Plan gemacht, wo- nach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, aus- gebaut und vergrößert werden sollte, so daß alle Kunstwerke da- selbst aufgestellt werden könnten, die sämtlichen Statuen, das ganze Museum von Portici, die Gemälde von Capo di Monte, und was sonst noch von Kunstwerken und Antiquitäten sich vor- fände. Der Plan war gut, bequem und anständig. Nachdem der König stundenlang mit Hackert und Santarelli alles untersucht hatte, erhielt jener den Auftrag, einen genauen Anschlag über Kosten und Ausführung zu besorgen. Es waren fünfhunderttausend neapolitanische Dukaten nötig. Dabei war der Plan so gemacht, daß niemand stehen konnte und, wenn die Galeerenklaven wie gewöhnlich beim Abtragen des Berges und beim Legen der Fundamente arbeiteten, noch vierzigtausend Dukaten erspart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war sehr zufrieden mit allem; Hackert verlangte jährlich fünfzigtausend Dukaten, in der Bank deponiert, und versprach, das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in weniger Zeit alles in Ordnung sein.

Der Marchese Venuti jedoch mit seiner Vielschwänzeri verdarb alles; denn die Sekretarie war schon eiferfüchtig, daß der Papst, der dem Minister abgeschlagen hatte, die Farnesischen Statuen abgehen zu lassen, dasselbe doch nachher dem Marchese Venuti und Hackert bewilligte, und nun arbeitete sie daran, daß die Studien nicht gebaut werden sollten. Durch Kameristinnen

9. Studien-Gebäude. Vergl. Goethe a. a. O. 2, 38. — 11. das große ... genannt, il palazzo degli Studi, in dem sich jetzt das Museo Nazionale befindet. — 30. Vielschwänzeri, so viel wie Vielgeschäftigkeit. — 31. Sekretarie, segrete-ia. Kammerlei.

machte man die Königin glauben, Hactert würde den Staat ruinieren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König fest, nach und nach wie gewöhnlich gewann die Königin. Da Hactert dies merkte, zog er sich mit Ehren aus der Sache und
 5 wollte mit dergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwei Jahre darauf that Don Ciccio Danielle Vor schläge, wie jene Zeichnung von Santarelli ausgeführt werden könnte. Sie wurden angenommen, und man verthat in zwei Jahren drei-
 10 hundertundfünfzigtausend Ducati, und der achte Teil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiskal Marchese Bivenzio bekam die Kommission. Verschiedene starben während des Pro-
 zesses, sogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santarelli zog sich aus der Affaire und
 15 schob alles auf den zweiten Architekten, welcher gestorben war. Der König fand sich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marchese Bivenzio, ein wahrer Patriot und Kunstliebhaber, wünschte, daß das Werk ausgeführt würde, und suchte verschiedene Male Hactert zu bereden, es von neuem anzugreifen. Dieser aber
 20 gab die kurze Antwort: „Der Hof will betrogen sein; in meinem Leben müßte ich mich nicht mehr in die Sache.“

Seehäfen.

Im Jahr 1787 wurde in Castel a mare das erste Kriegsschiff gebaut, von vierundsiebzig Kanonen, La Parthenope. Das
 25 Schiff, im Moment als es von Stapel abliefe, sollte nebst dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuschauenden Volk vorgestellt werden. Im Grunde war der Besuw, von jener Seite her gesehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausgeführt, und Georg Hactert stach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton
 30 sich sehr geschmeichelt sah.

Der König bestellte noch fünf andere große Bilder, lauter Seehäfen: die Zurückkehr der Eskadre von Algier mit der Aussicht der Rhede von Neapel, von Santa Lucia genommen; den
 35 Hafen von Castel a mare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen;

La Badia di Gaëta, in der Kerne der Molo di Gaëta und die päpstlichen Galeeren; eine Rue von Fozio auf der Insel Ischia. Diese sechs Bilder sind in Caserta in einem Vorzimmer des Königs.

Der König schickte Hackert 1788 nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu malen. Er gebrauchte zu der Reise am adriatischen Meere von Manfredonia bis Tarent mehr als drei Monate.

San Leocio.

Als er von gedachter Reise zurückkam, präsentierte er sich der Königin, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leocio eine Kur brauche, und ihm sagte, daß er so bald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Gesellschaft zu leisten, der in dieser Zeit sonst niemand sehe. Hackert ging denselben Tag noch nach Caserta. Abends nach seiner Ankunft bekam er ein höflich Billet, im Namen des Königs geschrieben, daß er sich nicht inkommodieren möchte, des andern Morgens zu kommen; es würde Ihro Majestät aber angenehm sein, ihn um vier Uhr des Nachmittags zu sehen. Er wurde sehr gnädig empfangen, der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er beim Weggehen die Befehle Seiner Majestät verlangte, so frug der König: „Bleibt Ihr in Caserta oder geht Ihr wieder nach Neapel?“ Hackert erwiderte, daß er ganz von Ihro Majestät Befehlen abhinge. Der König sagte sehr gnädig und freundlich: „Wenn Ihr in Caserta bleibt, so werdet Ihr mir einen Gefallen thun, alle Nachmittag um vier Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer besehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Kur zu Ende ist.“ So geschah es nun, und die Zeit verfloß sehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Personen, die ihm Gesellschaft geleistet hatten, auf eine sehr verbindliche und schmeichelhafte Weise. Es war niemand als Duca della Miranda, Duca di Riario, der Arzt Veiro und Hackert.

Der König hatte indessen den Gedanken gefaßt, San Leocio zu vergrößern sowohl wegen seiner Seidenfabrik, die er da anlegte, wozu er verschiedene Florentiner hatte kommen lassen, als

auch wegen des alten Palastes von Belvedere nebst der Kirche, die so zu sagen ein Palast war, welche aufs neue befestigt und hergestellt werden sollten. Diesen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

5 Der Architekt Collicini hatte den Bau zu besorgen. Er war ein Schüler vom alten Vanvitelli, sehr solid im Bauen, aber dem unglücklichen Borominischen Geschmack ergeben, und in dieser Art hatte gedachter Architekt schon vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bei Hackert in Neapel vielfach
10 im Hause gewesen war, gefiel der dort angebrachte Geschmack, zu möbliren und die Zimmer zu verziern, gar sehr. „Es ist simpel,“ sagte er, „und schön, und doch ist ein Luxus darunter versteckt.“ Nun glaubte er im Anfang, mit Collicini dergleichen selbst machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er
15 Hackert ganz unversehens nach San Leocio rufen und sagte: „Ihr müßt mir helfen, sonst werde ich nicht fertig. Ich glaubte, es allein machen zu können; aber ich sehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferstiche im kleinen Kabinett zu arrangieren. Nun habe ich Mariano Rossi hier, er soll mir einen
20 Plafond malen; Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben.“ Hackert antwortete: „Lassen mich Ew. Majestät ein wenig darauf denken.“

Der König, der in allem, was ihn persönlich angeht, sehr feurig ist, machte zehn Schritte und frug gleich: „Was ist Eure
25 Meinung?“ Jener versetzte: „Da dieses ein Schlafzimmer ist, so finde ich schicklich, eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen, und über dem Spiegel des Kamins würde der Genius des Schlafes vorgestellt. Das Übrige würde ganz simpel ver-
ziert, damit man ruhig die schöne Aussicht der Campagna felice
30 genießen könne. Indeß findet sich vielleicht noch was Besseres, wenn Ew. Majestät mir Zeit lassen, zu denken.“ Der König sagte: „Besser kann es nicht werden,“ und so wurde es ausgeführt.

6. Luigi Vanvitelli (1700—1773), Schüler des Silippo Juvara, darf als der letzte bedeutende Meister des italienischen Barockstiles gelten. Nach reicher Thätigkeit in Rom, Urbino und Ancona ward er an den Hof Karls III. von Neapel gerufen, wo er sein durch meisterhafte Raumverteilung bei größten Dimensionen ausgezeichnetes Hauptwerk, den Palast von Caserta schuf. — 7. Borominischen Geschmack. Francesco Borromini (1599—1667) neben Bernini ein Hauptvertreter des italienischen Barockstiles. — 19. Der Maler Mariano Rossi, ein in Rom unter Menge ausgebildeter Sizilianer. Seine Hauptwerke sind die Malereien im Dom zu Palermo; gest 1812 zu Rom. — 28. Schlafes, 1 Schlaf. — 30. Besseres, 2 Bessers.

Nun kam es an den Saal, wo der König Perionen empfing. „Hier,“ sagte er, „will ich es sauber haben, aber nicht königlich — stellet Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landsitz bin — ohne Luxus, aber sauber. Was denket Ihr hier für den Plafond anzugeben?“ Hackert antwortete: „Weil San Leocio 5 ein Ort ist, wo Manufakturen angelegt werden, so finde ich ichidlich, im Plafond vorzustellen, wie Pallas die Menschen lehret spinnen, weben und dergleichen.“ Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürstücken waren die schönen Künste vorgestellt. Die Mabinette und Zimmer von seiner Suite 10 wurden alle simpel und anständig orniert und dienten, bei Festen Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der sowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weise orniert. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgestellt und in 15 vier runden Feldern Bacchus, der den Menschen den Ackerbau, Weinbau u. s. w. lehrte. Dieses wurde sehr schlecht von Fischetti ausgeführt, so daß der König sagte, als er es fertig sah: „Es ist gut für eine Schenke, aber nicht für mich.“ Indessen da er den Künstler selbst gewählt hatte, so ließ er's geschehen 20 und sagte: „Die Möbeln, die Ihr habt machen lassen, sind solid und elegant; die Malerei will ich nicht ansehen. Es ist mir zu langweilig, von neuem anzufangen und es herunterreißen zu lassen.“

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben von 25 achtzig Palmen Länge, wo er schwimmen konnte. Nachdem dieses gebaut war, ornierte es Hackert enkauistisch, sogar den Plafond, welches zwar mühsam war, aber glücklich ausfiel. Also war Belvedere di San Leocio fertig. Der König gab ein Fest, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut 30 war, die Nina pazza per Amore von Paisiello zum erstenmal aufgeführt wurde. Hackert hatte die Anstalten zu dem Feste gemacht und, ungeachtet alles eng und klein war, dergestalt die Einrichtung getroffen, daß über dreihundert Damen und erste Kavaliere an den Tafeln sitzen konnten, die übrigen aber an 35 kleinen Tischen oder stehend soupierten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als sie den Tag vor dem Feste alle Anstalten sahen, indem sie

21. Möbeln, 1 Möbel. — 22. zu seht 2, 3. — 28. Also war, 1 Also ward.

nie geglaubt hatten, daß so viel Platz da wäre und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendigt war, wurde soupiert. Die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs
 5 Tafel befanden sich achtundvierzig Personen, und da eben zu der Zeit eine spanische Eskadre vor Neapel lag, so waren auch alle Stabssoffiziere derselben zu dem Feste geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beschenkte Hackert mit einer goldenen Dose und Reperieruhr, so daß die Königin sagte: „Gott vergeb’
 10 es mir! Ich fürchte, daß es nahe an seinem Ende ist; denn er schenkt niemals.“ Indessen ist anzumerken, daß der König nicht Dosen, Uhren und dergleichen verschenkte, wie die Königin häufig that; lieber verehrte er hundert, auch zweihundert Unzen in Gold, welches denn für den Empfänger weit besser war als eine Dose,
 15 die er mit achtzig Unzen bezahlt hätte und nur vierzig wert war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architekt Colli-
 cini hatte abermals den Auftrag. Es ist ein großes Jagdhaus,
 oder vielmehr kann man es einen Jagdpalast nennen. Es sind
 20 viele Ställe dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterei daselbst angelegt ist, theils für Kühe, deren über zweihundert waren. In der angelegten Meierei wurde gute Butter und Parmesankäse gemacht. Ingleichen eine Bäckerei, um Brot für die Arbeiter zu
 25 backen; verschiedene andere Gebäude zur Landwirtschaft und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben; denn im Sommer ist die Luft sehr übel, ja in gewissen Monaten tödlich. Indessen Leute, die da geboren sind, halten es aus, ohne
 30 krank zu werden, leben aber doch selten über vierzig bis fünf- undvierzig Jahre.

Hackert erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palast von Carditello nebst der darin begriffenen Kirche mit Bildhauerei und Malerei zu verzieren. Dieses ward in zwei Jahren voll-
 endet. Am Himmelfahrtstag, als dem Fest der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf englische Art gegeben in einem Oval,

3 f. Die Herzogin . . . eingeladen. Anna Amalia weilte vom September 1788 bis zum Mai 1790 in Italien. In Neapel war sie vom 5. Januar bis zum 16. Mai 1789 und dann vom August bis zum Januar 1790.

das rings um den Palast und die Gebäude hergeht und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut ist. In demselben steht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin sich die Musik befindet. Auch waren andere kleine populäre Feste für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tausenden herbeiströmte. Der König 5 war sehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte Hackert für seine Mühe und sagte: „Das ist der einzige Palast, den ich habe, der fertig und völlig möbliert ist.“

Sizilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es 10 fanden sich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indessen immer noch fort, sich für die Künste zu interessieren. Im Jahre 1790 wurde Hackert mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Feluke, mit zwölf Mann wohl bewaffnet, 15 abgeschickt, die Küste von Kalabrien und Sizilien zu besuchen und alle malerischen Seehäfen zu zeichnen und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertigt werden. Die Reise ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieser Jahreszeit ungewöhnlich ist, verlor Hackert 20 viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küste Kalabriens, wo nichts zu zeichnen war, Halte machen mußte. Er ging darauf nach Messina, Syrakus, Augusta und Palermo, wo er zur Zeit des Festes der heiligen Rosalia ankam und den vielen Gaukeleien der fünf Tage beivohnte. Siebzehn Tage war er in 25 Palermo und zeichnete verschiedene Ansichten des Hafens und der Rhede.

Der Vizekönig Prinz Caramanica, der sein Freund schon seit langer Zeit in Neapel gewesen war, nahm ihn sehr günstig auf, und überdies hatte ihn der König noch eigenhändig an den 30 Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palast und war aufs beste versorgt. Den ersten Abend des Festes stellte der Prinz ihn selbst

11. Scappavia, deutsch etwa „Ausreißer“. — 15. Feluke. Siehe oben S. 137, 3, 3 Anm. — 21. Kalabriens, 2, 3 Kalabrien. — 23. Augusta, identisch mit dem bereits S. 172, 3, 14 erwähnten Agosta (Str). — 23f. zur Zeit . . . Rosalia. Sie ist die Schutzheilige der Stadt; ihr Fest wird dort vom 11. bis 15. Juli mit großem Glanze begangen.

der ganzen Noblesse vor; denn der Prinz hatte oft in Neapel gesehen, daß sowohl der König als die Königin Hackert bei Hof-
festen an Souveräne vorstellten, welche damals Neapel besuchten; auch fiel dieses den Palermitanischen Kavalieren, die Hackert
5 kannten und ihn in Neapel als ersten Kammermaler bei allen königlichen Festen gesehen hatten, nicht auf; hingegen die nie von ihrer Insel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Maler vom Vizekönig vorgestellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vizekönig den Künstler oft bei
10 Spazierfahrten in den Hafen und aufs Land mitnahm. Don Ciccio Carelli, erster Sekretär des Vizekönigs, führte ihn in alle übrigen Assembles, wo Feste gegeben wurden.

Da der König den Vorsatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prinzessinnen begleiten
15 sollten, so wollte Hackert noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel sein. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug und ging mit dem gewöhnlichen Packetboot *il Tartaro* zurück. Wäre Hackert nicht noch mit Carditello und dessen Möblierung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der König mit nach Wien ge-
20 nommen. Er wollte aber alles bei seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ er den Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so ging doch alles seinen Gang fort, bis der Krieg
25 nach Italien kam und die beiden Tanten Ludwigs des XVI. aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an zu stocken. Hackert mußte sein Quartier im alten Palast zu Caserta räumen sowie alle andern Kavaliers, denen ihre Wohnung dasselbst angewiesen war; die Prinzessinnen sollten ihn beziehen.
30 Hackert wohnte noch ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun sehr oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr kostete, und Hackert verlor viele Zeit dabei. In-
35 dem ging es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel seltner als sonst. Hackert sah wohl, daß das Ganze

23. Ungeachtet, 1 Obungeachtet.

Goethes Werke 27.

schief ging; aber er durfte sich's nicht merken lassen; denn alle Wohlgefinnten, die nicht in den Ton stimmten, den Haß und Parteigeist angegeben hatten, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht und in Gefahr, ohne Verhör jahrelang im Gefängnis zu schmachten. Hackert, um sich zurückzuziehen und um nur die großen Festtage, wo es seine Stelle erforderte, bei Hofe zu erscheinen oder, wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, mietete sich ein klein Casino sul Vomero, welches die schönste Aussicht vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anstalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er setzte sich in den Wagen und konnte in der zweiten halben Stunde auf dem Palast des Königs sein. Also war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um sich von den traurigen Ahnungen zu zerstreuen, die er von den bevorstehenden Schicksalen hatte, machte er in den heißen Monaten malerische Reisen nach Monte Forte, Monte Vergine, zu den weißen Benediktinern, wo der General und viele Äbte seine Freunde waren, sowie auch zu den Kamaldulensern all' Incoronata. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit malte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Bajä fortsetzte, machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten im Königreich, nach Cajazzo, Pic di Monte, Misa, Sal Matiese. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Kapitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst aufgekündigt werden. Auch war der Kurs auf auswärtige Plätze schon so schlecht, daß man 15 Prozent verlor. Doch würde er dieses nicht geachtet haben, wäre es nur möglich gewesen, sein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufsehen zu machen; der Hof würde es sogleich erfahren und Verdacht geschöpft haben. Also war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

2. Wohlgefinnten, 1 Wohlgefinnte. — 7. erforderte, 1 erforderte. — 9. sul Vomero. il Vomero, eine Anhöhe im äußersten Westen der Stadt Neapel. — 16. Ahnungen, 1 Ahnungen. — 20. Kamaldulenser, ein Einsiedlerorden. — 26. Cajazzo. Vor W „Cajazzo“.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Katastrophe zubereitet, wovon Mylord Nelson und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte sein Silber hergeben. Hackert lieferte für 2400 Scudi Silbergeschirr ein. Löffel und Gabeln ⁵ durfte man behalten. Jenes aber wurde bei angedrohter Konfiskation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreißig Tagen 50 Prozent verloren. Der König zog alles bare Geld an sich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem niemand sich Gutes versprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und ¹⁰ von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Mönchen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazzaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, ¹⁵ sein Hab und Gut ausgeplündert zu sehen und ermordet zu werden. In dieser Lage befand sich Hackert mit seinem Bruder Georg, welche beide in einem Flügel des Francavillischen Palastes wohnten.

Nachdem der königliche Palast ausgeplündert war, standen ²⁰ beide Brüder hinter einer Jalousie am Fenster, um zu sehen, was für ein Lärm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazzaroni riefen einander zu: „Wir müssen den Francavillischen Palast plündern; denn die Königin hat viele schöne Sachen dafelbst.“ Beide Brüder nahmen Hut und Stock und jeder seine Schatulle ²⁵ mit Papieren und Kameen, und was sie sonst Pretioses hatten,

1 ff. die weltbekannte . . . waren. Durch Acton und die zweite Gemahlin Hamiltons (siehe oben S. 120, 3. 17 Anm.), mit der die Königin Karoline eng befreundet war, wurde diese, eine Schwester der bingerichteten Marie Antoinette, und das von ihr beherrschte Königreich Neapel den englischen Interessen dienstbar gemacht. Der englische Einfluß steigerte sich noch, als Nelson 1798 nach Neapel kam und mit der Lady Hamilton ein schamloses Verhältnis begann. Die Franzosen wurden aufs unvorsichtigste herausgefordert. Die Neapolitaner rückten in den Kirchenstaat ein, am 29. November 1798 besetzten sie Rom und drangen bis Tostana vor. Aber bald mußten sie vor den Franzosen zurückweichen; diese fielen in Neapel ein, der König floh nach Sizilien, am 23. Januar 1799 wurde die Hauptstadt erobert und die Parthenopäische Republik gegründet. Als aber die Alliierten in Oberitalien die Franzosen geschlagen hatten, erhob sich das neapolitanische Volk gegen die Republik, am 5. Mai zogen die Franzosen wieder ab, am 10. Juli kehrte der König nach Neapel zurück. Er regierte hier noch bis zum Jahre 1806, in welchem er durch seine vertragswidrige Beteiligung an der dritten Koalition gegen Frankreich Neapel an Joseph Bonaparte verlor. Er behauptete sich mit Hilfe der Engländer in Sizilien bis zum Sturz Napoleons. Durch den Wiener Kongreß erlangte Ferdinand IV. sein ganzes Gebiet wieder zurück, zog 1815 von neuem in Neapel ein und regierte (seit 1816 als Ferdinand I., König beider Sizilien) bis zu seinem Tode, am 4. Januar 1825. Seine Gemahlin Karoline war am 8. September 1814 gestorben. — 2 ff. von dem niemand . . . hatte. Die Neapolitaner, an sich schon schlechte Soldaten, waren beim Ausbruch des Krieges erst zwei Monate unter den Waffen und standen unter dem Befehl des unfähigen österreichischen Generals Rad.

um sich durch den Garten zu retten, zu dessen Genuß ihnen die Königin den Schlüssel gegeben hatte. Sie wollten sich nach dem Kasino auf dem Vomero begeben. Mit einmal entstand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazzaroni, dessen Ursache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicherweise unterblieb die Klünderung. Indessen machten sie so viel als möglich insgeheim Anstalten, die besten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geschehen konnte, theils wegen der Lazzaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist wohl nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind so gewünscht worden als die Franzosen in diesem Augenblick. Es herrschte die größte Anarchie, die man sich denken kann, jeden Augenblick Mord und Todschlag. Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich eine Kugel erwarten. Drei Tage jedoch, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, sah man die wilden Lazzaroni in Lämmer verwandelt; man hatte ihrer sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand Hackert einen Zettel an seiner Thüre, daß der Divisionsgeneral Mey nebst seinem Generalstab und vier Kommissarien bei ihm wohnen solle. Hackert widersetzte sich heftig und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität dieses geschehe. Man antwortete, das Einquartierungsbillet von der Municipalität sollte des andern Tages erfolgen. Indessen rückten sechsundachtzig Jäger und Pferde in den Palast ein, weil so viel Stallung für sie da war. Die vier Kommissärs blieben die Nacht da und schliefen gekleidet auf Matrasen; denn Hackert hatte nur drei Betten, eins für sich, eins für einen Fremden und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Kommissärs alles versiegeln, welches mit guten und bösen Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten sich gleich siebenzehn großer Gemälde von Seehäfen, die dem König gehörten und unten im Studium von Georg Hackert standen. Drei Seehäfen von gleicher Größe waren bei Philipp Hackert in seinem Studium oben, die er

mit Mühe und Weitläufigkeiten rettete; denn er bewies endlich, daß der König sie noch nicht bezahlt habe und sie bis jetzt noch des Künstlers Eigentum wären. General Rey, der vom General Championnet zum Kommandanten von Neapel ernannt war, kam an, logierte sich in Philipps Quartier und bediente sich seines Bettes, seiner Küchengeräthschaften und alles, was da war. Der Generalstab war unten einquartiert bei Georg Hackert, wo sie in Betten schliefen, welche die Municipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Sekretarie. Und so gereichte dasjenige, was ihnen so viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Teil eines königlichen Palastes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem sie als Privatleute gleichsam an des Königs Stelle die neuen Gäste bewirten sollten und ihre eigenen Sachen als königlich angesehen wurden; denn das besondere Verhältnis, worin sie standen, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

R e t t u n g .

Der General Rey lud Hackert den ersten Tag, weil sein Koch noch nicht angekommen war, zum Essen ein, und durch höfliche und kräftige Behandlung, auch durch die Vorstellung, daß sie geborne Preußen seien, wurde der General ihr Freund; und wie Hackert im siebenjährigen Kriege sein erstes Aufkommen als Künstler französischen Offizieren zu danken hatte, so dankte er nun französischen Generalen seine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipalität, daß Hackert so gleich zwölfhundert neapolitanische Dukaten Kontribution bezahlen sollte. Bar Geld war nicht vorhanden; also wendete er sich an General Rey um guten Rat. Dieser setzte sich mit ihm in den Wagen und brachte ihn zum General Championnet, dem er ihn als einen berühmten Künstler vorstellte, da er denn sehr gut aufgenommen ward; allein von der Kontribution war diesmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunst auf eine indirekte Weise von derselben befreit.

4. Championnet war der Oberbefehlshaber der französischen Armee, die gegen die Neapolitaner kämpfte. Im September 1799 wurde er von den Verbündeten bei Fossano und Savigliano geschlagen. — 14. besondere, 1 besondere. — 22f. wie Hackert... hatte. Siehe oben S. 109 f. — 33. befreit, 1 befreiet.

General Key bezeugte sich sehr freundlich gegen die beiden Brüder und verlangte, daß sie täglich mit ihm speisen sollten; ja, er verwies es ihnen auf die höflichste Weise, wenn sie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weise an den Tag, wie sehr er sie schätze und beschütze. Hierdurch wurde Hackert ⁵ in große Verlegenheit gesetzt; denn in seinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht bestehen könne und daß der König bald wieder in den Besitz seines Landes kommen würde. Viele Generale besuchten ihn nun in seinem neuen Hause, das er bezogen hatte, seitdem er den Francavillischen Palast verlassen ¹⁰ mußte. Sie zeigten sich alle als Liebhaber der Kunst, einige als Kenner. General Key war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages sagte er: „Daß Ihr kein guter Republikaner sein könnt, ist mir sehr begreiflich; denn ein Künstler, der jährlich sechstausend Livres Pension verliert nebst einer schönen Wohnung ¹⁵ und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge sein; aber Ihr seid ruhige Leute und habt Euch weder sonst noch jetzt in Regierungsgeschäfte gemischt. Wir schätzen Euch als Artisten und respektieren Euch als Preußen. Und wie ich Euch seit einem Monat kenne, habe ich ²⁰ den besten Begriff von Euch. Aber ich rate Euch, ja, ich verlange aufs dringendste, daß Ihr Neapel verlaßt und nach Paris gehet; denn ich kann Euch vertrauen, daß man mir schon angesprochen hat, Euch als Royalisten arretieren zu lassen. Zieheth weg! Männer und Künstler, wie Ihr seid, Ihr könnt in der ganzen Welt ²⁵ ruhig leben.“

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten schon längst über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältnisse zur Municipalität wohl überlegt und auch vorher schon vom General Key etwas Ähnliches hören müssen. ³⁰ Sie sahen voraus, was nach dem wahrscheinlichen Abzug der Franzosen sie erwartete. Sie beschlossen daher, sich zu entfernen und, wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigstens Livorno zu erreichen; denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toskana. Einige Tage darauf sagte General Key zu Hackert: ³⁵ „Wann gehet Ihr?“ Dieser antwortete: „Mit dem ersten Schiffe, das neutral ist. Ein Däne liegt hier, der Quarantäne hält;

mit dem will ich gehen.“ Der General verietzte: „Thut es so geschwind als möglich, denn ich habe meine Ursachen.“ Er rief sogleich seinen Sekretär und gab jedem einen Paß mit der Weisung, ihn beständig in der Tasche zu tragen und die französische Kokarde auf dem Hut. Und so waren die beiden Brüder bei Hof in Palermo für Jakobiner ausgeschrien, und in Neapel wollte man sie als Royalisten einkertern. In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

A b f a h r t .

10 Endlich war die Quarantäne des dänischen Kapitäns zu Ende, und Hackert mußte bis Livorno über dreihundert Piaster bezahlen für sich, seinen Bruder, einige zwanzig Kisten und einen englischen Wagen. General Ney hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, visitiert werden sollte. Der dänische General-
 15 konsul, Christian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Direktor Tischbein und andere mehr, in allem dreiundvierzig Passagiere. Bei Monte Christo ward das Schiff von einem französischen Kaper besucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, so wurde das Schiff genommen. Hackert
 20 widersetzte sich mit Heftigkeit, zeigte seinen französischen Paß und wurde als Preuße respektiert. Indessen wollten sie das Schiff nach Bastia in Korsika bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Bastia keine Gerechtigkeit sei; also, da die Kaper das Schiff verlassen hatten, handelten sie mit
 25 den beiden Kerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und stellten ihnen vor, der Großherzog von Toskana habe schon das Land verlassen, und die Franzosen seien im Besiz desselben. Sie möchten das Schiff, anstatt nach Bastia, nach Livorno bringen lassen. Dieses kostete zweihundert Piaster, welche Hackert
 30 mit den beiden Obgenannten bezahlte, weil sie die besten Güter auf dem Schiffe hatten.

10 f. Endlich . . . zu Ende. Die Abreise erfolgte nach Tischbein (a. a. D. II. 197) am 20. März 1799. — 17 ff. Bei Monte Christo . . . auf dem Schiffe hatten. Vergl. die in Einzelheiten abweichende Erzählung des Vorgangs bei Tischbein (a. a. D. II, 197 f.). — 22. Schwarz, ein schweizer Bankier. Früher nirgends erwähnt.

L i v o r n o .

Der Wind ward ungestüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reise von dreizehn Tagen kamen sie in der Nacht auf der Rhede daselbst an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich besucht, und weil ein 5 Kaper darauf gewesen war, fünfundzwanzig Tage Quarantäne deklariert, welche auch im Hospital St. Jakob gehalten wurde.

Hackert ließ gleich seinen englischen Wagen wegbringen; da es aber an die Kisten kam, wollte man sie visitieren, ob auch englische Waren darin wären. Durch den preußischen Agenten 10 und den General Miollis aber wurde alles sogleich vermittelt und die Kisten ohne Visitation verabsolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläufigen Prozeß, der erst lange hernach in Paris entschieden wurde.

General Miollis war durch General Rey schon unterrichtet, 15 daß die beiden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber schwer auszuführen, und man ließ die Entschuldigung gelten, daß das Meer voller Kaper und das Land voller Armeen sei. Sie wählten einstweilen Pisa zu ihrem Wohnplatze und hielten sich stille, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten 20

F l o r e n z .

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahr 1803 kaufte Philipp Hackert sich eine Villa mit zwei Podere, welches so viel sagen will als zwei Bauerfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen 25 bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Carreggio, nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. Hackert hatte seine Wohnung in Florenz und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig malte und sich dabei auch mit der Kultur des Landes beschäftigte. Er be- 30 handelte seinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte sein Öl,

11. Miollis, französischer General, derselbe, der 1808 Rom besetzte und Pius VII. gefangen nehmen ließ (Str.). — 13. weitläufigen, 1 weitläufigen. — 21. Podere = possessione, Landgütern. — 31. nach Chaptals Unterricht Jean Antoine Claude Chaptal, Graf von Chanteloup (1756—1832), Verfasser der „Eléments de chimie“ (1790). Das von ihm vorgeschlagene Verfahren besteht darin, daß ein Teil der Säure im Most mit tohlensaurem Kalk neutralisiert und die noch erforderliche Menge Zucker zugelegt wird.

wie es die Provenzalen machen, legte sich einen Küchengarten an, baute das Kornland besser, ließ gemauerte Gräben ziehen, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gütchen in kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gestört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel und was sonst von dieser Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4ten November 1805, noch nicht fünfzig Jahr alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben; denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten.

L e b e n s e n d e.

15 Noch ein ganzes Jahr verlebte Philipp Hackert in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menschen, die auf eine entschiedene Weise ihres eigenen Glücks Schmiede sind. Sein angebornes Talent entwickelte sich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgesetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn gesehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbstbeherrschung jedermann dienen und niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe, sich in Menschen zu schicken, ohne im mindesten biegsam zu sein. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheile, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, zu seiner Zeit vor vielen andern begünstigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er seine Kunst sowie seine Geschäfte betrieb, ward mild und leidlich für andere, indem sein eigentliches Metier ihn jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber suchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten strebten ihm nach, und jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geschätzt, ohne be-

neidet zu werden, und konnte immer er selbst sein, ohne den Menschen lästig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater; er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beschützer. Sein Äußeres war seinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er sich 5 strack, ohne steif zu sein, doch mehr mit einem ernstern als gefälligen Anstand. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomate sich immer auch gegen die vornehmsten Per- 10 sonen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihresgleichen nicht ist, doch ihresgleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war und seinen Teil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, 15 Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den Besten, die uns aus dieser Nation bekannt geworden; eine Vergleichung, die, indem sie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.



Nachträge.

Vor Erinnerung.

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographischer Aufsätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und
5 letzten Verordnung zugebracht hatte. Sie sind größtenteils von Hackerts eigener Hand, und freilich war die vorzunehmende und dem Verstorbenen zugesagte Redaktion manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Unmut solcher Aufsätze beruht auf einem natürlichen, fast
10 mehr noch als die Rede selbst losen und ungezwungenen Stil, welcher sich jedoch in einer Druckschrift wunderbar ausnehmen, ja kaum lesbar sein würde. Den Freunden des Künstlers und der Kunst eine nicht mißfällige Lektüre zu bereiten und dem Natürlichen, Wahren, Unnutigen jener Blätter bei einer Bearbeitung
15 so wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelegen sein ließ, und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im ganzen möge gelungen sein.

Diese durch unsere Redaktion entstandene Sammlung besteht in drei Abteilungen, wovon die erste einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunstganges unsers Hackert bis in sein vierzigstes
20 Jahr enthält, die zweite aus dem Reise-Journal eines Engländer's, der mit Hackert Sizilien durchzog, die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten besteht, welche jedoch die Kunst- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen. Möchte man von jener
25 ersten Abteilung wünschen, daß sie etwas mehr, und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, so geschähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaktion dieser Hefte weder dort etwas zugeben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derselben zu zerstören.

Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne, und zwar durch ihn selbst erhält, so ist es billig, daß man auch seiner eigenen Art, womit er von sich spricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an diesen Aufsätzen nicht mehr gethan, als nötig war, um sie lesbar zu machen, damit das meistens glückliche 5 Leben unsers Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beschauers hinfließen möge.

Was das Reise-Journal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wohl der Mühe wert sei, solches zu übersetzen und abzdrukken. Sizilien, das in der zweiten Hälfte des vergangenen 10 Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreist und beschrieben worden, daß man sich kaum nach einer abermaligen, besonders nach einer älteren Reisebeschreibung sehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird, selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, 15 schien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich besitzen wir einen verständigen, einsichtigen Swinburne, einen edlen und männlichen Niedescl, einen heitern, mitunter etwas übereilten Lebemann Brydone, einen geschäftigen, aber nicht immer zuverlässigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weit- 20 schweifigen Bartels, einen ernsten und gefassten Wünter, einen unterrichteten und blühenden Stolberg, einen wissenschaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch sein Kupferwerk alles gleichsam abschließenden Houel, ja noch so manche andere, daß man also gar wohl diesen Knicht hätte 25 entbehren können, um so mehr, als er einige seiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint. Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land studieren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aufsuchen,

6. unser's, 1 unser's. — 16 ff. Freilich besitzen wir... Houel. S. Swinburne, Reise durch beide Sizilien in den Jahren 1777—1780, aus dem Englischen von J. H. Forstner. 2 Bände. Königsberg 1785—1787. — Niedescl, Reise durch Sizilien und Großgriechenland. Zwei Sendschreiben an Windelmann. Zürich 1769. — Brydone, Reisen durch Sizilien und Malta Aus dem Englischen. 3. Ausgabe. Leipzig 1783. — Graf von Borch, Lettres sur la Sicile et sur l'Isle de Malthe. Turin 1782. Deutsch von Wertkes. Bern 1785; und La mineralogie sicilienne. Turin 1780. — Joh. Heinr. Bartels, Briefe über Calabrien und Sizilien. 3 Teile. Göttingen 1787—1792. — Fr. Wünter, Nachrichten von Neapel und Sizilien, gesammelt auf einer Reise in den Jahren 1785 und 1786. 2 Teile. Moxenhagen 1790. — Fr. Leop. Graf von Stolberg, Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien. Königsberg 1791. — Laz Spallanzani, Abriss einer Reise nach den flugreisichen Gefilden, dem Ätna und den äolischen Inseln. Deutsch Straßburg 1791; und Reise in beide Sizilien und einige Gegenden der Apenninen. 5 Bände. Deutsch Leipzig 1795—1798. — Houel, Reise durch Sizilien, Malta und die liparischen Inseln. 6 Bände. Gotha 1797—1809. Mit Kupfern.

als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpunkte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu statten
 5 kommen. Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher Gegenstände anzusehen; die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit manches verändert und sich nach
 10 wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten. So stand zu den Zeiten Knights Messina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Atna war, obgleich beschwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anstatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel selbst ausbrach, das Erklimmen
 15 desselben beinahe unmöglich ward. Von Schlüssen, die aus solchen Vergleichen können gezogen werden, giebt uns Spallanzani ein interessantes Beispiel, indem er zusammenstellt, was seine Vorgänger von der innern Beschaffenheit des Atnaischen Kraters gemeldet hatten. Und wer von denen, die sich mit der Erd-
 20 beschreibung ernstlich beschäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weise verfahren? Die Bekanntschaft, die wir bei dieser Gelegenheit mit so bedeutenden Männern machen, ist fast ebenso viel wert als die Bekanntschaft mit den Gegenständen selbst; denn wo zeichnen sich die Nationen und die Individuen derselben wohl
 25 mehr aus als auf Reisen? Jeder bringt eine gewisse einheimische Urtheilsweise mit; jeder hat einen gewissen Maßstab des Guten, Würdigen, Wünschenswerten oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reisenden an sich tragen, spricht sich aus. Hacket mit seinen beiden englischen Freunden erscheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen bestimmten Zweck los-
 30 arbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit und was den Menschen darin erhält, die Hauptneigung zu allem, was wirksam und förderlich ist, besonders im Staatsfache, sowie im Ökonomischen, Merkantilischen, Technischen, erscheint an diesen wenigen Männern theils in der Reisebeschreibung, theils
 35 in der Biographie. Sie bekennen sich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir sehen einen Papst, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu schätzen wissen, ohne zu fragen,

welcher Kirche ein solcher Mann angehöre. Der Widerwille Knights gegen alles, was Faulheit und Tagedieberei begünstigt, bricht überall hervor, und so scheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen sich seine Reisebeschreibung datiert.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt sich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichsam gefordert wird, in dem Leben eines Landschaftsmalers auch einmal die Landschaft selbst zu sehen, welches eigentlich nur durch einen Dritten geleistet werden kann, der, indessen der Künstler zeichnet, die wörtliche und schriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So sind es denn auch nur wenige Bogen, die man sogar, nach Belieben, überschlagen könnte.

Übrigens ist er als ein Mann von Kenntnissen, besonders in der griechischen Litteratur, bekannt und Verfasser eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: *An analytical Essay on the Greek Alphabet*, by Richard Payne Knight. London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunst; denn Downton-Castle in Shropshire, sein Geburtsort, enthält viele Gegenstände der Skulptur und Malerei, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte. Durch ein Versehen heißt er in dem Hackertischen Manuscript mit Vornamen Henry, der also nach dem eben angeführten Werke zu berichtigen wäre.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit, von Hackerts zweitem Reisegefährten, Herrn Gore, umständlichere Nachricht zu geben.



Charles Gore.

Geboren den 5. Dezember 1729 zu Horsfow in Yorkshire, stammte aus einer würdigen Familie, und einer seiner Vorfahren war Lord-Mayor der Stadt London gewesen. Sein Vater, ein sehr rechtschaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen und war der jüngste von drei Brüdern. Die ältesten wurden Parlamentsglieder, und ihn bestimmte man zur Handelschaft nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des ersten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn sie ihr Glück auf diesem Wege suchen wollten. Er war eine Zeit lang als Direktor der englischen Faktorei in Hamburg angestellt und gerade in der Epoche, als die englischen Armeen unter dem Kommando des Herzogs von Marlborough sich auf dem festen Lande befanden. Der Herzog war ihm sehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete sich dergestalt der Person und dem Interesse dieses großen Heerführers, daß, als beide zurück nach England kamen und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Ministers Lord Orford hielten, er, darüber verdrießlich, sich von seiner Familie trennte und sich nach Yorkshire begab, wo er eine Besitzung kaufte und bei schon zunehmendem Alter heiratete.

Er hatte sieben Kinder von seiner Gattin, darunter unser Charles Gore das dritte und der einzige Sohn war. Er ward in der Westminster-Schule erzogen, und weil sein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannschaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-

1. Charles Gore. Die Lebensbeschreibung Gores ist bis zu den Worten „in Weimar niederzulassen“ (S. 260) Übersetzung eines im Goethe-Archiv vorhandenen englischen Manuskripts. In den einleitenden Partien ist manches übergangen, in dem von Goethe selbständig hinzugefügten Teil noch der Abschnitt „wie er denn auch . . . gewissenhaft erfüllt worden“ (S. 262) auf Grund des Schlußabschnitts der englischen Vorlage ausgearbeitet (W). — 11 ff. in der Epoche . . . befanden. Im spanischen Erbfolgekrieg, von 1701—1711.

comptoir seines Vaters John Gore arbeitete; als er aber einst seine Familie in Northshire besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer jungen Erbin, die bei ansehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit besaß. Als er durch die Heirat mit diesem Frauenzimmer unabhängig ward, so verließ er alsbald seine kaufmännische Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite sehr zeitig starb; er aber blieb mit seiner Familie in Northshire bis zu seines Vaters Tode und beschäftigte sich diese Zeit über, so gut als die Lage seines Wohnorts zuließ, sich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst. Nach dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden Leidenschaft für die Schifffahrt vollkommenen Lauf lassen, welche bis zum größten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hampshire die angenehme Stadt Southampton an dem Flusse gleiches Namens zu seinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit seinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationiert, ihm alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung seines Lieblingsgewerbes nötig hatte.

Dieses trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verschiedene Schiffe nach seinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen seiner zierlichen Gestalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre, in diesem Schiffe die Brüder Ihro Majestät, die Herzoge von York, Gloucester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Insel Wight und sonst umherzuführen. Gewöhnlich brachte er seinen Sommer, ja den größten Teil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küste von England besuhr, auch die Küsten von Frankreich, die Inseln Guernsey, Jersey und andre besuchte und auf diese Weise die Kenntniß des Schiffbaues und des Seewesens sich eigen machte, wodurch seine Zeichnungen so außerordentlich schätzbar werden. Er hatte beständig zwei Matrosen im Dienste und stand selbst immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannschaft.

Erst in dem Jahre 1773 ward er veranlaßt, diese seine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm so äußerst angenehm

war; doch der schlimme Gesundheitszustand seiner Gattin und die Meinung der Arzte, daß die Luft von Southampton ihrer Genesung entgegenstehe, bewogen ihn, um ihrentwillen einen mildern Himmelsstrich zu suchen und seine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Lissabon zu versetzen. Aber die Gesundheit seiner Gattin wurde dadurch so wenig gefördert, daß er das nächste Jahr nach England zurückzukehren im Begriff stand, als unvermutet ein alter Bekannter ankam, Kapitän Thompson, der den Levant, eine Fregatte von 32 Kanonen, kommandierte und auf seinem Wege in das mittelländische Meer in Lissabon ansprach. Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Kapitäns nicht widerstehen, der ihn und seine Familie nach Livorno zu bringen versprach; und weil dieser geschickte Schiffsmann den Auftrag hatte, den verschiedenen englischen Garnisonen Geld zu bringen, so fand Herr Gore die erwünschte Gelegenheit, Gibraltar und Port Mahon auf der Insel Minorca zu sehen, an welchem letztern Platz der Kapitän sich beinahe drei Wochen aufhielt.

Sie trennten sich in Livorno. Nachdem Herr Gore sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten und seine jüngste Tochter dem Lord Cowper, der daselbst ansässig war, verlobt hatte, zog er mit seiner Familie nach Rom und Neapel und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemietet hatte, wo er sich denn meistens bis zum Jahr 1778 aufhielt.

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekanntschaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landschaftsmaler. Sie brachten zwei Sommer zusammen auf Kastell Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verschiedenen Lustreisen beschäftigt, wobei sie immer nach der Natur studierten und zeichneten, welches in dieser göttlichen, reichen und durch so mannigfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war.kehrten sie gegen den Winter nach Rom zurück, so brachte Gore seine meisten Abende in Hackerts Hause zu, wo sich einige deutsche Künstler, ingleichen englische und andere Fremde ebenfalls einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch, auf welchem mehrere Lampen standen, und jeder wählte sich ein Vorbild aus Hackerts schönen Studien nach der Natur, indessen ein italienischer Abbate ihnen den Tasso und die übrigen vorzüglichen

10. mittelländische, 1 mittländische.

italienischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen, aber guten Tafel beschloffen, und die Träume dieser kleinen Sozietät sollen oft besonders malerisch gewesen sein.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Gesellschaft seiner Freunde Hackert und Knight die Reise nach Sizilien, woran er sich zeitlebens so gern erinnerte. Nach drei Monaten kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, indem Hackert mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen die Borromäischen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland besuchte. In seinem Vaterlande hielt er sich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahr 1785 die Gesundheit seiner Gattin von neuem zu sinken anfing, so brachte er sie nochmals aufs feste Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, indem er sich vorgenommen hatte, sich durchaus in Neapel niederzulassen. Aber ein unerwartetes Unglück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesenheit starb die geliebte Gattin zu Spaa den 22. August 1785 an einem Flußfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen sie mit Recht so wert und teuer gewesen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam ins Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shobden-court in Shropshire vernommen, da er am Podagra in dem Hause seines Freundes Lord Bateman darniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlin ihm in diesen körperlichen und Gemüths-Bedrängnissen den liebenswürdigsten Beistand leistete. Sobald er wieder hergestellt war, kehrte er zu seinen Töchtern zurück und hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm, den bisher noch unbetretenen Teil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im Oktober 1787 nach Weimar, setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimarischen Herrschaften bewogen, sich im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

35 ff. und wurden . . . niederzulassen. Der Herzog hatte die Familie Gore schon auf seiner Reise im Sommer 1785 kennen gelernt.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vorteile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich ⁵ gegen jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja, man kann sagen, keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht ¹⁰ hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand, bequem und behaglich zu leben und dabei großmütig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu sein. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mit- ¹⁵ teilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in schönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixieren. So hatte er sich der Perspektivzeichnung ergeben und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der ²⁰ Wichtigkeit solcher Abbildungen zu sein, hatte er die Camera obscura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vorteil zu bedienen wußte. Er setzte dergleichen Übungen immer fort, welches ihm um so leichter ward, als er an Nat Kraus, einem sehr geschickten ²⁵ und in diesem Fache fertigen Künstler, den besten Gehülfen fand. Er machte mit demselben verschiedene Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Borromeischen Inseln gedenke.

Was ihn aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise ³⁰ beschäftigte, war die Sorgfalt, womit er seine früheren Zeichnungen zusammenstellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche Folge von Ansichten.

²⁰ f. hatte er ... angewendet. Von dieser Zeichenmethode Gores spricht Goethe auch wiederholt in der „Belagerung von Mainz“ (22, 217 f. und 231); sie hat auch das Vorbild für den reisenden und zeichnenden Engländer der „Wahlverwandtschaften“ (13, 358 f.) geliefert. — 24. Georg Melchior Kraus (1737—1806), der von Goethe vielfach erwähnte Direktor des freien Zeichen-Instituts zu Weimar, war Studiengenosse Hackerts in Paris gewesen. — 33. Hieraus entstand ... Ansichten. Goethe besaß 22 Blatt Zeichnungen und Aquarelle von Gore (Schubardt, Goethes Kunstsammlungen I, 323 f.), bis auf einen feuerfrescoiden Berg sämtlich Seestücke.

Lissabon, Gibraltar, Minorca, die Küsten des Mittelmeers, Sizilien, Italien waren unter verschiedenen Gesichtspunkten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargestellt. Die Seestücke und Häfen zeichnen sich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus; denn indem Herr Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so waren ihm diese wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt, sondern er verstand ihre Formen sowie die ganze Technik, wodurch sie bewegt werden, aufs genaueste. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut ist, die Gelenke an den rechten Ort setzt, so waren bei ihm die Teile des Schiffs im rechten Verhältnis, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die sie hervorbringen sollten, sehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor seinem Ende mit der Gesellschaft zu Verbesserung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beständigem Verhältnis blieb und ihr seine Betrachtungen mittheilte, die er über diesen Gegenstand immer fortsetzte. Als Beweis seiner unveränderlichen Neigung zu diesen Gegenständen kann man anführen, daß er nicht vierundzwanzig Stunden vor seinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, seiner Tochter den Wunsch ausdrückte, daß sie bei ihrem Ableben ein Legat der Sozietät der Marine zu London hinterlassen möge. Ebenso verordnete er in seinem Testamente, daß von den alten Matrosen, welche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Pension regelmäßig bis an sein Ende erhalten sollte, welches denn auch durch seine treffliche Tochter gewissenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren seine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor seinem Tode ausgesprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es sind diese schönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt und werden daselbst aufbewahrt. Eine Marmorbüste des Herrn Gore wird daselbst auch das Andenken an seine Persönlichkeit erhalten. Seinen Überresten gestattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergelegt zu werden, wo sie neben seiner älttern Tochter Elise Gore, einer der würdigsten Schülerinnen Haeferts, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruhe-

stätte gefunden. Ihm daselbst ein wohlverdientes Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Ausführliche Beschreibung der sechs Gemälde, die zwei Treffen bei Tschesme vorstellend.

S. oben S. 121—126.

Erstes Gemälde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht vom 5. Juli 1770 zu nötigen.

Die türkische Flotte war in einem Halbzirkel am rechten Ufer des festen Landes bei Tschesme geordnet. Das türkische
 10 Schiff mit der großen rot und grünen Flagge und dem roten Wimpel auf dem großen Mast kommandierte der Kapudan Pascha; das Schiff mit der großen gelb und roten Flagge auf dem großen Mast war des Kontreadmirals; das Schiff mit der großen roten Flagge auf dem Fockmast befehligte der zweite Kontre-
 15 admiral; alle andern türkischen Schiffe führen rote Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte stehen die Landtruppen, dreißigtausend Mann stark, die Landung der Russen zu verhindern und die Schiffstruppen im Notfalle abzulösen. Hievon sieht man nur einen Teil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte
 20 durch die Schiffe und den Rauch bedeckt sind, sowie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannschaft nur einige vorgestellt sieht.

Der Obergeneral der kaiserlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beschlossen, die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch be-
 25 günstigte, anzugreifen, und rückte um elf Uhr mit drei Divisionen vor. Die erste Division von drei Schiffen, die Europa, St. Gtasi und Tri Swetitele, befehligt der Admiral Spiridow, dessen große Flagge auf dem Mittelmast des zweiten Schiffes St. Gtasi, worauf er sich befand, zu sehen. Diese ganze Division hat blaue
 30 Windsfahnen. Das erste Schiff, Europa, wendet sich, indem es auf den Feind seine Ladung abfeuert, welcher schon die russische Flotte eine Zeit lang beschossen hatte. Die zweite Division, gleich-

3f. Ausführliche Beschreibung . . . vorstellend. Ein eigenhändiges Manuskript Gaderts in französischer Sprache liegt zu Grunde, das von Goethe im ganzen getreu übersetzt worden ist. — 11. Kapudan Pascha. Vor W überalt „Kapitan-Pascha“. — 15. andern, 1 andre.

falls von drei Schiffen, St. Januarius, Trierarcha und Kastislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Obergeneral, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Trierarcha sich befindet, auf dessen großem Mast man die große Kaiserflagge sieht. Auf dem Fockmast ist die große rote Flagge als Zeichen des Angriffs. Diese ganze Division hat weiße Windfahnen. Die dritte Division besteht aus drei Schiffen, Netron Menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinstone, der sich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Kontreadmiralsflagge auf dem Besanmast. Die ganze Division hat rote Windfahnen und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die sich bei der zweiten Division nach vorn zu befindet, wirft beständig Bomben auf den Feind.

Zweites Gemälde.

Treffen von Tschesme, den 7. Juli 1770.

15

Das Schiff St. Estafi, welches das Schiff des türkischen Kontreadmirals genommen hatte, war, von dem großen brennenden Mast desselben entzündet, aufgefliegen. Die Trümmer desselben sieht man im Vordergrund. Man erblickt Russen, welche die türkische Flagge retten, um dieses Zeichen ihres Sieges zu erhalten. An der andern Seite mehrere Türken und Russen, die sich um die Wette auf einen Teil der Trümmer zu retten suchen. Weiterhin erblickt man eine russische Schaluppe, die eine Menge russischer Soldaten und Matrosen rettet, die mit dem Schiff aufgefliegen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demselben Zweck, aufgefordert durch den roten Wimpel auf dem Fockmast des Admiralschiffes Trierarcha. Dasselbe Schiff hat Anker geworfen und schlägt sich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Kastislaw hält an der Windseite, um sich mit Vorteil zu schlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden türkischen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortwährendem Gefecht. Die Europa und der heilige Januarius fahren fort, zu manövrieren, indem sie die feindlichen Schiffe beschießen. Die dritte Division des Kontreadmirals Elphinstone ist noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die sich entfernt, ist die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral

Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des türkischen Kontre-
 admirals, das durch den St. Gtasi genommen war, entzündete
 sich. Die türkische Mannschaft, um sich zu retten, stürzte sich ins
 Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulver-
 5 kammer, und das Schiff flog auf. Der erste türkische Kontre-
 admiral hat sein Ankertaue gefappt, seine Flaggen gesenkt und
 entfernt sich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden.
 Ein anderes in der Nähe macht Anstalten, dasselbe zu thun,
 während es sich noch schlägt. Alle übrigen Schiffe, dieselbe Gefahr
 10 und das beständige Feuer der russischen Flotte fürchtend, kappen
 gleichfalls ihre Ankertaue und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemälde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tschesme.

Die Türken ziehen sich in den Hafen zurück mit gesenkten
 15 Flaggen. Das Schiff *Tricarcha*, worauf sich der Graf Orlow
 befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rote Flagge
 mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Mast unter
 der Kaiserflagge aufgesteckt war. Das Schiff selbst aber und der
Kastislaw ist noch im Gefecht mit den Feinden, indes der übrige
 20 Teil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren,
 die Mannschaft des aufgeslogenen Schiffes zu retten, kehren zurück
 und nähern sich ihren Schiffen. Der Vordergrund stellt eine
 kleine Insel vor, wo sich ein türkischer Posten befindet, der den
 russischen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beschwerlich
 25 fällt; sie antworten demselben, indem sie ihren Weg fortsetzen.
 Mehrere Türken von der Mannschaft des aufgeslogenen Schiffes
 retten sich auf diese Insel.

Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juli 1770.

Die vier Schiffe, *Europa*, *Kastislaw*, *Metron* *Menja* und
Saratow, zwei Fregatten, *Afrika*, *Nadeschda*, und eine Bombarde
 machen die Eskadre aus, die den Feind angreifen sollte. Sie
 war vom Kontreadmiral *Greigh* befehligt, der auf dem Schiff
Kastislaw sich befand. Auf dem Gipfel des großen Mastes sieht
 30 man die Kornette und auf dem Flaggenmaste drei angezündete

31. *Nadeschda*. Vor W überall „*Nadegda*“. So auch weiterhin.

Schiffslaternen, welche das Zeichen zum Angriff sind. Um den Angriff zu maskieren, scheint die übrige Flotte sich segelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beständig Bomben. Die Fregatte *Madeschda* nähert sich der türkischen Batterie von 5
zweiundzwanzig Kanonen ungeachtet ihres beständigen Feuers. Die Fregatte *Afrika* nähert sich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die türkischen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tschesme, fangen, indem sie die Annäherung der russischen Eskadre bemerken, 10
zu kanonieren an.

Fünftes Gemälde.

Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen von Tschesme.

Die drei Schiffe *Europa*, *Kastislaw* und *Metron Menja* liegen vor Anker am Eingang des Hafens nahe bei der feindlichen 15
Flotte, welche sie immerwährend beschießen. Der *Saratow* bleibt zurück, um im Notfall eines dieser Schiffe zu erfeyen. Die Fregatte *Madeschda* feuert auf die Batterie von zweiundzwanzig Kanonen; *Afrika* fährt fort, die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich. 20

Da der Wind sich völlig gelegt hatte, sendete der Graf *Orlow* die Schaluppen zu jenen Schiffen, um sie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier schon abgeschendeten Brander haben die türkische Flotte in Brand gesteckt, wovon ein Teil schon durch 25
die glühenden Kugeln der drei Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beiden Effekte eines Schiffes, welches aufsteigt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feueräule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert und sich alsdann, wie man auf dem zweiten Effekt sieht, in das rote Feuer mit Funken 30
verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchsäule aufsteigt, welche sich nach oben verbreitet und auch ungefähr noch drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwei Schiffe vorzustellen, deren eines drei Minuten nach dem andern aufgestoßen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. 35
Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Teil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgeteilt haben.

27. Schiffes, 1 Schiff. — 31. aufsteigt, 1 aufsteiget. — 32. noch fehlt 1.

Zehntes Gemälde.

Rückkehr der siegreichen Flotte am Morgen des 8. Juli 1770.

Die Eskadre der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen
 5 Unternehmung zur Flotte zurück und bringen ihre Beute mit,
 nämlich das Schiff Rhodus mit gekreuzter Flagge unter der
 russischen, sodann vier Galeeren, die einzigen Überbleibsel der
 türkischen Flotte. Das Schiff Kastislaw, indem es sich dem
 Schiff Trierarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff
 10 antwortet. Im Vordergrund sieht man die Trümmer mehrerer
 feindlichen Schiffe und Türken, die sich zu retten suchen.

Hackert's Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke,

von Herrn Hofrat Meyer.

Hackerts Verdienst als Landschaftsmaler und das Eigentüm-
 15 liche seiner Werke klar auseinanderzusetzen, ist keine leichte Auf-
 gabe, theils weil er die Prospektmalerei hauptsächlich emporgebracht
 und noch bis jetzt von niemand darin übertroffen worden, theils
 weil zwar wohl das Publikum, aber nicht immer die Kunstrichter
 seinen Talenten und seiner großen, höchst achtbaren Kunstfertigkeit
 20 Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgesezte Zweck möge erreicht werden, so
 wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder viel-
 mehr auf den Gang der Landschaftsmalerei seit dem siebzehnten
 Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich
 25 blühten die drei großen Künstler Claude Lorrain, Kaspar
 Dughet und Salvator Rosa; allein es ist nicht zu viel be-
 hauptet, wenn man sagt, der Kunstteil, welchen sie so sehr ver-
 herrlichten, habe damals auch seinen Wendepunkt erreicht; denn
 wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausge-
 30 zeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten
 Rückschritte in der Landschaftsmalerei nicht wohl abgeleugnet

7. die... Überbleibsel, 1—3 den... Überbleibseln. — 10. Trümmer, 1 Trümmern.
 — 25. Claude Lorrain. Vergl. S. 109, 3. 7. Anm. — 25. i. Kaspar Dughet,
 Schwager Nicolaß Poussin's und nach diesem gewöhnlich (wie auch unten S. 281) Gaspard
 Poussin genannt, 1613—1675, Hauptvertreter der unter dem Einfluß des Nic. Poussin
 entstandenen Landschaftsmalerei klassischen Stiles; vorwiegend in Rom thätig, wo die Pal.
 Colonna und Doria Pamfili, sowie die Kirche San Martino ai Monti seine dekorativen
 Hauptwerke bergen. Goethe erwähnt ihn in der Italicnischen Reise (2, 39) ebenfalls zu-
 sammen mit Claude Lorrain und Salvator Rosa.

werden. Der Gehalt der Erfindungen wie nicht weniger auch die allgemeine Übereinstimmung der Teile zum künstlich malerischen Ganzen hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche notwendig hinter ihren Mustern zurückblieben; sodann folgte die Prospektmalerei, deren Ursprung bei den bildnißliebenden Engländern zu suchen sein dürfte. Bald verbreitete sie sich auch nach Frankreich, wo Vernet um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vornehmlich mit den bekannten Ansichten der Seehäfen sich seinen glänzenden Ruhm erworben, und zu eben der Zeit fanden auch die durch Oberli zu Bern verfertigten schweizer Prospekte sehr vielen Beifall. Während der siebziger Jahre endlich gelang es unserm Hackert, wie aus den vorstehenden Nachrichten ersichtlich ist, sich in den Ruf des ersten Landschaftsmalers seiner Zeit zu setzen, und durch ihn erreichte das Fach der Prospektmalerei die höchste Vollkommenheit, indem es unmöglich scheint, den realistischen Forderungen mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunst besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenenschaft vom geringsten Detail, und doch ist alles ohne ängstliche kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Über dieses nimmt man bei Hackert eine beständige Thätigkeit des guten Geschmacks oder, wenn man will, des Schönheitssinnes wahr. Freilich sind seine Gemälde nicht alle, hinsichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beispiel finden, daß er den Standpunkt ungünstig gewählt oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der malerische Effekt wesentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche Übersicht von Hackerts Künstlerverdienst zu gewinnen, ist es notwendig, eine nähere Prüfung anzustellen, in welchem Maße er den verschiedenen Eigenschaften Genüge leistete, die von dem Kunstwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreise landschaftlicher Prospektmalerei, und so machen die Werke unseres Künstlers auf dieses höchste Verdienst keinen Anspruch. Auch ist

7. Vernet. Vergl. S. 116, 3. 27 Anm. — 10. Johann Ludwig Oberli (1723—1786), berühmt durch seine Schweizerlandschaften.

aus den wenigen frei erfundenen Landschaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er sich wohl schwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Prospektmaler nicht frei
 5 überlassen, und insofern war Hackerts Verdienst von dieser Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm vorher schon zugestanden worden, seinen guten Geschmack in der Wahl der Standpunkte bewiesen, so daß nur in seltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenstand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut auf einander
 10 treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieser Teil der Kunst keineswegs fremde gewesen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landschafts- und zumal in der Prospektmalerei aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden. Erstlich, inwiefern der Maler die Gestalt und
 15 Proportion der nachzubildenden Gegenstände richtig auf seine Leinwand überzutragen versteht; und hierin ist Philipp Hackert der allervollkommenste Meister gewesen. Zweitens, inwiefern seine Zeichnung durch Gestalt und Umrisse den Charakter der verschiedenen in einem Gemälde befindlichen Gegenstände anzudeuten
 20 weiß; und auch hierin steht unser Künstler keinem seiner Zeitgenossen nach. Seine Lüfte sind leicht, der Baumschlag mannigfaltig; der Künstler drückt die verschiedenen Arten der Blätter sowie der Stämme sehr wohl aus. In den Felsen ist oft selbst die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind
 25 mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt. Besonders aber pflegte Hackert seine ganze Kunst an nicht sehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Vielleicht ist das Detail hiebei oft größer, als es dem malerischen Effekt des Ganzen zuträglich ist; dagegen
 30 läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darstellung nichts weiter zu wünschen übrig.

Die Kunstrichter haben Hackerts früheren Gemälden Mangel an Übereinstimmung des Kolorits vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beschuldigt, daß er bunt male. Jener erste Tadel ist
 35 halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Hackert'schen Gemälde mit den Meisterstücken der älteren großen Künstler entspringt. Unter Hackerts Zeitverwandten haben wenige harmonischer, vielleicht keiner kräftiger gemalt als er. Daß hingegen

8. seltenen, 1 seltenen — 35 f. Hackert'schen, 1 Hackert'schen.

manche seiner späteren Arbeiten etwas bunt seien, läßt sich nicht völlig ableugnen. Doch hiezu wie zu einigen harten Stellen scheint er, indem er nach der Natur malte, durch das an sich löbliche Bemühen, dieselbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu sein. Denn die Palette erschöpfte sich schon an den 5 Fernungen und den gedachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, also daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinreichenden Farbmittel mehr in des Künstlers Gewalt waren und er sich zu Übertreibungen genötigt sah. Hackerts Kolorit ist deswegen, zumal 10 wenn er Abenddämmerung ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich, aber in diesen einzelnen Theilen auch wirklich unübertreffbar. In Gemälden, wo er die Aufgabe zu lösen hatte, Morgenbeleuchtung darzustellen, findet sich mehr Akkord, das Verhältnis der Tinten ist mehr kunstgerecht; jedoch hat er, wenn 15 man nämlich den milden Ton und Farbenschmelz im ganzen als die Haupteigenschaften des guten Kolorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen älteren Meister nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt sich unser Künstler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl sieht, diesen wichtigen Teil 20 der Kunst vorzüglich studiert zu haben. Vielleicht hat ihn sein reales Streben nach Darstellung des Wirklichen abgehalten, sich die Vorteile einer künstlich angeordneten Beleuchtung zu nutze zu machen. Wie dem auch sei, Hackerts Gemälde geben zwar in Hinsicht auf Licht und Schatten zu keinem begründeten Tadel 25 Gelegenheit, doch haben sie auch ebenso wenig von dieser Seite Anspruch auf vorzügliches Verdienst.

In der Kraft und Nuancierung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hinter einander zurück; wo indessen von den obgelobten näheren Gebirgen sich welche finden, so wollen 30 diese wegen ihrer reichen detaillierten Ausführung zu sehr herantreten und scheinen alsdann den Künstler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genötigt zu haben.

Verschiedene dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenschaften sind bereits berührt worden; es ist also 35 nur noch anzumerken, daß Hackert den Pinsel mit unumschränkter Meisterschaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Voll-

enden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine sehr große Anzahl Gemälde, sondern auch viele Gouachen und beinahe unzählige Copienzeichnungen zu verfertigen, welche man in größern wie in kleinern Sammlungen durch ganz
5 Europa antrifft. Freilich läßt sich nicht behaupten, alle diese Werke seien mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdessen ist bei weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerksamkeit vollendet, der vernachlässigten hingegen sind so wenige, daß man sie gewissermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

10 Hacker's Gemälde sind, wie es für Prospekte schicklich ist, meistens mit Menschen und Tieren der Gegend, welche sie darstellen, staffiert, und als Staffage betrachtet, können alle diese Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm sogar mitunter recht lobenswürdig. Sehr selten und gleichsam
15 nur zum Versuch bringt er auch heroische Figuren an; sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe sowohl als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden,
20 die Prospektmalerei habe durch Hacker ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der besondern Eigenschaften seiner Kunst wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieses Fach erforderlichen Talente im hohen Grade besessen, hingegen in denjenigen, welche der freien poetischen Landschaftsmalerei vornehmlich angehören,
25 nicht geglänzt habe. Und so bleibt nur noch zu untersuchen übrig, ob von seinen Nachfolgern jetzt schon einer in dem genannten Fach mehr geleistet, oder inwiefern zu erwarten siehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der oberen Stelle verdrängen werde. Den ersten Teil der Frage hat die Erfahrung selbst schon
30 beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landschaftsmaler (mit ihrer Kunst sei es gesagt!) Aussichten nach der Natur im ganzen so vortrefflich darzustellen vermag, als wir solches in Hacker's Bildern wirklich geleistet sehen. Über den zweiten Teil kann man zwar nicht entscheidend sprechen: denn die Grenzen des Möglichen sind nicht wohl zu bestimmen; absehen aber läßt es sich
35 allerdings nicht, wie es jemand gelingen sollte, gegebene land-

4. Kleinern, 1 kleineren. — 7. durchgehaltener, 1 durchgehaltner. — 22. alle für, 1 alle die für. — 23. im hohen, 1 in hohem. — 24. Landschaftsmalerei, 1 Landschaftmalerei. — 28. oberen, 1 oberu.

schaftliche Gegenstände mit größerer Wichtigkeit und Treue nach-
 zubilden. Denn wollte sich Einer mit noch strengerer Gewissen-
 haftigkeit aus Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen,
 so würden seine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde
 er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten, geschmacklosen 5
 Naturalismus schwerlich entgehen. Im Kolorit müßte ihm not-
 wendig begegnen, was schon oben gegen Hackert erinnert worden,
 daß nämlich die Farbenmittel der Palette nicht für das ganze
 Bild ausreichen. Wollte aber jemand durch Zusetzen und Weg-
 lassen sowie durch willkürlichere Anordnung bewirken, daß seine 10
 Bilder den Forderungen der Kunst mehr Genüge leisteten, wollte
 er durch künstlichen Gebrauch von Licht und Schatten größeren
 malerischen Effekt hervorbringen, durch weise Mäßigung der Farben
 mehr Harmonie über das Ganze verbreiten, so würde er schon in
 das Gebiet der höheren, freien, dichterischen Landschaftsmalerei 15
 übergehen; er würde ein besserer Künstler als Hackert sein, aber
 diesem doch keinen Rang als erstem Maler des bedingten Faches
 der Prospekte nicht streitig machen können.

Über Landschaftsmalerei.

Theoretische Fragmente.

20

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp
 Hackert, der seiner Natur nach so verständig war und immerfort
 in einem klaren Bewußtsein lebte, Betrachtungen über die Kunst
 im allgemeinen, besonders aber über die Art, wie er solche be-
 handelt, wie er in derselben zu einem hohen Gipfel gelangt, 25
 während einer so thätigen und langen Lebenszeit öfters angestellt
 habe. Er war zu solchen theoretisch-praktischen Bemerkungen
 durch die Sulzerische Theorie, auf die er einen sehr großen Wert
 legte, aufgefordert und fühlte in sich wohl den Beruf, dasjenige,
 was er so gut ausübte, auch gelegentlich auszusprechen. Er hatte 30
 stets Liebhaber und Künstler als Schüler um sich und teilte den-
 selben gern seine Überzeugungen mit. Da es sich ihm nun so
 gut zuhörte und jedermann sich leicht durch einen so trefflichen
 Meister überzeugt fand, so wünschte man natürlich, diese frucht-

17. erstem, 2, 3 ersten. — 27 ff. Er war ... aufgefordert. Siehe oben § 110,
 3) 27 Anm.

baren Lehren auch aufs Papier fixiert zu sehen, und gab ihm diesen Wunsch öfters zu erkennen. Er ließ sich daher bewegen, wiederholte Versuche zu solchen didaktischen Aufsätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, seine so wohlgefaßten Gedanken mit einer gewissen Methode darzustellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieser Bemühung zeugen, und ihr Inhalt ist wert und würdig genug, aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieses nur in Gestalt von Fragmenten geschehen, die wir denn auch so unsern Lesern mitteilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landschaftsmalerei. Gewöhnlich glaubt man, es sei etwas Leichtes, Landschaften zu zeichnen und zu malen. In diesem Irrtum stehen die meisten Liebhaber, ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntniß fehlt. Einige Massen, mit einem gewissen Effekt zusammengestellt, können unserer Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist. So findet man sogar verschiedene Steine, wo die scherzende Natur Städte, Häuser, Türme, ja sogar oft Bäume vorgestellt hat. Im Lumachell-Marmor sieht man allerlei Figuren, besonders Köpfe, sowohl Karikaturen als schöne Gesichter. Dies hängt aber mehr von unserer Einbildungskraft ab, wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in solchen Dingen zu sehen glaubt. Und solchen zufälligen Naturercheinungen sind gar oft die unbestimmten Entwürfe mancher Maler ähnlich.

Viele misrätene Historienmaler legten sich auf das Landschaftsmalen, weil sie es für leicht hielten; ja, sie glaubten, sich zu erniedrigen, und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn sie sich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verschafft hätten; ja, sie sprachen selbst mit Verachtung davon. Allein es glückte

6. Es liegen mehrere Papiere vor uns. Das Goethe-Archiv besitzt zwei eigenhändige Briefe Gaderts, von denen der erste dem Abdruck bis zu den Worten „und die Kunst aufhört“ (S. 278), der zweite dem weitem bis zu den Worten „haben ihn dahin gebracht“ (S. 283) entspricht. Ferner ist ein eigenhändiges Manuskript Gaderts dort vorhanden. Darauf stützt sich die Fortsetzung bis „zu der Zeit sehr encouragierten“ (S. 285); weitere zwei Blätter, betitelt „Von Morahllischen“, entsprechen dem Abschnitte „Sittliche Wirkung“, und endlich drei Blätter „Über die Ohl Malerei“, die für den Aufsatz „Über Emalerei“ die Grundlage bilden. Alles ist von Goethe stark überarbeitet und stellenweise getürzt worden. (Nach W.) — 11 ff. Nach Ihrem Verlangen. . . mancher Maler ähnlich. Von Goethe gänzlich verändert und eine folgende Stelle ausgelassen. — 20. Lumachell-Marmor = Muschelmarmor (lumachello von la lumachella, die Schnecke) (Str). — 26. misrätene, 1 misrätene.

ihnen auch nicht. Viele haben sich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch ist ihr Name unbekannt geblieben.

Es ist beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man diese Kunst der Landschaftsmalerei nicht in ihrem ganzen Umfange studiert. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menschliche Leben dazu zu kurz ist wie zu allen andern Künsten. Jetzt, da ich sechzig Jahr alt bin, fange ich erst an, wahr zu sehen und die Natur richtig zu beurteilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem sechzehnten Jahre an sie belauschet und mit Eifer und Fleiß studiert habe.

Es gehört zu der Landschaftsmalerei überhaupt nicht allein ein feiner Geschmack und ein feines Gefühl, sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nötigen Studien zu machen, die so mannigfaltig sind, daß man sich kaum vorstellt, wie viele Gegenstände man nachzuahmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen.

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmaler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verstümmelt ist. Nahe bei den Städten findet man Kultur, aber keine malerischen Gegenstände, obgleich viele Liebhaber diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land, das so ergiebig ist und so manche reiche Ernten verschafft an Öl, Wein, Obst und anderen Früchten mehr, die in dem italienischen Klima nahe bei einander wachsen, so daß man zum Beispiel Toskana einen wahren Garten nennen kann. Diese Vorstellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur, aus solchem Gesichtspunkt betrachtet, schön; und obgleich die Gegenstände in diesem Sinne auch mögen schön genannt werden, so sind sie doch nur für den Landschaftler selten brauchbar, außer in der Ferne und in mittleren Planen; da können sie gut und dienlich sein, selten aber nahe, und im Vorgrunde ganz und gar nicht. Die Natur ist zu sehr gestümmert, selten malerisch. Je weniger die Gegenden kultiviert sind, je malerischer

7. Jetzt... alt bin. Demnach ist dieser Aufsatz 1797 geschrieben. — 34 gestümmert. Im Grimmischen Wörterbuch (V. 2608) ist diese Anwendung des Wortes unter den Begriff sich um etwas stümmern eingereicht, sodas es also so viel wie „geplegt, unter menschliche Obhut gestellt“ bedeutete. Sollte es hier nicht mit „verstümmert“ gleichbedeutend sein?

sind sie. An Vorgründe ist bei jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landschaftler Figuren gezeichnet haben, damit er seine Landschaften staffieren kann und
 5 dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und allerlei Tiere zu zeichnen und nach der Natur zu malen. Ich finde es nötig, daß er in mathematischen Wissenschaften belehrt sei, daß er Architektur, Optik und Perspektive kenne; besonders muß er sich ein gutes perspektivisches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen.
 10 Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura und raten an, daß man viel darin zeichnen soll. Nach meiner Meinung kann sich ein Liebhaber wohl damit amüsieren; der Künstler aber muß sie nie brauchen, weil sie ihm nachteilig ist, aus Ursache, weil sie nicht richtig sein kann. Außer dem
 15 Fokus sind alle Linien, wie bekannt, krumm; alles zieht sich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die sie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er sich eine kleine Manier an, und weil die Lichtstrahlen durch verschiedene Gläser gebrochen werden, bis sie aufs Papier fallen, so sieht man alles verdunkelt. In der Ferne
 20 und im Mittelgrund vermißt man den schönen Silberton, der mit dem Luftton so schön in der Natur herrscht. Hier ist alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewissen Rauchtton, den viele Künstler Spektion nennen und den man sich in der Folge schwer abgewöhnen kann. Überhaupt ist es in der Kunst schwierig,
 25 das Ungewohnte abzulegen, besonders wenn man sich einmal falsche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Ich nenne das in der Kunst zurücklernen; dieses ist viel mühsamer und schwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Übung finde ich, daß man weit
 30 mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Kontur nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perspektive wohl gelernt, so wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen,
 35 daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. Er muß vieles weglassen,

1. Vorgründe, 2, 3 Vorgründen. — 8. kenne, 2, 3 könne. — 27 f. dieses . . . zu gehen. Von Goethe hinzugefügt (W).

um die wahre Illusion des Gegenstandes hervorzubringen, und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen großen Stil, sondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und malt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu raten, große italienische Ausichten sogleich zu zeichnen und zu malen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg in einer Entfernung von vierzig bis sechzig Miglien das Meer entdeckt oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Mtna hundertundzwanzig Miglien vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich prononciert sind, anfangen, wo die Pläne durch Flüsse, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgetrennt sind, daß man Auge und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmack und Fertigkeit alle Gegenstände, die einem aufgegeben werden oder die man selbst wählt, nachzuahmen versteht, durch Kunst und Geschmack, ohne die Wahrheit der Natur zu alterieren.

Da die Gegenstände so mannigfaltig in der Natur sind, so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Übung und Zeit. Nach meinem Prinzip theile ich im allgemeinen alle Bäume überhaupt in drei Massen ein, so wie ich sie selbst radiert und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, seine Hand üben. Das erste ist der Kastanienbaum. Kann er dessen geschwankige Blätter und Partien zeichnen und gruppieren, so ist es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Eiche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen; denn er zieht seine gruppierten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Charakter des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Äste und in der Form des Ganzen wie auch im Kolorit. Hernach kommt der Eichenbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieses mit Freiheit hinzeichnen, so wie man schreibt, so ist ihm leicht, alle Arten von Eichen, Dornen, Weinreben u. s. w., genug alles, was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die Pappel, welche ein rundes Blatt ist. Hat er dieses genugsam geübt, so kann

17 f. zu alterieren. Bei Sadert folgt: „Man so kan er dahin kommen die Natur soviel es Kunst Erlaubt nach zu Ahmen“ (W). — 22. meinem, 2, 3 einem.

er die Linde, die Ulme und alles, was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie schon gesagt, auf das Eigentümliche des Stammes und auf die Natur der Äste acht hat. Auf diese Weise wird der Künstler die Mannigfaltigkeit der Bäume und 5 Sträucher, die in die Tausende gehen, leicht nachbilden. Es ist dem Landschaftler nicht genug anzuraten, viele Bäume zu zeichnen, und man muß schon bloß im Montur, welche Art des Baums es ist, erkennen. Er muß hiebei Geschmack haben, um das Schönste jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine ver-

10 stümmelte Natur nachahmen; sogar wenn er kranke und sterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wissen, und sowohl bei nachgeahmten als komponierten Bäumen muß alles schön und lachend, freundlich und lieblich sein.

Die Gestalt eines schönen Gärtnerbaumes ist, daß er über 15 dem untern dicken Stamm sich in eine Gabel von zwei Zweigen bildet. Dieses mit sehr schön geschwungenen und variierten Ästen bildet wirklich auch einen schönen Baum für den Landschaftsmaler. Wenn der Künstler vieles nach der Natur gezeichnet hat, so wird er sich solche schöne Natur merken, die ihm auch bei der mangel-

20 haften aushilft; er wird auf diesem Wege die schönsten Regeln der Kunst finden, und das schöne Ideal wird ihm nicht fremd sein. Da alles in der Malerei sinnlich ist, so ist nichts bei allen unsern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger schon dargestellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu

25 glauben, so sind die doch aus bekannten Gegenständen entstanden. Wir finden sie aber neu, weil unser Gedächtnis bei der großen Mannigfaltigkeit der Eindrücke sich nicht mehr erinnert, wo wir sie her haben. Je mehr nun der Künstler Lokalgedächtnis hat, je mehr wird sein Kopf angefüllt sein von so mannigfaltigen

30 Gegenständen, die er teils selbst gezeichnet oder auch nur gesehen hat. Es wäre wohl zu wünschen, daß der Künstler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet;

5. in die Tausende gehen. Es folgt bei Hackert: „wenn seine Hand geübt ist, diese drey Classen baume zu zeichnen und geschmack hat, die Wahre form und Carater jedes Baums und Strauches zu kennen, so Ahmet er sie leicht nach“ (W). — 10 ff. und sterbende . . . lieblich sein. Hackert: „Als bey Alte Kranke Abgelebte Bäume Muß die Natur nahe am Todt noch schön sein. Man Muß sagen im Tode sey sie noch Schön“ (W). — 15. dem, 2, 3 den. — 19 ff. die ihm . . . fremd sein. Hackert: „die ihm bey der Mangelhaften Natur die ware Idee des Schönen Ideal geben, und daß so zu sagen er dadurch die schönsten Regeln in der Kunst finden, u. sich bey Allen Andern Gegenständen wo die Natur schön ist aber in gewissen Fällen Mangelhaft sich der Schönheiten Erinnern um es in den schönen Ideal darzustellen“ (W).

allein das Leben ist zu kurz; kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effekte belauscht, so sind die Jahre da, daß man davon scheiden muß und die Kunst aufhört.

Wenn des Künstlers Hand einigermaßen geübt ist, daß er in allen Wendungen und auf alle Weise die Blätter und Partien 5 der Bäume hinschreiben kann, so muß er nach der Natur zeichnen, ohne sich zu lange mit Kopieren nach Zeichnungen aufzuhalten; denn bei dem Kopieren lernt er zwar den Mechanismus der Hand, aber er versteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß 10 sind, die aber deutliche Partien haben, und mache sie so gut nach, als er kann. Wenn es auch im Anfang steif wird, so lasse er sich doch nicht abschrecken. Wo er die Partien deutlich findet, ahme er sie mit Wichtigkeit und Geschmack nach; wenn sie im Schatten undeutlich und in Masse sind, behandle er solche auf 15 gleiche Weise. Er suche die Art, wie man mit Wichtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dies mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun versteht, und seine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeit lang so fortgefahren, so wage es es, große 20 schöne Bäume zu zeichnen, und wähle stets die schöne Natur, so viel nur möglich ist. Er muß seinen Standpunkt wenigstens zweimal so weit vom Baume nehmen, als dieser hoch ist. Erlaubt es das Terrain, so ist es besser, drei- oder viermal so weit entfernt zu sein; denn sein Auge kann das Ganze fassen, und er 25 sieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang; denn es ist nötig, sich in den verschiedenen Arten zu üben; sonst geschieht es leicht, daß der Künstler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig ist, und 30 es ihm hernach schwer wird, sich an andere zu wagen, die ihm nicht geläufig sind. Auf diese Weise kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumschlag zu lernen, aus dem der Charakter eines jeden Baumes ersichtlich ist. 35

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumschlag sprechen und auch geschickte Künstler citieren hören, daß nämlich einer und der andre einen vortrefflichen Baumschlag habe. Vieles

ist hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baum-
schlag sehr gut sein, er war aber immer derselbe, was ich
maniert nennt, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich ver-
lange, daß ein jeder Botanikus den Baum sogleich erkenne, sowie
5 auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rate sehr zu einem ernstlichen Studium der Bäume;
denn es gehört Zeit und Übung dazu, es auf einen gewissen Grad
zu bringen. Da ein junger Künstler feurig und ungeduldig ist,
so will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige
10 Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieses läßt sich mit einem
einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund
und Ferne an der Stelle, wo er seinen Baum gezeichnet hat, so
suche er sich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der sich paßt,
und mache ein paar Figuren oder Tiere im Vor- oder Mittel-
15 grund; so bleibt es kein bloßes Studium von Baum, sondern
es wird schon eine Landschaft. Nichts gefällt mehr sowohl in
der Natur als in Zeichnungen und Gemälden als ein schöner
Baum. Einige Felsen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund
und etwas Fernung macht eine schöne Landschaft, wo der Baum
20 am ersten brilliert.

Nach diesem zeichne der junge Künstler Felsen, die zugleich
mit Bäumen oder Sträuchern bewachsen sind, und gebe wohl auf
den Charakter der Brüche acht. Kalkfelsen sind öfters sehr ver-
schieden unter sich. Die vulkanischen haben einen ganz besondern
25 Charakter sowohl in der Form als in der Farbe. Er zeichne
ferner Steine, Felsenstücke, Kräuter von verschiedener Art mit
großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu seinem
Vorgrund dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle
sich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenständen
30 ist, ziehe seine Linie des Horizonts nach seinem Standpunkt;
darauf zeichne er die großen Linien und Objekte, bis er seine
Pläne und übrigen Objekte im ganzen richtig zusammen hat.
Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen.
Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die sein Raum nicht erlaubt
35 darzustellen, muß er weglassen, aber so unvermerkt, daß die Wahr-
heit nicht alteriert werde. In Entfernungen, wo Gruppen Häuser
zusammenstehen, ist man oft genöthigt, viele wegzulassen und nur
die Hauptsachen zu wählen, weil es sonst zu klein würde und
der Künstler kein Instrument hat, so kleine Objekte darzustellen.

Es gehört freilich eine gewisse Übung, ein Takt dazu, um mit Fertigkeit und Nichtigkeit das Undeutliche, was in der Fernung herrscht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden und doch alles Nötige darstellen soll. Beim Malen ist dieses leichter als beim Zeichnen, wovon ich an seinem Orte sprechen werde. 5

Es wird erfordert, daß der Künstler nicht allein seinen Standpunkt wohl gewählt habe, wo die Objekte mit einander in einem guten Bezug stehen und dabei angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabei die Natur wohl belauschen, in welchem Licht sie den besten Effekt macht, es sei früh morgens oder etwas später, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er sich hierüber bestimmt, so ist es nötig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur schön beleuchtet ist, wenigstens die Massen des Schattens anlege und sodann nach seinem Gedächtnis ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde sich wieder hinsetzen, um den Effekt immer mehr und mehr zu belauschen, bis er ihn so weit hat, daß er das Bild glaubt nach seiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künstler im Anfang mit dieser Mühsamkeit und Geduld fort, so wird er bald seinen Endzweck erreichen. Freilich ist es schwer, daß ein feuriges Genie sich zwingen soll, ehe seine Werke geraten, mit Geduld so oft an denselben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, sie mögen so groß sein, wie sie wollen; es kommt endlich auf den Punkt, den es sich vorgesetzt hat. 25

Als das beste Mittel hiebei, welches ich selbst versucht habe, kann ich anraten, wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet ist, sie sogleich liegen zu lassen und nach einer kleinen Promenade nach der Natur irgend etwas anderes anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Lust und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel nicht sogleich erreicht haben, vergessen, so daß wir des andern Tags nach Ruhe und Überlegung das Werk mit neuem Mute wieder angreifen, bis wir endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden haben und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alles, was uns die Natur darbietet, mit Kunst und Geschmack ohne Anstand nachzeichnen zu können, und das mit eben solcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlgeformten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt. 35

In der Komposition der Landschaften ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß alles grandios sei, wie solches Nikolaus und Kaspar Poussin, Carracci und Domenichino geleistet haben. Diese Meister formierten einen großen und einnehmenden Stil; man findet nichts Kleinliches in ihrer Komposition. Von der Fernung an bis auf den Vordergrund sind alles große Linien. Die Bäume bestehen mehrenteils aus großen Massen; doch haben sie auch öfters leichte Bäume gemalt. Genuß, man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen. Doch kann man an diesen Meistern ausstellen, daß ihr Baumschlag immer derselbe sei und ein Baum sich selten vom andern unterscheide. Zugleich wäre zu wünschen, das Kolorit möchte wahrer sein; es ist nicht der Ton der Natur: die Fernungen sind zu blau und zu hart, der Mittelgrund gemeinlich zu grün, ohne Luftperspektive, und die Vorgründe und andere Pläne zu schwarzgrün, Felsen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variierte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die sie in Ölfarben gebraucht, schuld an der Dunkelheit sei, weil sie in Öl durch Kupfer und Vitriol, die sie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Kaspar Poussin nie harmonisch gewesen sein kann, auch da seine Bilder neu waren. Im Palast des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landschaften gesehen, sowohl auf Kalk als Leinwand und Brettern; keine waren harmonisch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne diese Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemalt waren, in Gouache kopiert, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorher sah, daß sie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach fünfundsiebenzig Jahren wahr gefunden habe.

Die genannten großen Meister, welche die Regeln des großen Stils aus der schönen italienischen Natur geschöpft haben, nehmen uns ein, sowohl wenn sie schöne als wenn sie schreckliche Gegenstände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter sind so schrecklich schön, daß sie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenstände sind reizend durch die großen und mannigfaltigen Linien, auch da

4. Diese Meister. Darauf folgt bei Gœdert: „haben hauptsächlich den Großen Stil eingeföhret. Alle Formen und Linien sind Groß, sie haben die Kleinigkeiten die öfters die Natur zeigt weggelassen und einen Stiel formirt, der“ (W).

wo die Landschaft gleichsam in der Vogelperspektive vorge stellt ist, wie z. B. an der großen Landschaft von Kaspar im Pala st Colonna, wo Abraham seinen Sohn zum Opfer führt. Dieses Bild ist weniger schwarz geworden als die andern, ist harmonischer und macht mehr Effekt. 5

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemalt hat, bedient sich in vielen Fällen des Poussinischen Stils. Seine Komposition ist annehm, die Grup pierung der verschiedenen Bäume reizend, und man sieht überhaupt, daß sein Gefühl für die schöne Natur außerordentlich fein gewesen, 10 ob man wohl tadeln könnte, daß seine Perspektive fehlerhaft ist, und man öfters wünscht, daß bei so vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was sein Kolorit betrifft, so ist meiner Meinung nach keiner dahin gekommen, es so vollkommen zu machen. Sein Dunst in 15 verschiedenen Tageszeiten, sowohl in der Fernung als der Luft, ist außerordentlich. Man findet den sanften Nebel des Morgens und die Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung, sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel herrscht, ohne jedoch die Lokalfarben, welche 20 die Natur zeigt, und ohne das Detail zu alterieren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der schönen Gruppierung, sind öfters schwer, öfters hat auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine 25 Masse geworden ist und man keine Partien im Baum, sondern nur dessen Silhouette sehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, sind sie besser erhalten.

Zu seiner Zeit waren in und bei Rom viele immergrüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht 30 gut studiert wird, leicht schwer aussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bei allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend und gefällt immer mehr, je länger man seine Werke anschaut. 35

Poussin ist einnehmend bei dem ersten Anblick, so wie die

2f. an der großen Landschaft ... zum Opfer führt. Vergl. die begeisterte Schilderung dieser jetzt in der National Gallery zu London befindlichen Landschaft von Waagen, „Kunswerte und Künstler in England“. Berlin 1857. I. S. 215.

Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht gesehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde und sieht es mit Gleichgültigkeit an. Poussins Figuren sind im großen Stil und gefallen. Claudes Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die 5 Bilder staffiert hat, sind gemeiniglich sehr mittelmäßig sowie auch das Vieh. Claude sagte selbst: „Die Landschaft lasse ich mir bezahlen; Figuren und Vieh gebe ich obenein.“ Man kann mit Gewißheit sagen, hätte Claude in seiner Jugend angefangen zu zeichnen und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung dessen, 10 was man Mechanismus der Kunst nennt, so würden seine Vorgründe ebenso schön als Fernungen und Mittelgründe geworden sein. Es ist zu bewundern, daß ein Mensch, der sich so spät der Kunst gewidmet hat, so zu sagen der größte Landschaftler geworden ist. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

15 Ich muß hier einige Beispiele anführen, woraus man die Beschaffenheit der Landschaftsmalerei, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzosen, sowohl die Pensionärs der französischen Akademie als andere, trugen in Oktav oder Duodez ein klein Büchlein in der Tasche und zeichneten mit 20 Kalkstein oder schwarzer Kreide nach der Natur, aber alles maniert. Ich sah Zeichnungen von mehreren Künstlern, und alle schienen sie mir, als wären sie von einer Hand. Der maltesische Ambassadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künstlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemälde, und da er sie mir eines Morgens mit vielem Pomp 25 zeigte, so mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es sei, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte sich sehr, daß ich so wenig Kenner wäre, und gab mir einige höfliche Verweise, daß ich diese kostbaren Sachen nicht genugsam schätzte, 30 und ich wußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu

4. Filippo Lauri (1620—1694), Bruder des Francesco, am besten in englischen Sammlungen vertreten. — 12f. der sich . . . gewidmet hat. Diese Bemertung bezieht sich auf die von Sandrart („Teutsche Akademie“, 1675) überlieferte, abenteuerliche Jugendgeschichte Claudes („Bastetenbäder“!). Thatsache ist, daß Claude schon mit achtzehn Jahren endgiltig den Malerberuf ergriffen hatte, von seinen bisher bekannten Arbeiten ist jedoch keine vor 1630 datiert (geb. 1609). — 14. dahin gebracht. In Saderts Brief folgt: „daß Ubrige können Sie Aus seiner lebens Geschichte sehen Dies sind nach Meiner Arth meine Ideen über die beyde Große Männer“ (W). — 17. Pensionärs. Siehe oben S. 231, Z. 34 Anm. — 23. de Breteuil (1733—1807). Der bekannte französische Staatsmann dieses Namens kann hier kaum gemeint sein, da er wohl vorübergehend Gesandter in Neapel war, aber nie in Malta oder Rom Frankreich vertreten hat.

helfen, daß ich die alten Gemälde zwar gut verstehe, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künstler einzusehen.

Als Voltaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien sah, die ich und mein Bruder Johann daselbst gemacht hatten, sagte er mir, daß es thöricht sei, sich so viel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber seine Studien hülfen ihm jetzt nicht. Er sagte freilich nach seiner Art sehr wahr; denn da ihm die wahre Wissenschaft der Kunst fehlt, so sieht man in allen seinen Gemälden, daß sie maniert sind, ungeachtet dieser Künstler wahre Verdienste im Effect hat. Seine Eruption des Vesuv und seine Mondscheine, besonders die aus seiner guten Zeit, sind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, ist jämmerlich, weil er keine Perspektive noch die wahren Formen der Natur versteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Tif. Sie studierten nichts nach der Natur. Delane imitierte die schwarzen Gemälde von Kaspar Poussin und malte die seinen noch schwärzer. Forrester that ungefähr das Gleiche, zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Grundsätze. Unre Damen, die Liebhaberinnen im Landschaftszeichnen sind, machen es besser. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete die Linien nach der Natur oder ließ sie sich von Tito Lusieri oder andern zeichnen und malte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienst hatte. Weil das nun hinter einer großen Masse von braunen und schwarzen Bäumen stand, so schien es auf den ersten Blick, als ob es etwas wäre. Dieses nannten die Engländer den Claudeschen Stil. Ich kann nicht leugnen, daß ich Reiffensteinen, der mich zu diesen Künstlern geführt hatte, meine Bewunderung sehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches Zeug besitzen und bezahlen wollten. Auf alle

1. Jacques Antoine Voltaire, geb. in Toulouse oder in Rantes, Schüler des Joseph Vernet (vergl. S. 116, 3. 27 Anm.), geht 1763 nach Italien, wo er 1765 in Rom durch seine Seesüde zu großem Ruf gelangt, geht in Neapel um 1820. — 10. ungeachtet, 1 obngeachtet. — 17. Solomon Delane, 1727 in Edinburg geboren, bereist Frankreich, Italien und Deutschland, 1771—1777 in Rom nachweisbar. Von Nagler sehr gelobt. — 19. J. Forrester. Lebensverhältnisse unbekannt. Er stud. 25 Blatt: „Raccolta di alcune delle più belle vedute d'Italia“ 1760 nach Zeichnungen von P. Stephens. 1761 hatte er eine Landschaft auf der Academy Exhibition. — 21. Dan. Lebensverhältnisse unbekannt. — 23. Der Landschaftsmaler Don Tito Lusieri begleitete 1799 Lord Hamilton auf seiner Reise nach Griechenland, Asien und Agypten und ferner Lord Elgin auf seiner griechischen Reise. Näheres über ihn bei Tischbein a. a. O.

Fälle muß man gestehen, daß die Engländer auch ihre mittel-
mäßigen Künstler zu der Zeit sehr encouragierten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen giebt, welche
5 eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das kommt aber
daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden noch
die des Gemäldes, welches jene vorstellt. Auf der andern Seite
wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung
und die Kunst, sondern es giebt noch eine sittliche Illusion,
10 welche sie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus
Nebenbegriffen, ob sie gleich nicht die schönsten sind, indem andere
Vorstellungen des Zuschauers sich damit verbinden. Es kommt
sehr viel auf die Gemüthsbeschaffenheit an, und wie der Mensch
gestellt ist; und so kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck
15 machen als eine ideell schöne. Öfters hat derjenige, der sie an-
schaut, daselbst mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun
erweckt ihm das Bild vergangene angenehme Erinnerungen, neue
Ideen schließen sich an, kurz, er fühlt sich in dem Augenblick glücklich.

Eine schöne Gegend mit Wasser, Fermannung und Bäumen,
20 in welcher man keine Figuren sieht, erregt gemeinlich den
Wunsch, darin spazieren zu gehen, in der Einsamkeit sich selbst
überlassen seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Sind an solchen
Stellen Figuren gemalt, so macht sie nicht mehr den Effect,
sondern vielmehr das Gegenteil. Tiere, als Ochsen und Schafe,
25 verhindern zwar nichts, im Gegenteil, sie beleben, und weil wir
an die zahmen Tiere gewöhnt sind, so tragen sie auf Spazier-
gängen zu unserm Vergnügen bei. Wünschen wir hingegen eine
völlige Einsamkeit, so verhindern sie uns auch an den schönen
Ideen, und man wünscht die Figuren von der Stelle hinweg.
30 Höchstens kann ein Hirt oder ein paar Hirten sitzend unter einem
Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau
und Kinder. Diese, weil sie unschuldig sind und bloß in der
Absicht, das Vieh zu hüten, auf der Stelle sitzen, verhindern
uns nicht an unserm Vergnügen, sondern erregen wohl eher eine
35 unschuldige Freude.

Viele Landschaften machen uns ein außerordentlich Ver-

gnügen, wenn sie uns Gegenden vorstellen, wo große Thaten geschehen sind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geschichte. Wenn Reisende solche Gegenden gesehen haben und finden sie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorge stellt, so erweckt es ihnen eine ganze Reihe 5 historischer und anderer bedeutenden Vorstellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Licenza, Baucuse, wo Petrarca sich aufhielt, solche Landschaften interessieren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im schrecklichen Stil ist es nicht allein genug, daß die 10 Gegend rauh und schrecklich sei, ja, die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landschaft des Nikolaus Poussin, wo die Person bei der Quelle von der großen Wasserschlange umwunden wird.

Über Ölmalerei.

15

Zu der Zeit, als die Kunst, mit Ölfarben zu malen, nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimnis war, dachte ein jeder Künstler selbst nach, studierte seine Öle und seine Farben und ließ sie sich zu Hause reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, so 20 ist die Kunst in Ansehung der Dauer der Farben sehr zurückgekommen, weil wenig Maler selbst darauf nachgedacht haben und andere an diesem Haupterfordernis zu sparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachlässig getrieben, ja ihre 25 Waren aus betrügerischer Habsucht verfälscht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Maler nicht wissen konnten, zum Beispiel, daß die Terra verde in Öl mit der Zeit schwarz wird, daß der Lack, von Cochenille gemacht, mit Weiß vermischt, durchs Weiß zerfressen 30 wird, daß alle Farbe, worin sich Vitriol oder Kupfer gemischt findet, schwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Untersuchung alter wohl-erhaltener Gemälde habe ich vieles gelernt; besonders aus an-

11. Wasserschlange. Von dieser berühmten, „l'Echo“ oder „Le Paysage de la peur“ genannten Landschaft Poussins (um 1650) ist unseres Wissens nur noch die Nachbildung in einem Eiche C. Vandets bekannt. Vergl. Andresen, Nicolaus Poussin. Leipzig 1863. Nr. 442. — 33 f. wohlhaltener, 1 wohlhaltner.

gefangenen und halbfertigen Bildern alter Meister habe ich bei genauer Untersuchung vieles gesehen. Ich will mich hier in keine besondere Beschreibung, wie die alten Meister ihr Malen behandelt, einlassen, sondern bloß beschreiben, wie ich es behandle,
 5 und was ich am beständigsten und dauerhaftesten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unsern Vorektern überliefert erhielt, welche sämtlich Maler waren. Das Übrige habe ich nach meiner eignen Art und Nachdenken zugefügt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus,
 10 Ocker oder andern leichten Erdfarben schlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vitriol, der sich öfters in diesen Farben befand, die Bilder schwarz machte, sondern auch, daß die Luft, die das Öl ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, so daß sie durch die Leinwand durchstreichen konnte, daß
 15 die Luft, sag' ich, die Farben schwarz gemacht hatte. Ich sah ein schönes Bild von Salvator Rosa in Rom, welches auf solche schlecht gegründete Leinwand gemalt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens sich befand, angeleimt.
 20 Hier war die Farbe gut stehen geblieben und sah sehr schön aus; hingegen zu beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es so schwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie schön aber das Bild gewesen, sah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo, wie gesagt,
 25 die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern, wo die Luft also nicht hatte durchstreichen können. —

Leider bricht hier der Aufsatz ab und ist wahrscheinlich auch niemals weitergeführt worden. Es würde in manchem
 30 Sinne interessant gewesen sein, Hackerts technische Bemerkungen zu erfahren, weil er sowohl im Malen als im Restaurieren der Bilder besondere Einsichten hatte. Von dem Letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Mitter Hamilton: *Sul uso della Vernice nella Pittura*, 1788, welche

9. Bolus. Siegelerde, braun oder rotgelb, in der Fresko- und Stubenmalerei vielfach zum Grundieren verwendet. — 16. schönes, 1 schön. — 26 f. wo . . . können fehlt bei Hackert. — 32 ff. Lettera di Filippo Hackert a Sua Eccellenza il Signor Cavaliere Hamilton etc. Napoli 20. Dec. 1787. 16 S. gr. IV. Deutsche Ausgabe: „Über den Gebrauch des Firnis in der Malerey“. Ein Sendschreiben des berühmten

auch ins Deutsche durch den Galerie-Inspektor Kiedel in Dresden 1801 übersezt worden. In diesem Aufsatz wird die oben Seite 213 erwähnte Restauration der Bilder durch Andres und das Firnissen der Bilder gegen damalige Tabler in Schutz genommen.

5

Philipp Hakerts Brief an den Herausgeber.

Datiert vom 1. März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in kurzem vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitäten, den Tod meines Bruders Georg den 4. November 10 verwichnen Jahres. Die Stütze meines Alters ist verloren; indes bin ich gesund und mit einem kleinen Husten und Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwischt. Ich male und studiere fleißig wie ein junger Bursche.

Ihr Werk Winkelmann und sein Jahrhundert 15 habe ich gelesen, welches mir unser Prediger Schulthesius in Livorno geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Kompliment über dieses Buch. Es ist mit Wahrheit, Kenntniss und Unparteilichkeit geschrieben, deutlich und belehrend. Es ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunst ge- 20 geschrieben ist, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vorgründe grell sind; ich würde es gleich abgeändert haben; deswegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

Landschaftsmalers Philipp Hakert an den Ritter Hamilton, ehemaligen Großbritanischen Gesandten in Neapel. Aus dem Italiänischen frey übersezt von F. L. R. (Nebst fünf Anhängen) Dresden 1800. Schon in Meusels „Neuen Miscellaneen artistischen Inhalts“, Stüd 9, Veipzig 1799, war ein Auszug erschienen. Hauptinhalt dieser Streitschrift ist die Empfehlung eines sorgsam bereiteten Firnisses bei der Restauration von Bildern. Einweiß dagegen sei schädlich. Hakert beweist in dieser Schrift neben seinen technischen Kenntnissen auch ein eingehenderes Studium der Malart älterer Meister, doch wird schon in der gleichzeitigen Kritik (in Meusels „Neuen Miscellaneen“ a. a. D.) mit Recht betont, daß dieser Aufsatz für deutsche Leser nichts Neues enthalte und mehr von lokalem Interesse — „eine verdiente Zurechtweisung der Neapolitaner Zunftgenossen“ — sei.

1. Johann Anton Kiedel, Sohn des Galerie-Inspektors Johann Gottfried Kiedel, geb. 1733 zu Prag, wurde 1755 neben Esterreich (vergl. S. 51, 3. 23 Anm.) Unter-Inspektor und nach dem Tod des Vaters 1755 und der Abberufung Esterreichs 1757 alleiniger Inspektor der Dresdner Galerie; gest. 1816. — 3. Andres. Vergl. S. 213. — 6. Philipp Hakerts Brief an den Herausgeber. Auch dieser Brief, dessen Original im Goethe-Archiv liegt, ist von Goethe stiftlich überarbeitet und getürzt. Der Eingang ist fortgefallen: „Es wird kenne ein Jar sein, das ich die Ehre gehabt habe Ihnen zu Schreiben, und zugleich 20 Stüd Medallien von Erz zu Schiden, worüber ich bis jey keine Antwort bekommen habe. Seit der zeit habe ich ...“ — 21 f. Warum ... grell sind? S. 229: „... man findet an seinen (Hakerts) Bildern bloß einige etwas harte Stellen und zuweilen grelle Farbtöne zu tadeln“.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im ganzen aber, mit so viel andern 5 Objekten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des Übrigen verbunden werden.

Öfters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mitmalt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich anfangs thun, so 10 würde es dem Gemälde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich; denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Öl und Farben u. s. w. ist es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Ölgemälde sich 15 auf der Oberfläche ein wenig verändert und nach und nach die kleine Patina bekommt und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemälde wirklich gemalt ist. Claudes Landschaften sind wesentliche Beweise davon.

Diétrichs Landschaften, wie sie neu waren, schienen grell; jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielfach in niederländischen 20 Gemälden herrscht, ist öfters dem Künstler, aber auch öfter dem Dorf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrscht, zuzuschreiben, und der sich, wenn das Gemälde frisch ist, so in die Farben ver- 25 jagt, daß es keine Möglichkeit ist, ihn herauszubringen. Dieses geschieht leicht im Winter und ehe Firnis auf dem Bilde ist; denn alsdann dringt die Biesterluft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der selige Johann, hatte in London im Winter eine Landschaft gemalt, die ich nach seinem Tode kommen 30 ließ, wo die Biesterluft so eingedrungen war, daß sie auch Andres, der geschickte Bilderputzer, nicht herausbringen konnte. Es hatte den Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemalt hat, haben den Silberton behalten.

13 f. sich auf ... nach und nach. Zusatz Goethes. — 18 ff. Diétrichs ... ausgenommen. Im Briefe an einer späteren Stelle. Aber Diétrich vergl. S. 51, 3. 23 Anm. — 26. Biesterluft. Bister = brauner Lack, Tod, chemisch Braun. Man unterscheidet den aus Glanzruß bereiteten vegetabilischen Bister, der als Laifarfarbe brauchbar ist, „aber gern Feuchtigkeit aus der Atmosphäre anzieht und die mit ihm ausgeführten Malereien stets feucht erhält“, vom sog. mineralischen, durch Auflösung von Aetkali in schwefelsaurem Mangan entstehenden Bister. — 32. behalten. Im Briefe folgt: „Da jeß wenig Fremde in Italien Reisen, so sind wenige Bestellungen, ohn erachtet, so mache ich immer kleine Geschäfte, habe noch vor Achte 4 Stück Landschaften a 60 Zech. nach Frankreich geschickt.“

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (Ich hoffe, daß Sie meiner nicht spotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es ist nämlich, mit dem großen idealischen Stil Wahrheit der Natur sowohl in Ton als Formen zu verbinden. Poussin, Carracci, Domenichino u. s. w. 5 haben einen großen Stil; allein die Objekte sind auch öfters so unwahr, als wären sie aus einer andern Welt. Diese Konvention, wie bekannt, ist einmal angenommen. Was das Kolorit betrifft, so ist es nicht allein unwahr, sondern hart. Man entschuldigt diese respektablen Männer, daß die Zeit und ihre Art zu malen 10 ihre Gemälde schwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Poussins Wasserfarbengemälde im Palast Colonna und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palast Borghese beweisen, daß Poussin nie harmonisch in der Farbe gewesen ist. Seine Lust ist immer hart; die gewöhnlichen roten Streifen, die zu dunkelblaue 15 Fernung, die hartgrünen monotonen Bäume, die allzugelben Felsen und Wege, wo der bloße Ocker herrscht, können nie übereinstimmend gewesen sein. Diese Wasserfarbengemälde haben sich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde sind hingegen seine Ölgemälde eher harmonisch geworden. Francesco di Bologna 20 ist in seinen Wasserfarben harmonischer. Seine Bäume haben denselben Fehler, daß sie dunkelgrün und monoton sind. Bogueet hat in Pistoja einen Saal gemalt und des Poussin gelbe Felsen und kohlschwarze Bäume so imitiert, daß einem angst und bange wird, wenn man es ansieht. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Bogueet, 25 der wirklich so viele Geschicklichkeit hat und ernsthafte gute Studien im Portefeuille besitzt, solch tolles Zeug darstellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Versuche ins Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verschönten Stil, den Silberton der schönen Natur, die neblichten Dünste, die schönen Formen der Bäume, 30 ohne den Charakter zu vernachlässigen, kurz alles mögliche Idealschöne, was die Natur einer Landschaft darbietet, in einem Gemälde darzustellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landschaft gebe.

1. Ihr Buch. Winkelmann und sein Jahrhundert. — 12. Palast Colonna: die 10 berühmten Landschaften des Gaspard Poussin im Vestibül zum Hauptaal. — 12f. Francesco di Bologna. Giovanni Francesco Grimaldi, genannt il Bolognese (1606—1680), der hervorragende Landschaftsmaler der Bologneser Schule unter dem Einfluß Annibale Caraccis. — 22. Nicolas Vidier Bogueet (1755—1839), französischer Landschaftsmaler und Stecher, in Rom thätig. Italienische Reise 2, 86: „Bogueet erwirbt als Landschaftsmaler im Sinne Poussins einen guten Namen.“ Wener (Rsjch. des 18. Jahrh. S. 333) spendet ihm nur ein maßvolles Lob. Bogueet stach u. a. ein Zutte von sechs römischen Landschaften.

Um nun aber nicht in das Manierierte zu fallen und die großen Meister zu bestehlen oder schwach nachzuspotten, wie es leicht den Nachahmern geschieht, so habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gewählt, die wirklich schon den Stempel des großen Stils an sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch verschönere, so hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden und man darin die Wahrheit der Natur verschönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst aufgenommen werden. Bis hieher ist der Geschmack ausschließlich für das Wahre gewesen; ein jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um seinen Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunft zu zeigen, was er gesehen hat, und Anekdoten dabei zu erzählen u. s. w. Gibt es für diesen neuen Stil nicht im allgemeinen Liebhaber, so wird es doch einige Kunstkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Künstlern wird es freilich gefallen; die sind aber die nicht, die da zählen können. Herr Fabre, der seit der Bassévillischen Geschichte aus Rom hierher geflüchtet ist, muß als ein sehr geschickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geschmack und hat ein sehr gutes brillantes Kolorit. Er malt auch dann und wann Landschaften mit kleinen historischen Figuren, im Poussinischen Stil, welche besser sein würden, wenn er den Poussin weniger nachahmte. Er traf, als er mich besuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm sehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Benvenuti ist jetzt hier Direktor der Akademie. Desmaretz ist hier; er komponiert vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David ist. Seine Farbe ist schwer, kompakt, sein Pinsel nicht angenehm. Seine Kompositionen, besonders in kleinen Gemälden, sind ausnehmend schön, die Sujets aber immer grausam, Mord und Totschlag. Noch seh' ich keinen, der die Simplicität und

18. François Xavier Fabre (1766—1837), Historien- und Landschaftsmaler, Schüler des Jean Coustou und Davids, war bis 1826 in Rom. Am reichsten an seinen Werken ist das von ihm in seiner Vaterstadt Montpellier gegründete Museum — 18f. seit der Bassévillischen Geschichte. Basséville, der französische Geschichtsträger in Rom, war vom römischen Pöbel ermordet worden. — 28f. Desmaretz, wohl Frédéric Desmarais, geb. zu Paris, gest. zu Carrara 1814, an dessen in Stoff und Form antikisierenden Gemälden die Sammlung von Montpellier reich ist. Der von Fiorillo und Nagler erwähnte Vater Desmaretz (Demarez) soll schon 1803 gestorben sein.

Schönheit der Alten hat. Gauffier und seine in häuslichen Gemälden so geschickte Frau starben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindsucht. Gauffier war auf dem Gipfel seiner Kunst und hatte sich sein Lebenslang gequält, ihn zu erreichen; da er genießen sollte, so starb er. — 5

Hinterlassenes.

Nach Hackerts Ableben sind seine sämtlichen Besitzungen an die in Berlin sich befindenden Erben gekommen, darunter zuerst mehrere Gemälde, von welchen ein gedruckter Katalog ausgegeben wird. Man hat die Absicht, diese Kunstwerke auszuspielen, und 10 wird deshalb zu seiner Zeit dem Publikum nähere Nachricht erteilen, weshalb wir auch eine beschreibende Anzeige nicht für nötig erachtet.

Die von Georg Hackert gefertigten Kupferplatten hat der Kunsthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, 15 welcher davon gute Abdrücke zu liefern verspricht. Wahrscheinlich wird er zunächst ein Verzeichnis davon bekannt machen, um die Freunde der Kunst noch mehr zu interessieren. Diese Arbeiten sind um so mehr zu empfehlen, als sie einen großen Teil von Hackerts Leben und Bemühungen dem Kunstfreunde darstellen und 20 einen Begriff geben, wie er sich in der von ihm so hoch gehobenen Prospektmalerei benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geschnittener Steine hinterlassen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und un- 25 ständlich erwähnen.

1. Kopf des Zertus Pompejus, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist von der ersten Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommensten, was man in Steinschneidekunst sehen kann. Unter dem Halse steht *ΑΡΑΘΑΙΤΕΙΟΥ*. Man

1. Gauffier. Der Historienmaler Louis Gauffier, geb. in la Rochelle 1761, starb zu Florenz am 20. Oktober 1801; seine Gattin, geborene Pauline Châtillon, war Genre- und Porträtmalerin. — 5. so starb er. Der fortgelassene Schluß des Briefes lautet: „Verzeihen Sie mein Weitleufiges Schreiben, ein so langer Brief wird Ihnen ermüden zu lesen. Ich habe die Ehre“ u. s. w. — „P. S. Bitte meine Empfehlung an D. Goro seit langer Zeit höre ich nichts mehr von ihm. Man hat mir gesagt Miss Emelio wäre verheiratet. Ich weiß nicht an wem sie Verheirathet ist.“ — 6. Hinterlassenes. Über den Verbleib des Nachlasses siehe auch die Einleitung. Im Goethe-Archiv befindet sich ein Verzeichnis der geschnittenen Steine aus Hackerts Nachlaß, von Hirt unterzeichnet. Goethe hat es für diesen Abschnitt benannt — 27. der ersten, 1. erster.

vergleiche: Geschichte der Kunst des Altertums von Johann Winkelmann, Wiener Ausgabe, S. 552 und 778, wie auch Bracci, Memorie degli antichi Incisori, Vol. I, p. 25—33, wo zugleich Tafel V eine ganz leidliche Abbildung, in Kupfer
5 gestochen, beigebracht ist. Dabei findet sich noch der antike goldne Ring, in welchen er gefaßt war.

2. Kopf des Ulysses, in Karneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein, mehr ins Hellgelbe schimmernd, mit viel Feuer. Die Mütze ist mit einem Kranze umgeben. Am Halse ein Streifen
10 von der Tunika. Die Arbeit ist höchst fleißig und vollendet.

3. Kopf eines alten Herkules, mit einem Kranz um die Haare und einem Stück Löwenhaut, vorn um den Hals zugeknüpft. Karneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Ansehen, die Arbeit vortrefflich. Oberwärts ist ein
15 Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beschädigt.

4. Fragment einer Kamee. Der Charakter ist junonisch. Der noch vorhandene Grund ist schwärzlich grau. Das Relief besteht bloß noch in der Maske und einem Stückchen Halse. Das Weiße hat das Ansehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge,
20 an den Lippen und der Nase hin sieht noch etwas vom Tartar. Die Arbeit ist die trefflichste.

5. Jupiter, auf seinem Thron mit niedriger Lehne sitzend, in der Rechten das Szepter und auf der ausgestreckten Linken die Viktoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken
25 den Palmzweig ausgestreckt hält. Einschnitt in Lapis Lazuli. Leichte, geistreiche Arbeit.

Diese Steine würden sämtlich zur größten Zierde auch selbst eines reich ausgestatteten Kabinetts dienen.

Die modernen Steine sind von mehreren bekannten Künstlern:
30 von Antonius Pichler, dem Vater, aus Innsbruck; von Johann und Ludwig Pichler, seinen beiden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachsen; von Alessandro Cades; von Bartolomeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amastini aus Fossombrone; Johannes Wedder; Vetrarino; Tevoli; Antonio
35 Berini; Selli; Sirletti; Cavaliere Constanzi; Camillo Piastrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Tarri-

16. Kamee. In Hirt's Verzeichnis folgt: „Bacchus genannt“. — 20. Tartar, Weinstein, Hilfsmittel beim Schneiden der Steine. — 26. Leichte, geistreiche Arbeit. Statt dessen bei Hirt: „die Arbeit mittelmäßig“.

celli; Ludovico Siries aus Florenz; Therese Talani, geborne Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaspare Capperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Rrafaelli aus Rom. 5

Man sieht hieraus, daß diese Sammlung für die Geschichte der neuern Steinschneidekunst sehr unterrichtend sein muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrat Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlassen.

Reden und Ansprachen.

Einleitung.

Daß Goethe sich des gesprochenen Wortes nicht minder hinreißend zu bedienen wußte, als des geschriebenen, beweist die lange Reihe seiner mündlichen Äußerungen, durch deren Herausgabe in der Sammlung „Goethes Gespräche“ sich der Freiherr von Biedermann den herzlichsten Dank aller derer verdient hat, die das Wesen und Wirken unfres Dichters zu erkennen streben.

Während jene Sammlung im wesentlichen vertrauliche Äußerungen zu Einzelnen enthält, werden im folgenden die von Goethe öffentlich gehaltenen Reden und Ansprachen zusammengestellt, so weit sie uns erhalten sind. Ihre Zahl ist im Verhältnis zu der vielfältigen amtlichen Thätigkeit und den mannigfachen geselligen Veranlassungen, bei denen Goethe das Wort zu führen bestimmt war, nicht groß. Er hat wohl, zumal bei der zweiten Kategorie von Anreden, meist aus dem Stegreif gesprochen und so sind uns, abgesehen von einigen durch glücklichen Zufall bewirkten Ausnahmen, die Zeugnisse für diesen Teil seiner geistigen Thätigkeit verloren. Das Bedauern darüber, das durch das Vorhandene geweckt wird, verstärkt sich noch, wenn wir lesen, wie er als Redner auf die Zeitgenossen gewirkt hat. So berichtet Knebels Schwester Henriette über

einen Vortrag bei der Versammlung der Mittwochsgesellschaft am 22. Januar 1806: „Goethe sprach von dem Bezug, den der Mensch zu sich selbst und zu den Dingen außer ihm hat, so reich, reif und mild, daß ich wirklich noch nie so habe sprechen hören. Ich wünschte, er hätte die Rede aufgeschrieben, sie allein müßte ihm den Ruhm eines seltenen Menschen machen.“

Zum Glück ist uns wenigstens die Rede auf Wieland erhalten, die als ein Meisterwerk der Charakteristik trotz ihres geringen Umfanges noch heute als die glänzendste und tiefste Würdigung des Oberondichters zu betrachten ist. Sie wurde, entgegen ihrer ursprünglichen maurerischen Bestimmung, in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen, zusammen mit den Worten zum Andenken Anna Amalias, die, zur Vorlesung von den Kanzeln bestimmt, rein sachlich und von jedem Ausdruck persönlichen Antheils frei gehalten sind.

Die übrigen schon früher gedruckten Reden hat Goethe von seinen Werken ausgeschlossen, da sie amtlichen Charakters oder für den engen Kreis der Loge bestimmt waren. Erst seit der Hempelschen Ausgabe sind sie, zusammen mit den inzwischen aufgefundenen gleichartigen Aufzeichnungen, den Werken einverleibt, von denen sie einen an Umfang zwar geringen, aber nicht unwichtigen Bestandteil bilden. Eine früher nicht aufgenommene kurze Ansprache in der Freitagsgesellschaft und die inzwischen bekannt gewordene Rede zur Einführung Augusts von Goethe als Mitglied der Hoftheaterintendanz erscheinen in unserer Ausgabe zum erstenmale.

Georg Witkowski.

Auf den Ilmenauer Bergbau
Bezügliches.



Vorbemerkung.

Das weimarische, ehemals zur Grafschaft Hennegau gehörige Städtchen Ilmenau war verarmt, seit das einst blühende Silberbergwerk nach mannigfachen Störungen im Jahre 1739 durch den Durchbruch des oberen Freibacher Teiches zu Grunde gegangen war. *) Karl August faßte unmittelbar nach seinem Regierungsantritt den Plan, trotz der mehrmals (1752 und 1765) gescheiterten Versuche, das Werk wieder aufzunehmen und erhielt durch den sächsischen Berghauptmann von Trebra ein günstiges Gutachten über die Aussichten des Unternehmens. Am 13. Juli 1776 wurde eine aus Goethe, Kalb und dem Hofrat Eeccard bestehende Bergwerkskommission eingesetzt, und nachdem der Herzog mit dem Erbprinzen, Goethen und andern am 20. Juli den alten Schacht besahen hatte, beschloß er, die Arbeiten von neuem zu beginnen.

Die übrigen sächsischen Höfe hatten sich bei der Teilung der Grafschaft Henneberg den gemeinsamen Besitz der Bergwerke vorbehalten. Sie übertrugen 1781 ihre Rechte auf das Ilmenauer Werk an Weimar, die Gläubiger wurden abgefunden und 1000 Rure ausgegeben, die schnellen Abgang fanden. Von der Kommission war Kalb schon im Frühjahr 1780, Eeccard 1783 zurückgetreten; an ihre Stelle trat neben Goethe Christian Gottlob Voigt, seit 1777 Regierungsrat in Weimar. **)

Goethe war von Anfang die Seele des Unternehmens, das seiner Schaffenslust ein reiches Arbeitsfeld bot und durch seine unmittelbare Beziehung zur Natur seinen Neigungen durchaus entsprach. So war er denn sowohl durch seine äußere Stellung wie durch inneren Anteil berufen, als man endlich am 24. Februar 1784 nach Hinwegräumung der äußeren Schwierigkeiten zum Beginn der bergmännischen Arbeit schritt, dem neuen Werke durch eine Rede die Weihe zu geben.

Am 21. Februar fuhr er im Schlitten mit Voigt und den beiden jüngeren Söhnen der Frau von Stein nach Ilmenau, und am Fastnachts-

*) Vgl. Joh. Karl W. Voigt, Geschichte des Ilmenauer Bergbaues. Sonderhausen und Nordhausen 1821.

**) Siehe über ihn und für das folgende Goethes Briefe an Christian Gottlob von Voigt. Herausgegeben von Otto Zahn. Leipzig 1868.

dienstag, der seit alter Zeit dort von den Bergleuten festlich begangen wurde, fand die Feierlichkeit statt. Im großen Zimmer des Posthauses hielt Goethe an die versammelten Honoratioren seine Ansprache, die bereits vorher gedruckt war und gleichzeitig an die vor dem Hause in Parade aufgestellte Knappschaft verteilt wurde. Die Rede war, wie Voigt am 12. März 1784 an Hufeland schreibt, mit Fleiß sehr populär gehalten, wurde aber von Goethe ganz vortrefflich gesprochen. Durch dieses Zeugnis wird die von Eckermann unterm 14. April 1831 erzählte Geschichte als unwahr bewiesen: Goethe habe den Faden verloren und die Anwesenden während einer unfreiwilligen Pause von fast zehn Minuten durch die Macht seiner Persönlichkeit wie gebannt gehalten, so daß jeder vollkommen ruhig geblieben sei.

Durch Vermittlung der Frau von Stein (siehe Goethes Brief an sie vom 21. Februar) erhielt Herder die Rede in dem Augenblicke, wo sie gesprochen wurde. Am 15. März 1784 sandte sie Goethe selbst an den Herzog von Gotha. Nur ein zeitgenössisches Urtheil darüber ist uns erhalten: das Jfflands, der am 2. Oktober 1785 an den Freiherren von Talberg schrieb, er finde in der „Iphigenie“ „statt Erhabenheit oft solche Kälte als die, womit die Ministerialrede beim Bergbau zu Ilmenau geschrieben ist“, ein Urtheil, in das wohl kein unbefangener Leser der herzlichen, vom wärmsten Anteil durchwehten Worte Goethes einstimmen wird.

Die Rede ist, wie schon erwähnt, gleichzeitig im Druck erschienen; eine zweite Ausgabe kann wenig später herausgekommen sein, da sie von demselben Satz, nur durchkorrigiert und in verändertem Format abgezogen ist.

W. Freiherr von Biedermann hielt (Hempelsche Ausgabe 29, 2, 6) den Druck in Quart für den früheren, ebenso Hirzel (Verzeichnis 4. Auflage, S. 28). Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Die stilistischen Verschiedenheiten sind derart, daß sie meines Erachtens für die Priorität des Oktavdruckes sprechen (vergl. besonders die Varianten zu S. 310, 16, 22 f.; 312, 5, 8, 12, 20 f.; 313, 9, 14). Entscheidend dünkt mir aber die Thatsache, daß im Anfang des Oktavdruckes zwei offenbare Druckfehler (S. 310, 7, 10) stehen, die unmöglich bei der Korrektur des früher bereits richtig abgezogenen Satzes entstanden sein können.

Ein dritter Abdruck der Rede erschien im Januar 1785 im ersten Stück von Voies „Deutschem Museum“ S. 2—7. Sie wurde dort mit folgenden Worten eingeleitet: „Unser Publikum hat schon lange nichts mehr von seinem Lieblingschriftsteller Göthe erhalten; aber er hat die Feder niedergelegt, um zu handeln. Ein Tausch, wobei das Ländchen, dessen Pfleger er ist, unendlich gewonnen hat. Ich schließe Ihnen hier einen Beleg bei, daß Göthe dermalen in andern Tüchern eben das ist, was er sonst als dramatischer Dichter und Maler des menschlichen Herzens war. In demselben zeigt er sich von einer ganz neuen Seite, die dem Publikum diesen seinen alten Liebling höchst interessant machen muß. Er ist Chef des Bergbaues, und hielt als solcher die folgende Rede, an welcher man das

Warme und Herzliche und die damit innig verbundene Simplicität der Sprache, die Göthen schon immer als Schriftsteller auszeichnete, nicht mißkennen wird.“

Ob nun, wie Weinhold (Heinrich Christian Voie S. 274) anzunehmen scheint, dieser Abdruck von Goethe veranlaßt und der angeführte Brief nur fingiert ist, ob ein anderer die Rede eingefandt hat, jedenfalls erscheint sie hier in einer von neuem durchgesehenen und verbesserten Gestalt. von Biedermann (a. a. O. S. 7) führt zum Beweis die Änderung (S. 311, 1 f.) von „als ein neuer Berg“ in „als neue Berge“ an. „Es ist dies,“ sagt er, „ein an dieser Stelle wohl nur Goethen zuzutrauendes Wortspiel, indem man bergmännisch unter „Bergen“ das nicht erzhaltige Gestein versteht, das ausgebrochen werden muß, um zu dem reichen zu gelangen.“ Auch sonst zeigen die Abweichungen dieses Druckes von dem in Quart, welchem er im allgemeinen folgt, daß hier nicht nur typographische, sondern auch redactionelle Änderungen vorliegen. Da wir kein Zeugnis dafür haben, daß diese von Goethe vorgenommen sind, muß unserem Abdruck, nach dem oben Gesagten, die Quarto zu Grunde gelegt werden, weil sie die letzte sicher von Goethe selbst herrührende Fassung darstellt. Denn die nächste Wiedergabe der Rede erfolgte erst nach dem Tode des Dichters in der Quartausgabe von 1837 (2, 2, 634). Diese kann daher so wenig wie alle späteren, da sie lediglich den Druck in Quart wiederzugeben suchen, irgend welchen textkritischen Wert beanspruchen.

Goethes Rede schloß mit der Aufforderung zur Teilnahme an dem sich daran anschließenden Gottesdienste. Nach der Beendigung desselben begab sich die Versammlung in feierlichem Zuge nach der Stelle, wo der neue Johannisacht eröffnet werden sollte. Goethe that den ersten Hieb, voll freudiger Hoffnungen, denen er auch in der Folge mehrfach brieflich (3. B. an Knebel 24. April, an Frau von Stein 5. Oktober 1784 und 9. November 1785) Ausdruck gab.

Auch in den Nachrichten von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Almenau, die in den folgenden Jahren (1785, 1787, 1788, 1791 zweimal, 1793 und 1794) an die Gewerke, d. h. die Inhaber der Kuxe, erstattet wurden, herrschte zumal anfangs der Ton mutiger Sicherheit. Von diesen Nachrichten, die sämtlich von Goethe und Voigt unterzeichnet sind, ist nur für eine, die vierte von 1791, Goethes Autorschaft, mit Ausnahme des eigentlichen Rechnungswerkes, durch Voigt (an Hufeland 13. März 1791) bezeugt. Da der Aufsatz, der eigentlich nicht in die Werke hineingehört, einmal in dieselben Eingang gefunden hat, sei er wenigstens an dieser Stelle wiedergegeben. Er ist datiert vom 24. Februar 1791.

Vierte Nachricht
von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau.

Wodurch zugleich ein auf den Sechsten Junius 1791 zu eröffnender
 Gewerbentag ausgeschrieben wird.

Das edle Schieferflöz in dem Ilmenauer Gebirge durch den neuen 5
 Johannis-Schacht zu ersinken, war der erste Zweck, den man
 sich bei dem Wiederangriff des Ilmenauer Bergbaues vorsteckte;
 man ist demselben auch bisher unermüdet entgegengegangen.
 Mehrere günstige Umstände belebten von Zeit zu Zeit die Hoff-
 nung und den Mut derer, die sich damit beschäftigten, sowohl 10
 als derer, welche zu Räte gezogen wurden. Man kam ohne eine
 Spur von Wasser durch das mächtige Gipslager nieder; die ersten
 im 115ten Lachter auf dem Zechstein angehauenen Wasser waren
 mit 14 achtzölligen Säzen durch ein dem Krummzapfen der Treibe-
 welle angehängtes Kunstzeug leicht zu gewältigen; die in mehrerer 15
 Teufe häufiger zudringenden Gewässer liefen so mäßig auf den
 Stolln ab, daß es jedem Erfahrenen leicht schien, auch über sie
 Meister zu werden.

Was bis in den Monat März 1788 vorgegangen, ist einer
 ansehnlichen Gewerkschaft durch die dritte Nachricht bekannt ge- 20
 macht worden. In dem Oktober 1789 wurde dieselbe durch ein
 vorläufiges Schreiben des damaligen Bergsekretärs Voigt von dem,
 was indessen geschehen, unterrichtet, und die zur Direktion dieses
 Bergbaues niedergesetzte Kommission verschob nur bisher eine
 detaillirte Darstellung, weil sie Ursache genug zu hoffen hatte, 25
 daß man das Flöz durch die angewandten Mittel ersinken, daß
 alsdenn jener Zeitpunkt eintreten würde, wo ein neuer Plan, eine
 neue Beratung für die Folge sich notwendig machte. Ist gleich
 die Epoche noch nicht völlig erschienen, so ist doch das bisher Ge-
 schehene wichtig genug und die gegenwärtige Lage aller Auf- 30
 merksamkeit würdig. Wir verspäten daher nicht länger eine Nach-
 richt, welche die sämtliche Gewerkschaft nach unserm Versprechen
 erwarten kann, und hoffen, daß auch dadurch das Zutrauen zu
 dem Werke sowohl als zu denen, die das Werk bisher beschäftigt
 hat, sich befestigen werde. 35

Aus jener im Jahre 1788 mitgetheilten Nachricht wie aus
 einem von dem damaligen Bergsekretär Voigt in dem Jahre 1789
 an die sämtliche Gewerkschaft abgelassenen Schreiben ist im all-

gemeinen bekannt, daß man, sogleich nach stärkern auf dem Zechstein angehauenen Wassern, welche mit dem Interimszeug nicht zu gewältigen gewesen, Anstalt machte, über dem tiefen Stolln ein starkes Kunstzeug vorzurichten, und sobald die Miße und Anschläge entworfen und von Kunstverständigen hinlänglich geprüft worden waren, unverzüglich zur Arbeit schritt.

In dem Monat Julius 1788 wurde die Ausbrechung der Radstube vollendet und das Rad gehängt, in dem Monat August war das ganze Kunstzeug fertig. Das überschlägige 40 Fuß hohe Kunstrad wirkte in den beiden kurzen Stößen des Schachtes auf doppelte Gestänge; in dem einen Stoße brachte man in gehöriger Entfernung von einander zwei neue Kunstsätze an, in dem andern aber behielt man vorerst den achtzölligen Satz noch bei, dessen man sich bei der ersten Gewaltigung der Wasser durch das Interimszeug bedient hatte.

So fing man die Gewaltigung durch successive Vorrichtung der Kunstsätze an und kam damit nach vielen Schwierigkeiten bis 30 Lachter saigere Teufe nieder. Im Dezember 1788 brach über dieser Arbeit ein Krummzapfen, und während daß man diesen Schaden herzustellen bemüht war, trat die bekannte große Kälte dieses Monats ein, bei welcher der Kunstgraben, welcher auf zwei Stunden weit hergeführt ist, sich dergestalt mit Eis versetzte, daß die erforderlichen Wasser in demselben vor Eintritt des Frühjahrs nicht hereingebracht werden konnten.

Die Kommission hatte es an genauer Aufsicht der bisherigen Arbeiten nicht ermangeln lassen und im ganzen keine Ursache gehabt, mit dem Bau unzufrieden zu sein. Der Werkmeister hatte dabei, so wie er sich durch die Erbauung des Interimskunstzeugs vorteilhaft gezeigt und durch eine Reise auf den Harz noch mehr qualifiziert hatte, Proben seiner eigenen Fähigkeit und Thätigkeit gegeben. Es ließ sich aber doch bemerken, daß er durch seine Untergebenen nicht gehörig unterstützt wurde, zumal es ihnen an hinlänglicher Übung und Erfahrung zu einem so wichtigen Werke gebrach; ein Umstand, der um desto bedenklicher wurde, als der Werkmeister sich diesen Arbeiten nicht allein widmen konnte, sondern durch andere übernommene Baue abgehalten wurde, beständig genaue Aufsicht zu führen. Man hatte zwar seit dem Wiederangriff des Werks Bedacht genommen, gute Leute anzuziehen; allein noch hatte die Kürze der Zeit nicht erlaubt, den

Endzweck völlig zu erreichen. Ebenso hatte man sich bemühet, schon gebildete Arbeiter von fremden Orten zu erlangen; allein auch diese Bemühungen hatten nicht den erwünschten Erfolg. Demohnerachtet ließ man hierin nicht nach, besonders da man es bei den neuesten Ereignissen des Bergbaues auf alle Fälle räthlicher finden mußte, das Werk lieber etwas länger, als es ohnehin zur Nothwendigkeit geworden war, stehen zu lassen, statt dasselbe ohne erfahrene und geprüfte Arbeiter fortzusetzen.

Um desto eifriger war man bemühet, die auswärtig gepflogenen Unterhandlungen zu kontinuierieren, und man war so glücklich, daß von Sr. kurfürstl. Durchl. zu Sachsen auf Verwendung unsers gnädigsten Herrn hochfürstl. Durchl. einigen geschickten, im Erzgebirge bisher angestellten Leuten die Erlaubnis erteilt wurde, sich nach Ilmenau zu begeben und dort der Gewaltigung der Wasser vorzustehen. Dieser höchsten Vergünstigung und einer gefälligen Mitwirkung eines hohen Geheimen Finanzkollegii zu Dresden und des kurfürstl. Oberbergamts zu Freiberg verdankt man, daß in dem Oktober 1789 zwei geschickte Leute, Steiger Süß und Schreiber, in Ilmenau eintreffen konnten. Die Kommission versäumte nicht, theils beide Männer selbst aufs baldigste mit dem Werke bekannt zu machen, theils durch sie alles vorzubereiten, was nötig war, um einen gleichfalls erbetenen Kunstverständigen bei seiner bald zu hoffenden Ankunft von der Lage der Sache in kurzer Zeit aufs genaueste zu unterrichten.

Gegen Ende des Februars kam dieser Mann, nämlich der Herr Berggeschworne Baldauf aus Schneeberg, in Ilmenau an, und fürstl. Kommission begab sich auch dahin, um die nötigen Deliberationen an Ort und Stelle vorzunehmen. Man hatte inzwischen zwar nicht unterlassen, durch vorbenannte Kunststeiger den Versuch der Gewaltigung mit der erbaueten Maschine unter Anwendung verschiedener praktischen Vorteile fortzusetzen. Hierbei war aber immer mehr wahrzunehmen, daß, je tiefer man kam, die Wasser stärker aufgingen und also schwerer zu gewältigen waren.

Es wurde dieses die Veranlassung, daß der Herr Berggeschworne Baldauf sogleich die Anlegung eines andern Kunstzeugs über dem ersten rätlich fand; es wurde auch nach genauer Besichtigung und Ausmessung des Lokals ein Plan dazu entworfen und der Reiß dazu verfertigt. Ein oberflächliges Rad sollte über das erste gehängt und durch zwei liegende Schwingen, in welche

die vertikal in die Höhe schiebenden Kurbstangen eingreifen, das
 Gestänge in Bewegung gesetzt werden. Diese neue, statt des Ge-
 brauchs der sonst gewöhnlichen Kreuze empfohlene Vorrichtung
 hat sich auch in der Folge sehr vorteilhaft legitimiert. Nachdem
 5 auf diese Weise sowohl die Verbesserung des ältern Kunstzeugs
 als die Anlegung des gedachten neuen festgesetzt worden war,
 wurden die beiden Steiger auf das Genaueste von der vorzu-
 nehmenden Arbeit unterrichtet.

In der Zwischenzeit hatte sich der Herr Bergrat Voigt ent-
 10 schlossen, seinen beständigen Aufenthalt in Ilmenau zu nehmen
 und mit Beibehaltung seiner bisherigen Inkumbenz der Führung
 des Gewerkenbuchs und Unterhaltung der gewerkschaftlichen Korre-
 spondenz über den neu zu führenden Kunstbau gemeinschaftlich
 mit dem schon bestellten Bergbauamte die genaueste Aufsicht zu
 15 führen. Es mußte dieses der Kommission um so angenehmer
 sein, da sie durch einen der Sache völlig kundigen und zugleich
 in der Feder genugsam geübten Mann von der Ausführung des
 festgesetzten Planes ununterbrochene Nachricht erhalten konnte,
 welches auch durch ein umständlich geführtes Tagebuch geschah
 20 und noch fortgesetzt wird.

Auf diese Weise war man mit dem Brechen der Radstube
 und Erbauung des Kunstzeugs fertig geworden; man fing die
 Gewaltigung an, und indem man solche ununterbrochen fortsetzte,
 war man am Ende des vorigen Jahres in 60 Lachter Tiefe
 25 unter dem Stolln niedergekommen.

Hier wird zuvörderst mit wenigem zu bemerken sein, daß
 man in dieser Zeit den Stolln gehörig unterhalten und die Auf-
 sicht darüber dem neu angekommenen Steiger, Schreiber, gegeben.

Gleichfalls hat man durch einen neu angestellten Grabensteiger
 30 die möglichste Sorgfalt auf den Graben wenden lassen und durch
 dessen zeitige Deckung und andere Vorkehrungen diesen ganzen Winter
 die Aufschlagwasser ununterbrochen in die Grube leiten können.

Auch kann man nicht unangezeigt lassen, daß Ihre des
 regierenden Herzogs von Weimar hochfürstl. Durchlaucht
 35 Ihre gnädigste landesherrliche und landesväterliche Vorsorge bis
 auf diesen Augenblick fortzusetzen geruhet und diejenigen Kosten,
 welche die Direktion des Werks betreffen und zur Erreichung der
 Einleitung und Übersicht erfordert worden, aus ihren Kammer-
 mitteln bezahlen lassen.

So ist auch das in Ilmenau zum Besten der Bergleute angelegte Kornmagazin in diesen letzten Zeiten des teuren Fruchtpreises den Bergleuten immer eröffnet geblieben und hat solchen besonders in diesen Jahren zu großer Erleichterung gedient, ja man kann wohl sagen, ihre Subsistenz allein möglich gemacht. 5

Um so weniger hat die Kommission es als ein Opfer ansehen können, wenn auch sie ohne den mindesten Privatvorteil das Beste der Gewerkschaft zu besorgen fortfuhr.

Ferner verdient hier erwähnt zu werden, daß diese ganze Zeit über würdige, sachkundige Männer Deutschlands dem Ilmenauer 10 Werke ihre Aufmerksamkeit nicht entzogen, vielmehr teils schriftlich, teils mündlich bei verschiedenen Anlässen ihr Gutachten gefällig eröffnet und thätige Mitwirkung in mehreren Fällen nicht versagt haben. Wir dürfen hier die Namen eines von Trebra, eines Grafen von Reden, von Heinitz, Gerhard, Rosenstiel, 15 Werner, Mende, Beyer anführen und ihnen für ihre Theilnehmung öffentlichen Dank abstatten.

Ein zweiter, wenig abweichender Druck dieser „Nachricht“, den ich nicht gesehen habe, ist, nach von Biedermann, im Bergmännischen Journal IV. Jahrgang, I. Band, herausgegeben von A. W. Köhler, S. 384—400 erschienen.

Es hatte seinen guten Grund, daß Goethe persönlich für das von ihm mit so viel Liebe gepflegte Werk eintrat. Selbst von Italien aus hatte er daran lebhaft teilgenommen; aber gerade während er dort weilte, war im September 1787 beim Schachtabteufen Wasser angehauen worden, das immer heftiger wiederkehrte, so daß man, wie oben berichtet, zwei große Maschinen zur Bewältigung bauen mußte. Die dadurch verursachten großen Kosten machten Nachzahlungen nötig, zu deren Bewilligung der Gewerentag auf den 6. Juni 1791 einberufen wurde. Um die Gewerke, die von ihrem seit sieben Jahren aufgewendeten Kapital noch keinen Ertrag erhalten hatten, zur Genehmigung zu bestimmen, hielt Goethe den Eröffnungsvortrag. Er erschien mit der Schlußrede, die den glücklichen Ausgang der Tagung zeigt, in der „Zünftigen Nachricht von dem neuen Bergbau zu Ilmenau. Wodurch der Erfolg des am Sechsten Junius 1791 eröffneten Gewerlentages bekannt gemacht wird. Weimar, den 1. Julius 1791“; von Biedermann erwähnt, daß der Abdruck beider Ansprachen nach den von Goethe zu den Akten gegebenen Konzepten erfolgte. Dann erschienen beide Reden erst wieder in der Hempelschen Ausgabe.

Nur mit wenigen Worten sei noch des Ausgangs der so viele Jahre

von Goethe geleiteten Unternehmung gedacht. Am 3. September 1792, dem Geburtstage des Herzogs, wurde endlich, nachdem man des Wassers Herr geworden war, die erste Tonne Schiefer zu Tage gefördert. 1793 begannen die Schmelzarbeiten; aber ihr Ergebnis war nicht günstig. Trotzdem brachten die Gewerke und der Herzog neue große Opfer (vergl. Annalen 1794), bis 1795, 1796 und 1798 neue Durchbrüche alle Hoffnung auf Erfolg nahmen. 1798 blieb die Zahlung der Zinsen aus, die Kassen waren erschöpft und einige tausend Thaler Schulden vorhanden, für die der Herzog gebürgt hatte. Für die Wiederherstellung der Wasserfunst und die Hebung des 400 Fuß unter dem Stollen angesammelten Wassers hätte es neuer großer Summen bedurft, und so mußte man das Werk liegen lassen, das Goethes Interesse zuerst auf geologische und mineralogische Fragen entschieden hingelenkt hatte. Am 16. März 1824 sagte er, indem er an die Besprechung der ersten Ilmenauer Rede anknüpfte, zum Kanzler von Müller: „Ich kam höchst unwissend in allen Naturstudien nach Weimar und erst das Bedürfnis, dem Herzog bei seinen mancherlei Unternehmungen, Bauten, Anlagen praktische Ratschläge geben zu können, trieb mich zum Studium der Natur. Ilmenau hat mir viele Zeit, Mühe und Geld gekostet, dafür habe ich aber auch etwas dabei gelernt und mir eine Anschauung der Natur erworben, die ich um keinen Preis umtauschen möchte.“

Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau.

Den 24. Februar 1784.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Berg-
leute jährlich diesen Tag. Sie zogen versammelt zu dem 5
Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß
dereinst die Vorrichtung an diesen Ort das Leben und die Freude
voriger Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen
sie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns
zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit 10
und eine Anzahl für den Bergbau wohlgejunter Männer hier
versammelt, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind.
Ich freue mich mit einem jeden, der heute sich zu freuen die
nächste Ursache hat; ich danke einem jeden, der an unsrer Freude
auch nur entferntern Anteil nimmt. 15

Denn endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt
schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem
ich selbst seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre,
mit Sehnsucht entgegen sehe. Das Fest, das wir heute feiern,
war einer der ersten Wünsche unsers gnädigsten Herrn bei dem 20
Antritte Seiner Regierung, und wir freuen uns um des guten
Herrn so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser
Sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

Wer die Übel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu
Grunde gerichtet; wer von den Hindernissen nur einigen Begriff 25

1 ff. 1. Titel wie oben. 4 Blätter in 8°. — 2. Derselbe Titel. 4 Blätter in 4°. —
3. Deutsches Museum. Erster Band. 1785. S. 2—7. Rede ... Ilmenau, gehalten
von J. W. von Goethe den 24. Februar 1784. — 5. zu dem, 3 zum. — 7. diesen,
1 diesen. — 10. dem, 1 den. — 11. für den Bergbau, fehlt 3. — 16. Augenblick,
1, 3 Tag. — 18. selbst seit, 3 selbst schon seit. — 22 f. dieser Sein Wunsch end-
lich, 1 endlich dieser sein Wunsch.

hat, die sich dessen Aufnahme entgegensetzten, sich gleichsam als ein neuer Berg auf unser edles Flöz häuften und, wenn ich so sagen darf, es noch in eine größere Tiefe druckten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach
 5 so manchem Aufwande erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hätte geschehen können. Er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen,
 10 daß man diesen Bergbau wieder in Umtrieb werde setzen können! Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt; hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäfte nicht erleichtert; wären
 15 die Kunstverständigen, die wir um Rat gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke teilnehmende Männer; wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht zusammen antreten.

Doch Glück auf! wir eilen einem Platze zu, den unsere
 20 Vorfahren sich schon ausersehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unsers Geschwornen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen Johannis-schacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung
 25 der verständigsten Kenner aller Zeiten an und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten guten Rat. Denn man sah von jeher, selbst da noch das Sturmheyder Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für unentbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flöze in einem tiefern Punkte beikommen, den alten Berg-
 30 bau, der fehlerhaft aus dem Höchsten ins Tiefste ging, verbessern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheyder Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlorenen Werks.

1. die, 1 welche. — Aufnahme, 3 Wiederaufnahme. — 2. ein neuer Berg, 3 neue Berge. — 2f. und, wenn . . . darf, es noch in eine größere, 3 und es, wenn . . . darf, in eine noch entferntere. — 3. druckten, 3 drückten. — 6. früh, 3 frühe. — 8. geschieht, 1 geschieht. — 14. Geschäfte, 3 Geschäft. — 18. zusammen, 3 miteinander. — 19f. unsere Vorfahren sich, 3 sich unsre Vorfahren. — 22. unser, 3 unsres. — unser, 3 unsres. — 26. guten fehlt 3. — sah, 3 sahe. — 33. Werks, 1, 3 Wertes.

Nunmehr aber, da wir jene ersoffne abgebaute Tiefen den Wassern und der Finsternis auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen, frischen Felde führen, wo wir gewisse, unangetastete Reichtümer zu ernten hoffen können.

Lassen Sie uns also die geringe Öffnung, die wir heute in die Oberfläche der Erde machen werden, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen; lassen Sie uns die ersten Hiebe der Keilhaue nicht als eine unbedeutende Zeremonie betrachten! Nein, wir wollen vielmehr die Wichtigkeit dieser Handlung lebhaft empfinden, uns herzlich freuen, daß wir bestimmt waren, sie zu begehen und Zeugen derselben zu sein.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegende Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren und das, was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sei aber auch unsre Vorsicht und unser Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Mute gleich, mit welchem wir dazu gehen! Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst fühlbar werden müssen. Ich bin von einem jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also niemanden mit weitläufigen Worten an seine Pflicht; ich schildre nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamte dem alten Werke zugezogen haben. Ich will und kann das Beste hoffen. Denn welcher innerliche Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir imstande sind, zum Wohl dieser Stadt, ja eines Theils dieser Gegend vieles mit leichter Mühe zu wirken; daß Glück und Ruf eines so vortrefflichen, so vernachlässigten Werkes von unserm Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten

1. ersoffne, 3. ersoffene. — abgebaute, 1, 3. abgebaute. — 5 ff. Lassen Sie uns also ... derselben zu sein fehlt 3. — 5. geringe, 1. unbedeutende. — 8. unbedeutende, 1. gleichgültige. — 12. Thüre, 1. Thür. — 13. man ... hinabsteigt, 1. wir und unsre Nachkommen zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigen. — Schätzen, 3. Reichtümern. — 14. tiefliegende, 1. tiefliegenden. — 17 f. vor uns sehen und betrachten, 1. gegenwärtig betrachten. — 20 f. Nun sei aber auch ... gleich, mit, 1. Und nun lassen Sie unsre Vorsicht und unsern Eifer ... gleich sein, mit. — 25. weitläufigen, 1, 3. weitläufigen. — 32. Werkes, 3. Werk.

unserſ Jürſten, unſere Nachbarn, ja einen großen Theil von
 Teutſchland zu Beobachtern und Richtern unſrer Handlungen
 haben werden. Laſſen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit
 wir dem Vertrauen genugthun, daſ unſer gnädigſter Herr auf
 5 uns geſetzt hat, der Zuverſicht, womit ſo viele Gewerke eine
 anſehnliche Summe Geldes in unſre Hände legen. Möge ſich
 zu dieſem ſchönen und guten Zwecke daſ ganze hieſige Publikum
 mit uns vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden eſ thun. Ein jeder
 10 Almenauer Bürger und Unterthan kann dem neu aufzunehmenden
 Bergwerke nutzen und ſchaden. Jede neue Anſtalt iſt wie ein
 Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat fortkhilft, für die
 ein Erwachsener nicht danken würde; und ſo wünſche ich, daſ ein
 jeder die unſrige anſehen möge. Eſ thue ein jeder, auch der
 15 Geringſte, daſjenige, waſ er in ſeinem Kreiſe zu deren Beförderung
 thun kann, und ſo wird eſ gewiß gut gehen. Gleich zu Anfange,
 jezo, meine Herren, iſt eſ Zeit, dem Werke aufzuhelfen, eſ zu
 ſchützen, Hinderniſſe auſ dem Wege zu räumen, Mißverſtändniſſe
 aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken, und dadurch
 20 zu dem gemeinen Beſten mitzuwirken. Kommt dereinſt der Berg-
 bau in einen lebendigern Umtrieb, wird die Bewegung und
 Nahrung dadurch in dieſen Gegenden ſtärker, erhebt ſich die Stadt
 Almenau wieder zu ihrem alten Flor, ſo kann ein jeder, er ſei,
 wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu ſich ſagen:
 25 Auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieſeſ
 Unternehmens, daſ nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift
 iſt, alſ eſ noch ein Kind war, liebeich angenommen, ich habe eſ
 nähren, ſchützen, erziehen helfen, und eſ wird nun zu meiner
 Freude auf die Nachkommenschaft dauern. Ja, möge uns dieſe
 30 Nachkommenschaft für daſ, waſ wir von heute an thun werden,
 ſegen und die Unſrigen dieſen Segen genießen! —

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, ſondern uns
 einem Orte, auf den alle unſere Wünſche gegenwärtig gerichtet

1. unſerſ, 3 unſreſ. — unſere, 3 unſre. — 2. Teutſchland, 3 Deutſchland. —
 6. in unſre Hände legen, 1 uns anvertrauen. — 9. auch Sie ... Ein, 1 auch
 Sie, auch ein. — 10. neu fehlt 3. — 14. die unſrige, 1 dieſeſ neue Werk. — 15.
 deren, 1, 3 deſſen. — 20. zu dem gemeinen Beſten, 1 für daſ gemeine Beſte. —
 Kommt, 3 kömt — 20 f. der Bergbau, 1 daſ Werk. — 21. in einen, 3 zu einem.
 — 22. die Stadt fehlt 3. — 23. ihrem, 3 ſeinem. — 25. ich bin nicht müßig ge-
 blieben, 1 ich habe hierzu mitgewirkt. — 31. dieſen Segen, 3 dieſeſ Segenſ —
 33. unſere, 3 unſre.

sind, nähern, vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe 5 begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen als zum Guten angewendet wird, nur zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge! —

Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir gehen.

Vortrag bei Eröffnung des Gewerkentags

vom 6. Junius 1791.

Das Geschäft, das uns hierher zusammenruft, hat ein Unternehmen zum Gegenstand, das von mehr als einer Seite wichtig
5 ist, und es muß uns desto mehr erfreuen, diese Versammlung vor uns zu sehen und erfahrene Männer aus mehreren Gegenden willkommen zu heißen, welche durch Einsicht in die gegenwärtige Lage des Ilmenauer Bergbaues in den Stand gesetzt werden, ihren Beirat zu künftigen Operationen zu geben und durch ihre Beistimmung
10 dem Werke ein neues Leben, ja eine unzerstörliche Dauer zu verleihen.

Es siehet sich die zu diesem Geschäfte gnädigst verordnete Kommission heute in dem Fall, in dem sie sich seit mehrern Jahren öfters gewünscht und manchmal gesehen, nämlich an dem Orte
15 selbst mit sachverständigen Männern das Beste des Werks zu überlegen. Bei dieser Zusammenkunft, die aus Personen besteht, welche theils selbst bei dem Werke interessiert sind, theils von einer ansehnlichen Gewerkschaft Aufträge haben, werden sich viel leichter Entwürfe machen, Pläne prüfen, Entschließungen nehmen lassen als sonst,
20 wenn man gegen sein eigen Urtheil mißtrauisch, mit dem besten und lebhaftesten Willen oft dem Zweifel ausgesetzt bleibt.

Die Wichtigkeit des Geschäfts für die Gewerkschaft fällt am meisten in die Augen. Bei der ersten Übernahme des Werks war sie überzeugt, daß schon dasjenige, was ihr damals überliefert
25 wurde, ein ansehnliches Besitztum sei. Ein Schacht, ein Stolln, ein schon eingeleiteter Graben, Gebäude, Plätze, Gerechtigkeiten, das alles konnte die Hoffnungen sichern, die man sich damals machte, und die Entschließung zu einem ansehnlichen Aufwande befördern, zu dem man sich verstand. Gegenwärtig, da durch die bisherigen

Bemühungen die Arbeit dem Punkte ganz nahe gebracht worden, welchen man sich zuerst vorsetzte, ist eine genaue Prüfung des Zustandes, eine Überlegung der Mittel, wie nunmehr weiter zu verfahren wäre, ein Entschluß für die Zukunft von der größten Wichtigkeit; ja, man kann wohl sagen, daß es ein entscheidender 5 Augenblick sei.

Mit welchen Gesinnungen die wohlmeinenden Ilmenauer Einwohner uns deswegen versammelt sehen, läßt sich leicht schließen. Dieser Ort, der seine Entstehung dem Bergbau zu danken hat, verkennet nicht, daß er einen großen Teil seines jetzigen Wohlstandes 10 den erneuerten Bemühungen schuldig ist, und verdankt denselben einer ansehnlichen Gewerkschaft.

Dieser Zeitpunkt ist auch in doppeltem Sinn unserm gnädigst regierenden Herrn interessant, welcher ebensowohl wünscht, daß ein unter seinem Schutze unternommenes Werk das Vertrauen 15 dererjenigen belohnen möge, die sich dabei interessiert haben, als daß seinen Unterthanen ein natürlicher und billiger Nutzen zufließen möge. Dadurch allein werden diesem verehrungswürdigen Fürsten die Bemühungen, Kosten und Aufopferungen, welche er seit dem Austritt seiner Regierung auf dieses Werk gewendet und die noch 20 immer fortdauern, belohnt werden.

Auch die übrigen höchsten teilnehmenden Häuser haben durch bisherige günstige Mitwirkung gezeigt, daß ihr Interesse nicht von dem diesseitigen getrennt ist, und daß auch sie Erwartungen und Hoffnungen von dieser Unternehmung fassen. 25

Sehr wichtig muß auch dieser Zeitpunkt für die Kommission selbst sein, indem erst gegenwärtig das Detail ihrer Bemühungen der Gewerkschaft bekannt werden kann.

Die Schwierigkeiten, welche mit diesem Geschäfte verknüpft sein würden, konnten ihr vom Anfange an nicht unbemerkt bleiben, 30 ob sich gleich dieselben mit dem Fortgange des Werks immer vermehrten. Ein Werk wieder aufzunehmen, das so lange still gestanden, wozu man sich nur gewissermaßen vorbereiten konnte, wo alles erst zu bilden, ja gleichsam erst zu schaffen war, wo man in Herbeiziehung und Wahl der in fremden Landen oft zu 35 suchenden Personen an Sorgfalt, bei Prüfung der Vorschläge an Überlegung, bei Ausführung derselben an Genauigkeit, bei Abstellung der sich zeigenden Mängel an Sorge und an Behendigkeit nichts wollte fehlen lassen, war es gewiß keine geringe Last, die

auf derselben lag und welche durch die Entfernung vom Orte noch oft in einem hohen Grade vermehrt wurde.

Da dieses Geschäft neben den übrigen ihr obliegenden Arbeiten ohne weitem eigenen Vorteil diese Jahre geführt und bisher durch
 5 den Beifall ihres gnädigsten Herrn und das Zutrauen der Gewerkschaft belohnt worden, so hat sie bei der gegenwärtigen Epoche nur zu wünschen, daß ihr beides bleiben, auf die Zukunft gesichert und sie in den Stand gesetzt werden möge, ihre aufrichtigen und wohlgemeinten Bemühungen auch fernerhin fortzusetzen.

10 Ebenso hoffen die bei dem Werke angestellten Personen, welche bisher mit Eifer, Treue, Fleiß, ja mit Leidenschaft gearbeitet, künftighin ihre Bemühungen ununterbrochen fortzusetzen. Ja, es kann nur ein allgemeiner übereinstimmender Wunsch sein, daß wir den rechten Punkt treffen, das Beste wählen und beschließen
 15 mögen.

Bedenkt man nun noch, daß die Aufmerksamkeit eines großen Publikums auf uns gerichtet ist, so wird die natürliche Neigung eines jeden, dieses Geschäft ernsthaft und reiflich zu überlegen, auf alle Weise gemehrt werden.

20 Durch die Publizität, womit man die Sache von jeher betrieben hat, sind auch die entfernten Gewerke in den Fall gesetzt worden, das Geschehene zu beurteilen, und man findet diese gegenwärtige Zusammenkunft um desto erwünschter, als man dasjenige im Detail vorlegen kann, was man dort nur allgemein anführte,
 25 und dasjenige umständlich bekannt machen kann, was nur anzudeuten war.

Diejenigen der gegenwärtigen Herren Abgeordneten, welche noch nicht mit dem Werke bekannt sind, werden ersucht, sich mit dem Lokal überhaupt und dessen gebirgischer Natur, mit dem, was
 30 von dem alten Werke her stammt und was von daher auf die neue Gewerkschaft übergekommen, mit dem, was indessen planmäßig geschehen, mit dem Punkte, worauf wir uns gegenwärtig befinden, gefällig bekannt zu machen.

Sie werden sich dadurch in den Stand setzen, die neuesten
 35 Vorschläge zu beurteilen und zu prüfen und ihren Rat und Bestimmung mit Überzeugung abzugeben, auch in der Folge abwesend die Fortschritte des Werks genau zu beurteilen und der Kommission das Vergnügen verschaffen, mit so vielen zerstreuten Gewerken durch Mittelspersonen in Verbindung zu bleiben. Sie werden

nicht verkennen, daß die Gewerkschaft für die verwendete Summe sich in einem ansehnlichen Besitze befindet, daß man sich mit der bisherigen Arbeit dem Zwecke planmäßig immer mehr genähert, daß, wenn auch der Erfolg nicht ganz erwünscht gewesen, doch nichts vergebens unternommen worden, noch das Unternommene 5 ohne merkliche Wirkung geblieben.

Der Zustand des Schachtes, des Stollns, des Grabens, die Kräfte der Maschinen, die übrigen vorkommenden Umstände können auf der Stelle geprüft und der Punkt, wo sich gegenwärtig das Werk befindet, deutlich eingesehen werden. 10

Verschiedene Vorschläge zu Fortsetzung des Werks werden mit Plänen und Anschlägen zur Beurteilung vorgelegt werden.

Das genau geführte Gewerkebuch wird das Personal der Gewerkschaft, die Rechnungen, wie die Verwendung der Gelder bisher geschehen, und den Zustand der Kasse deutlich machen; so- 15 dann werden die Mittel nebst dem künftigen Aufwand dasjenige sein, was unsere Beratshlagungen vorzüglich beschäftigen wird.

Wir können nichts mehr wünschen, als daß sämtliche gegenwärtige Herren Abgeordnete uns in diesem Geschäfte, welchem die nächsten Tage gewidmet sind, gefällig beistehen und uns helfen 20 mögen, alles auf die möglichste Klarheit und Bestimmtheit zu bringen, damit man nicht durch Mehrheit der Stimmen, sondern einmütig einen Entschluß fassen, sämtliche Gewerkschaft beruhigen und sowohl ihr als denjenigen, die sich mit der Ausführung weiter zu beschäftigen haben, für die Folge Mut zusprechen könne. 25

Soviel möchte zu Einleitung des Geschäfts hinreichen, und wir werden die verschiedenen Punkte desselben in den folgenden Sessionen nach ihrer Ordnung vorzulegen nicht verfehlen.

Vortrag beim Schlusse des Gewerkekentags

am 11. Junius 1791.

Das Geschäft, dessen Eröffnung vor einiger Zeit hier in eben dieser Versammlung geschah, ist nummehr glücklich vollendet, und wir sind abermals zusammengekommen, um die Resultate der bisher gepflogenen Deliberationen öffentlich bekannt zu machen.

Als die neue Ilmenauer Gewerkschaft sich zuerst formierte und man die künftigen gewerkschaftlichen Zusammenkünfte voraussah, war man bedacht, denselben eine Konstitution zu geben, nach welcher von den zu pflegenden Deliberationen für das Werk der größte Vorteil zu hoffen war. Man schloß daher keinen einzelnen Gewerken von dem Zutritt an einem solchen Tage aus, erteilte aber nur denjenigen eine entscheidende Stimme, welche im Auftrage für hundert Stimmen sprachen. Es schien diese Vorsicht um so nötiger, als man durch die Erfahrung belehrt war, daß die Meinung so verschiedener Menschen bei dieser wie bei andern Gelegenheiten schwerlich in einen Schluß zu vereinigen sei.

Um desto angenehmer war es der gnädigst verordneten Kommission in dem gegenwärtigen Falle, gar bald zu bemerken, daß, wie sie von ihrer Seite nichts zu unterlassen glaubte, was zur Aufklärung und Beschleunigung des Geschäfts dienen konnte, sämtliche Herren Abgeordnete auch von der ihrigen auf eine Weise zu Werke schritten, welche das Geschäft erleichtern und beschleunigen mußte.

Alle hingelegte Vorschläge sind mit so vieler Unparteilichkeit geprüft, mit so vieler Einsicht in die Lage des Werks überlegt und die sämtlichen Beratschlagungen mit so vieler Mäßigung und Gründlichkeit gepflogen worden, daß es kein Wunder ist, gegenwärtig das Geschäft durch einen einstimmigen Schluß vollendet

und jene anfängliche Vorsicht, wenigstens für diesmal, überflüssig zu sehen. Man wünscht, daß bei allen zukünftigen dergleichen Zusammenkünften nicht die Zahl, sondern die Gründlichkeit, nicht die Mehrheit, sondern die Übereinstimmung entscheiden möge.

Ebenso angenehm war es, durch die gegenwärtigen Herren Abgeordneten die entschlossenen Gesinnungen ihrer Herren Kommittenten zu erfahren, welche sämtlich dahin gingen, daß ein so weit geführtes Unternehmen, besonders auf dem gegenwärtigen Punkt, durch einen raschen, entschlossenen Angriff zu seinem Zweck zu führen sei.

Es war dieses um so erwünschter, als man einem Teil der Gewerken wie einem Teil des Publikum nicht verargen konnte, wenn es, besonders in der letzten Zeit, weniger vorteilhafte Begriffe von dem Unternehmen faßte. Denn wenn derjenige, welcher über der Erde vor den Augen der Menschen bauet, dem Tadel derselben ausgesetzt ist, so können diejenigen, welche unter der Erde ein gleichsam unsichtbares Werk unternehmen, wohl schwerlich auf das Vertrauen der Menge rechnen; denn sie ist nicht leicht so unbefangenen aufmerksam, um ein gründliches Urtheil über ein solches Werk fällen zu können, und wie viele sind es, welche, so lange der Zweck noch nicht erreicht ist, unterscheiden können, ob man sich demselben nähert oder sich von demselben entfernt?

Über alle diese Besorgnisse hat uns die Kenntnis, die Aufmerksamkeit, die Einsicht und das Urtheil der sämtlichen gegenwärtigen Herren Abgeordneten beruhigt, und das Resultat der gepflogenen Deliberationen ist dahin ausgefallen, daß das Werk mit erneuerter Lebhaftigkeit anzugreifen sei, und daß man solche Maßregeln zu nehmen habe, wodurch man, ohne sich im mindesten von dem Hauptzwecke zu entfernen, denselben in der kürzesten Zeit mit dem wenigsten Aufwande erreichen muß.

Es sind daher, wie die Protokolle besagen, welche sämtlichen Herren Interessenten mitgeteilt werden können, verschiedene Vorschläge, als: die Ersinkung eines neuen Schachtes, die Führung eines Querschlags nach dem aufsteigenden Flöz, die Wiedereröffnung des Stollns nach dem alten Baue, um die gespannten Wasser abzufangen, zwar als dem Werke in der Folge nützlich angesehen, die Ausführung derselben für den Augenblick aber abgelehnt worden, weil sowohl die Aufmerksamkeit als der Aufwand dadurch von dem Hauptpunkte, dem vor allen Dingen zu ersinkenden Flöze, abgelenket würde.

Dagegen hat man die in der letzten Nachricht schon vorläufig angezeigte Idee, den gegenwärtigen Schacht dergestalt einzurichten, daß in demselben noch zwei Kunstzeuge angebracht werden können, bei der genauesten Prüfung vollkommen ausführbar gefunden
5 und daher einmütig gebilligt.

Um also im Gefolg des ersten Plans den Zweck, welchem man sich so nahe befindet, zu erreichen, ist beschloffen worden, sogleich noch zwei Radstuden zu brechen und zwei Kunstzeuge zu erbauen. Die innere künftige Einrichtung des Schachtes bringt
10 es mit sich, daß diese Zeuge nicht successiv, sondern zu gleicher Zeit angelegt werden.

Diese Vorrichtung wird nach dem Urtheil der Kunstverständigen hinreichend sein, die von den beiden schon erbauten Kunstzeugen in der Tiefe nicht völlig bezwungenen Wasser bis auf das
15 Flöz hinab zu gewältigen und sich auf demselben vorerst zu erhalten.

Man hat die Summen, welche sowohl zu Ausführung dieses Plans als zu Bestreitung der allgemeinen Kosten auf ein Jahr nötig sind, auf 7800 Rthlr. berechnet, wozu der durch die vierte
20 Nachricht bekannte Rezeß des Werks von 5000 Rthlr. noch hinzukommt.

Diese Kosten beizubringen, war der Beschluß folgender: der gegenwärtige Termin, welcher 6500 Rthlr. Kurrent einträgt, würde sogleich zu Fortsetzung des Werks angewendet werden, die Frist
25 zu Bezahlung desselben würde bis Michaelis dieses Jahres erstreckt, wo sodann alle diejenigen, welche ihren Beitrag nicht eingesendet, präkludiert und die Kurre kaduziert werden; um aber doch die ganze Summe, als worauf man gerechnet, nicht zu entbehren, so ist einmütig beschloffen worden, sämtliche kaduzierte
30 Kurre nicht wieder zu verleihen, sondern lieber den geringen Nachtrag von seiten der Gewerkschaft selbst zu übernehmen und die Sozietät dadurch ins Enge zu ziehen.

Um nun teils das Erforderliche für die vorzunehmenden Baue völlig aufzubringen, auch den Rezeß binnen hier und Ostern
35 abzutragen, ist auf Weihnachten dieses Jahrs ein abermaliger Termin von einem neuen Louisdor oder 4 Laubthalern verwilligt worden.

27. präkludiert, ihrer Rechte verlustig erklärt. — kaduziert, für verfallen erklärt.

An Michaelis wird eine Nachricht, wie weit man mit der Arbeit gekommen, ingleichen wie viele Ruxe kaduziert worden, ins Publikum ausgehen und die Interessenten aufs neue von der Lage der Sachen unterrichten.

Nach diesem Plane, welcher mit möglichster Vorsicht und Nachdenken gemacht worden, würde man, wenn keine ganz unvorzusehende Fälle eintreten, binnen einem Jahre das Holz er-
 5
 10
 15
 20
 25
 30
 35
 40
 45
 50
 55
 60
 65
 70
 75
 80
 85
 90
 95
 100
 105
 110
 115
 120
 125
 130
 135
 140
 145
 150
 155
 160
 165
 170
 175
 180
 185
 190
 195
 200
 205
 210
 215
 220
 225
 230
 235
 240
 245
 250
 255
 260
 265
 270
 275
 280
 285
 290
 295
 300
 305
 310
 315
 320
 325
 330
 335
 340
 345
 350
 355
 360
 365
 370
 375
 380
 385
 390
 395
 400
 405
 410
 415
 420
 425
 430
 435
 440
 445
 450
 455
 460
 465
 470
 475
 480
 485
 490
 495
 500
 505
 510
 515
 520
 525
 530
 535
 540
 545
 550
 555
 560
 565
 570
 575
 580
 585
 590
 595
 600
 605
 610
 615
 620
 625
 630
 635
 640
 645
 650
 655
 660
 665
 670
 675
 680
 685
 690
 695
 700
 705
 710
 715
 720
 725
 730
 735
 740
 745
 750
 755
 760
 765
 770
 775
 780
 785
 790
 795
 800
 805
 810
 815
 820
 825
 830
 835
 840
 845
 850
 855
 860
 865
 870
 875
 880
 885
 890
 895
 900
 905
 910
 915
 920
 925
 930
 935
 940
 945
 950
 955
 960
 965
 970
 975
 980
 985
 990
 995
 1000
 1005
 1010
 1015
 1020
 1025
 1030
 1035
 1040
 1045
 1050
 1055
 1060
 1065
 1070
 1075
 1080
 1085
 1090
 1095
 1100
 1105
 1110
 1115
 1120
 1125
 1130
 1135
 1140
 1145
 1150
 1155
 1160
 1165
 1170
 1175
 1180
 1185
 1190
 1195
 1200
 1205
 1210
 1215
 1220
 1225
 1230
 1235
 1240
 1245
 1250
 1255
 1260
 1265
 1270
 1275
 1280
 1285
 1290
 1295
 1300
 1305
 1310
 1315
 1320
 1325
 1330
 1335
 1340
 1345
 1350
 1355
 1360
 1365
 1370
 1375
 1380
 1385
 1390
 1395
 1400
 1405
 1410
 1415
 1420
 1425
 1430
 1435
 1440
 1445
 1450
 1455
 1460
 1465
 1470
 1475
 1480
 1485
 1490
 1495
 1500
 1505
 1510
 1515
 1520
 1525
 1530
 1535
 1540
 1545
 1550
 1555
 1560
 1565
 1570
 1575
 1580
 1585
 1590
 1595
 1600
 1605
 1610
 1615
 1620
 1625
 1630
 1635
 1640
 1645
 1650
 1655
 1660
 1665
 1670
 1675
 1680
 1685
 1690
 1695
 1700
 1705
 1710
 1715
 1720
 1725
 1730
 1735
 1740
 1745
 1750
 1755
 1760
 1765
 1770
 1775
 1780
 1785
 1790
 1795
 1800
 1805
 1810
 1815
 1820
 1825
 1830
 1835
 1840
 1845
 1850
 1855
 1860
 1865
 1870
 1875
 1880
 1885
 1890
 1895
 1900
 1905
 1910
 1915
 1920
 1925
 1930
 1935
 1940
 1945
 1950
 1955
 1960
 1965
 1970
 1975
 1980
 1985
 1990
 1995
 2000
 2005
 2010
 2015
 2020
 2025
 2030
 2035
 2040
 2045
 2050
 2055
 2060
 2065
 2070
 2075
 2080
 2085
 2090
 2095
 2100
 2105
 2110
 2115
 2120
 2125
 2130
 2135
 2140
 2145
 2150
 2155
 2160
 2165
 2170
 2175
 2180
 2185
 2190
 2195
 2200
 2205
 2210
 2215
 2220
 2225
 2230
 2235
 2240
 2245
 2250
 2255
 2260
 2265
 2270
 2275
 2280
 2285
 2290
 2295
 2300
 2305
 2310
 2315
 2320
 2325
 2330
 2335
 2340
 2345
 2350
 2355
 2360
 2365
 2370
 2375
 2380
 2385
 2390
 2395
 2400
 2405
 2410
 2415
 2420
 2425
 2430
 2435
 2440
 2445
 2450
 2455
 2460
 2465
 2470
 2475
 2480
 2485
 2490
 2495
 2500
 2505
 2510
 2515
 2520
 2525
 2530
 2535
 2540
 2545
 2550
 2555
 2560
 2565
 2570
 2575
 2580
 2585
 2590
 2595
 2600
 2605
 2610
 2615
 2620
 2625
 2630
 2635
 2640
 2645
 2650
 2655
 2660
 2665
 2670
 2675
 2680
 2685
 2690
 2695
 2700
 2705
 2710
 2715
 2720
 2725
 2730
 2735
 2740
 2745
 2750
 2755
 2760
 2765
 2770
 2775
 2780
 2785
 2790
 2795
 2800
 2805
 2810
 2815
 2820
 2825
 2830
 2835
 2840
 2845
 2850
 2855
 2860
 2865
 2870
 2875
 2880
 2885
 2890
 2895
 2900
 2905
 2910
 2915
 2920
 2925
 2930
 2935
 2940
 2945
 2950
 2955
 2960
 2965
 2970
 2975
 2980
 2985
 2990
 2995
 3000
 3005
 3010
 3015
 3020
 3025
 3030
 3035
 3040
 3045
 3050
 3055
 3060
 3065
 3070
 3075
 3080
 3085
 3090
 3095
 3100
 3105
 3110
 3115
 3120
 3125
 3130
 3135
 3140
 3145
 3150
 3155
 3160
 3165
 3170
 3175
 3180
 3185
 3190
 3195
 3200
 3205
 3210
 3215
 3220
 3225
 3230
 3235
 3240
 3245
 3250
 3255
 3260
 3265
 3270
 3275
 3280
 3285
 3290
 3295
 3300
 3305
 3310
 3315
 3320
 3325
 3330
 3335
 3340
 3345
 3350
 3355
 3360
 3365
 3370
 3375
 3380
 3385
 3390
 3395
 3400
 3405
 3410
 3415
 3420
 3425
 3430
 3435
 3440
 3445
 3450
 3455
 3460
 3465
 3470
 3475
 3480
 3485
 3490
 3495
 3500
 3505
 3510
 3515
 3520
 3525
 3530
 3535
 3540
 3545
 3550
 3555
 3560
 3565
 3570
 3575
 3580
 3585
 3590
 3595
 3600
 3605
 3610
 3615
 3620
 3625
 3630
 3635
 3640
 3645
 3650
 3655
 3660
 3665
 3670
 3675
 3680
 3685
 3690
 3695
 3700
 3705
 3710
 3715
 3720
 3725
 3730
 3735
 3740
 3745
 3750
 3755
 3760
 3765
 3770
 3775
 3780
 3785
 3790
 3795
 3800
 3805
 3810
 3815
 3820
 3825
 3830
 3835
 3840
 3845
 3850
 3855
 3860
 3865
 3870
 3875
 3880
 3885
 3890
 3895
 3900
 3905
 3910
 3915
 3920
 3925
 3930
 3935
 3940
 3945
 3950
 3955
 3960
 3965
 3970
 3975
 3980
 3985
 3990
 3995
 4000
 4005
 4010
 4015
 4020
 4025
 4030
 4035
 4040
 4045
 4050
 4055
 4060
 4065
 4070
 4075
 4080
 4085
 4090
 4095
 4100
 4105
 4110
 4115
 4120
 4125
 4130
 4135
 4140
 4145
 4150
 4155
 4160
 4165
 4170
 4175
 4180
 4185
 4190
 4195
 4200
 4205
 4210
 4215
 4220
 4225
 4230
 4235
 4240
 4245
 4250
 4255
 4260
 4265
 4270
 4275
 4280
 4285
 4290
 4295
 4300
 4305
 4310
 4315
 4320
 4325
 4330
 4335
 4340
 4345
 4350
 4355
 4360
 4365
 4370
 4375
 4380
 4385
 4390
 4395
 4400
 4405
 4410
 4415
 4420
 4425
 4430
 4435
 4440
 4445
 4450
 4455
 4460
 4465
 4470
 4475
 4480
 4485
 4490
 4495
 4500
 4505
 4510
 4515
 4520
 4525
 4530
 4535
 4540
 4545
 4550
 4555
 4560
 4565
 4570
 4575
 4580
 4585
 4590
 4595
 4600
 4605
 4610
 4615
 4620
 4625
 4630
 4635
 4640
 4645
 4650
 4655
 4660
 4665
 4670
 4675
 4680
 4685
 4690
 4695
 4700
 4705
 4710
 4715
 4720
 4725
 4730
 4735
 4740
 4745
 4750
 4755
 4760
 4765
 4770
 4775
 4780
 4785
 4790
 4795
 4800
 4805
 4810
 4815
 4820
 4825
 4830
 4835
 4840
 4845
 4850
 4855
 4860
 4865
 4870
 4875
 4880
 4885
 4890
 4895
 4900
 4905
 4910
 4915
 4920
 4925
 4930
 4935
 4940
 4945
 4950
 4955
 4960
 4965
 4970
 4975
 4980
 4985
 4990
 4995
 5000
 5005
 5010
 5015
 5020
 5025
 5030
 5035
 5040
 5045
 5050
 5055
 5060
 5065
 5070
 5075
 5080
 5085
 5090
 5095
 5100
 5105
 5110
 5115
 5120
 5125
 5130
 5135
 5140
 5145
 5150
 5155
 5160
 5165
 5170
 5175
 5180
 5185
 5190
 5195
 5200
 5205
 5210
 5215
 5220
 5225
 5230
 5235
 5240
 5245
 5250
 5255
 5260
 5265
 5270
 5275
 5280
 5285
 5290
 5295
 5300
 5305
 5310
 5315
 5320
 5325
 5330
 5335
 5340
 5345
 5350
 5355
 5360
 5365
 5370
 5375
 5380
 5385
 5390
 5395
 5400
 5405
 5410
 5415
 5420
 5425
 5430
 5435
 5440
 5445
 5450
 5455
 5460
 5465
 5470
 5475
 5480
 5485
 5490
 5495
 5500
 5505
 5510
 5515
 5520
 5525
 5530
 5535
 5540
 5545
 5550
 5555
 5560
 5565
 5570
 5575
 5580
 5585
 5590
 5595
 5600
 5605
 5610
 5615
 5620
 5625
 5630
 5635
 5640
 5645
 5650
 5655
 5660
 5665
 5670
 5675
 5680
 5685
 5690
 5695
 5700
 5705
 5710
 5715
 5720
 5725
 5730
 5735
 5740
 5745
 5750
 5755
 5760
 5765
 5770
 5775
 5780
 5785
 5790
 5795
 5800
 5805
 5810
 5815
 5820
 5825
 5830
 5835
 5840
 5845
 5850
 5855
 5860
 5865
 5870
 5875
 5880
 5885
 5890
 5895
 5900
 5905
 5910
 5915
 5920
 5925
 5930
 5935
 5940
 5945
 5950
 5955
 5960
 5965
 5970
 5975
 5980
 5985
 5990
 5995
 6000
 6005
 6010
 6015
 6020
 6025
 6030
 6035
 6040
 6045
 6050
 6055
 6060
 6065
 6070
 6075
 6080
 6085
 6090
 6095
 6100
 6105
 6110
 6115
 6120
 6125
 6130
 6135
 6140
 6145
 6150
 6155
 6160
 6165
 6170
 6175
 6180
 6185
 6190
 6195
 6200
 6205
 6210
 6215
 6220
 6225
 6230
 6235
 6240
 6245
 6250
 6255
 6260
 6265
 6270
 6275
 6280
 6285
 6290
 6295
 6300
 6305
 6310
 6315
 6320
 6325
 6330
 6335
 6340
 6345
 6350
 6355
 6360
 6365
 6370
 6375
 6380
 6385
 6390
 6395
 6400
 6405
 6410
 6415
 6420
 6425
 6430
 6435
 6440
 6445
 6450
 6455
 6460
 6465
 6470
 6475
 6480
 6485
 6490
 6495
 6500
 6505
 6510
 6515
 6520
 6525
 6530
 6535
 6540
 6545
 6550
 6555
 6560
 6565
 6570
 6575
 6580
 6585
 6590
 6595
 6600
 6605
 6610
 6615
 6620
 6625
 6630
 6635
 6640
 6645
 6650
 6655
 6660
 6665
 6670
 6675
 6680
 6685
 6690
 6695
 6700
 6705
 6710
 6715
 6720
 6725
 6730
 6735
 6740
 6745
 6750
 6755
 6760
 6765
 6770
 6775
 6780
 6785
 6790
 6795
 6800
 6805
 6810
 6815
 6820
 6825
 6830
 6835
 6840
 6845
 6850
 6855
 6860
 6865
 6870
 6875
 6

eine wichtige, eine glücklich geendigte Handlung mit wiederholtem Danke gegen alle diejenigen, welche in diesem Geschäfte eifrig mitgewirkt und dessen Beendigung beschleunigt haben. Wir beschließen sie um so freudiger, als wir unserm gnädigsten Herrn mit einer angenehmen Nachricht entgegengehen konnten, da er diesen Ort, welchem er seit dem Antritte seiner Regierung eine fortgesetzte Aufmerksamkeit schenkte, gestern wieder betrat und durch seinen Anteil an diesem Geschäfte unsern Eifer aufs neue belebte und belohnte.



Bum Andenken
der Herzogin Anna Amalia.

Vorbemerkung.

Wie schon das Fehlen jeder Anspielung auf die langjährigen innigen Beziehungen, die Goethe mit der verehrten Fürstin Anna Amalia verbanden, zeigt, ist diese Rede nicht ein Ausdruck seines Schmerzes bei ihrem Ableben, sondern eine amtliche Arbeit, die er in seiner Eigenschaft als Minister verfaßte, „damit unsrer guten Fürstin Andenken nicht unwürdig gefeiert werde“. Die Schemata und Notizen dazu lieferte ihm Voigt*); auf Grund derselben gedachte Goethe einen kleineren Aufsatz zum Ablesen von den Kanzeln und einen andern, etwas umständlicheren an Cotta für das Morgenblatt zu liefern, um ein ähnliches Unternehmen Vöttigers zu vereiteln (an Voigt Nr. 119). Doch wurde nur die erste Arbeit ausgeführt und für beide Zwecke verwendet. Am 12. April diktierte er nach Tisch den Aufsatz, dann wurde er gemeinsam mit Voigt durchgegangen und am 13. revidiert und umgeschrieben. Er gewann dabei an Gehalt und Form. Auf 4 Seiten Folio gedruckt wurde er mit einer Verordnung des Geheimen Rats vom 13. April an die Geistlichen versandt und am 19. nach der Leichenpredigt von den Kanzeln abgelesen. Bei dem Abdruck im Morgenblatt wird erwähnt, wie sehr dadurch die allgemeine Nahrung gehoben worden sei, trotzdem, wie Goethe in den Annalen 1807 sagt, der eilige Aufsatz, mehr in Geschäftsform als in höherem inneren Sinne abgefaßt, nur Bekenntnis bleiben sollte, wie viel mehr ihrem Andenken er zu widmen verpflichtet sei.

Weitere Drucke, sämtlich den ersten wiederholend, erschienen in demselben Jahre im Intelligenzblatt der Jenaischen Literaturzeitung Nr. 30 vom 18. April, in der Zeitung für die elegante Welt Nr. 65 vom 23. April und im Morgenblatt Nr. 102 vom 29. April. Der Abdruck im Intelligenzblatt, betitelt „Nekrolog“, beginnt mit einer andern, wohl von Eichstädt verfaßten Einleitung, setzt dann bei den Worten „Entsprossen aus“ ein und schließt mit dem drittletzten Absatz („angstvolle Nebenmstände“).

*) Er schreibt an Eichstädt den 16. April: „Der Stoff ist umständlich von mir, selbst mit Reflexionen; die Bearbeitung des Ganzen ist von Goethe.“

Bertuch scheint Böttiger, dem Leiter des Neuen deutschen Merkurs, vorge schlagen zu haben, die Rede auch in diese Zeitschrift aufzunehmen; aber Böttiger antwortete am 24. April ablehnend: „Ich habe die Blume schon in Händen, die Goethe auf Amaliens Grab gestreut hat. Es ist nicht zu leugnen, daß sie manch aromatische Ausdünstung verstreut, aber hier und da riecht man doch auch den Minister, der den Lebenden schön thut. Da ich als Redakteur des Merkurs bekannt bin und sich Goethe noch das letzte Mal, in Karlsbad, so bäurisch grob gegen mich benommen hat, daß es aller Welt auffiel, so kann ich, verzeihen Sie mir diese Weigerung, sein Specimen nicht in den Merkur aufnehmen, ohne den Anschein zu haben, als wollt' ich ihm den Hof machen. Auch ist es eine große Frage, ob Vater Wieland mit allem was Goethe sagte oder verschwieg, zufrieden ist. Endlich erscheint dies Andenken auch sogleich in Eichstädt's Allg. Litt.-Zeit., wir kommen viel zu spät damit.“

Die Ausgabe letzter Hand brachte die Rede (16^o. Bd. 32, S. 223—232) bis auf eine geringfügige Änderung (S. 331, Z. 36 geahnet st. geahndet) mit dem ersten Drucke gleichlautend. Ebenso wie dort waren hier die Jahreszahlen an den Rand gestellt, während sie in den späteren Cottaschen Drucken, wie schon früher in den Zeitschriften zum Theil, in den Text eingeschoben, und zwar nicht immer an den richtigen Stellen, erscheinen.

Zum feierlichen Andenken
der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau

Anna Amalia,

verwitweten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach,

5 gebornen Herzogin von Braunschweig und Lüneburg.

Wenn das Leben der Großen dieser Welt, so lange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschengeschlecht als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und teilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, so ist
10 die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Übersicht der Tugenden und Thaten einem jeden zur Nacheiferung als eine große und unschätzbare Gabe überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürstin, deren Andenken wir heute feiern,
15 verdient mit und vor vielen andern sich dem Gedächtnis einzuprägen, besonders derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und später unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüssen manches Guten theilhaft geworden und ihre Huld, ihre Freundlichkeit persönlich zu erfahren das Glück hatten.

20 Entsprungen aus einem Hause, das von den frühesten Vorfeltern an bedeutende, würdige und tapfere Ahnherren zählt; Nichte eines Königs, des größten Mannes seiner Zeit; von Jugend auf umgeben von Geschwistern und Verwandten, denen Großheit eigen war, die kaum ein ander Bestreben kannten als ein solches, das
25 ruhmvoll und auch der Zukunft bewundernswürdig wäre; in der Mitte eines regen, sich in manchem Sinne weiter bildenden Hofes, einer Vaterstadt, welche sich durch mancherlei Anstalten zur Kultur

1789.
Stf. 24.

der Kunst und Wissenschaft auszeichnete: ward sie bald gewahr, daß auch in ihr ein solcher Keim liege, und freute sich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichsten Männer, welche späterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrsamkeit glänzten, gegeben wurde.

5

1756. Von dort wurde sie früh hinweggerufen zur Verbindung mit einem jungen Fürsten, der mit ihr zugleich in ein heiteres Leben einzutreten, seiner selbst und der Vorteile des Glücks zu genießen

1757. begann. Ein Sohn entsprang aus dieser Vereinigung, auf den sich alle Freuden und Hoffnungen versammelten; aber der Vater sollte sich wenig an ihm und an dem zweiten gar nicht erfreuen, der erst nach seinem Tode das Licht der Welt erblickte.

1758. Vormünderin von Unmündigen, selbst noch minderjährig, fühlte sie sich bei dem einbrechenden siebenjährigen Kriege in einer bedenklichen Lage. Als Reichsfürstin verpflichtet, auf derjenigen Seite zu stehen, die sich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte, durch die Nähe der Kriegswirkungen selbst gedrängt, fand sie eine Beruhigung in dem Besuch des großen heerführenden Königs. Ihre Provinzen erfuhren viel Ungemach, doch kein Verderben erdrückte sie.

20

Endlich zeigte sich der erwünschte Frieden, und ihre ersten Sorgen waren die einer zwiefachen Mutter, für das Land und für ihre Söhne. Sie ermüdete nicht, mit Geduld und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, selbst wo es nicht etwa gleich Grund fassen wollte. Sie erhielt und nährte ihr Volk bei

1772. anhaltender furchtbarer Hungersnot. Gerechtigkeit und freier Edelmut bezeichneten alle ihre Regentenbeschlüsse und Anordnungen.

Ebenso war im Innern ihre herzlichste Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche, verdienstvolle Lehrer wurden angestellt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab und alles dasjenige begründete, was später für dieses besondre Land, ja für das ganze deutsche Vaterland so lebhaft und bedeutend wirkte.

Alles Gefällige, was das Leben zieren kann, suchte sie so gleich nach dem gegebenen Maß um sich zu versammeln, und sie war im Begriff, mit Freude und Zutrauen das gewissenhaft verwaltete ihrem durchlauchtigsten Sohn zu übergeben, als das unerwartete Unglück des Weimariſchen Schloßbrandes die gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte

1771.

35

sie den eingebornen Geist; denn unter großen Vorbereitungen zu Wüldering sowie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhm- und ehrenvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachsenen Erstgeborenen die Regierung seiner väterlichen Staaten und trat
5 eine sorgenfreiere Abtheilung des Lebens an.

Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannigfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Wer dazu fähig war, nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirtschaft, Polizei beseftigten, entwickelten, bestätigten sich. Ein ganz anderer Geist
10 war über Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler wirkten besuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde freigegeben, ein gutes Theater unterhalten und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie
15 Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt beseftigt und weiterer Verbesserung fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte sie nun unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes selbst über Hoffnung und Er-
20 wartung alle ihre früheren Wünsche erfüllt sehen, um so mehr, als nach und nach aus der glücklichsten Eheverbindung eine würdige, frohe Nachkommenschaft sich entwickelte.

Das ruhige Bewußtsein, ihre Pflicht gethan, das was ihr oblag, geleistet zu haben, begleitete sie zu einem stillen, mit Neigung
25 gewählten Privatleben, wo sie sich, von Kunst und Wissenschaft sowie von der schönen Natur ihres ländlichen Aufenthaltes umgeben, glücklich fühlte. Sie gefiel sich im Umgang geistreicher Personen und freute sich, Verhältnisse dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen; ja, es ist kein bedeutender Name
30 von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreise früher oder später gewirkt hätte. So bereitete sie sich vor zu einer Reise 1788.
jenseits der Alpen, um für ihre Gesundheit Bewegung und ein milderes Klima zu nutzen; denn kurz vorher erfuhr sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen schien. Aber einen
35 höheren Genuß hoffte sie von dem Anschauen dessen, was sie in den Künsten so lange geahndet hatte, besonders von der Musik, von der sie sich früher gründlich zu unterrichten wußte, eine neue Erweiterung der Lebensansichten durch die Bekanntschaft edler und gebildeter Menschen, die jene glücklichen Gegenden als Ein-

heimische und Fremde verherrlichten und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwartete sie nach ihrer Zurückkunft, als sie, mit mancherlei Schätzen der Kunst und der Erfahrung geschmückt, ihre häusliche Schwelle betrat. Die Vermählung ihres blühenden 5 Enkels mit einer unvergleichlichen Prinzessin, die erwünschten ehelichen Folgen gaben zu Festen Anlaß, wobei sie sich des mit rastlosem Eifer, tiefem Kunstsinn und wählendem Geschmack wieder aufgerichteten und ausgeschmückten Schlosses erfreuen konnte und uns hoffen ließ, daß zum Ersatz für so manches frühe Leiden 10 und Entbehren ihr Leben sich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem alles Lenkenden anders vorgesehen. Hatte sie während dieses gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweier tapferen 15 Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der, sich für andere aufopfernd, von den Fluten verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr einkehrenden Bruders und eines hoffnungsvollen lieblichen Nrenkels, so hatte sie sich mit inwohnender Kraft immer 20 wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie ergriff; da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die 25 Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte; nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten 30 Besitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr nütziger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Übergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Außern ruhig, 35 gefällig, anmutig, teilnehmend und mittheilend, und niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen,

wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen ^{1807.} als notwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angst- _{April 10.}volle Nebenumstände.

Und wem von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo
5 die Erinnerung vergangener Übel, zu der Furcht vor zukünftigen
gesellt, gar manches Gemüt beängstigt, nicht ein solches Bild
standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von
uns darf sagen: Meine Leiden waren so groß als die ihrigen!
Und wenn jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen
10 könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt
und erquickt fühlen.

Sa, — wir kehren zu unserer ersten Betrachtung zurück —
das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere
Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie
15 uns von dort her gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte,
wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme
unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen
wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hin-
wendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als
20 Vollendete, Selige.

R e d e

bei der Stiftung des Falkenordens.

Vorbemerkung.

Durch Decret vom 18. October 1815 erneuerte Karl August den bereits 1732 gestifteten Orden der Wachsamkeit oder vom weißen Falken. Es sollte damit Männern, die durch That und That zur Befreiung Deutschlands beigetragen hätten, ein Zeichen der Würdigung ihrer Verdienste gewidmet werden. Am Geburtstag der Großherzogin, den 30. Januar 1816, fand die feierliche Handlung der Neuerrichtung des Ordens statt. Goethe hielt nach einem Gedicht von Voigt (abgedruckt in Goethes Briefen an Voigt S. 437) die Festrede. Er hatte an demselben Tage eines der zwölf Großkreuze empfangen. Goethe wollte seine Rede nur drucken lassen, wenn man ihm die Redaction des Berichts über die Feierlichkeit anvertraue. „Der Moment ist zu wichtig, als daß man ihn den Zufälligkeiten der Industrie überließe“ (an Voigt 31. Januar 1816). Im gleichen Sinn schrieb er den folgenden Tag an Bertuch, als dieser und der Kanzler von Müller einen Bericht über die Feier geben wollten. Diese Veröffentlichung unterblieb, wohl wegen Goethes Weigerung, und die Rede wurde erst in Goethes Leben von Schäfer (Bremen 1851, II, 223 ff.) nach einer Sauppefchen Abschrift gedruckt.

Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens

am 30. Januar 1816.

Durchlachtigster Großherzog!

5 Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Königl. Hoheit haben in diesen neuesten Zeiten Ihre sämtlichen Angehörigen mit so viel Huld und Gnaden überrascht, daß es besser schien, stillschweigend das mannigfaltige Gute zu verehren, als die reinen heiligen Empfindungen des Dankes durch
10 Wiederholung zu erschöpfen oder abzustumpfen. Wie verlegen muß ich mich daher fühlen, wenn ich mich berufen sehe, in Ew. Königl. Hoheit Gegenwart die Empfindungen gleichfalls gegenwärtiger, aufs neue höchst begünstigter Männer anständig aus-
zudrücken.

15 Glücklicherweise kommt mir zu statten, daß ich nur dasjenige wiederholen darf, was seit mehr als vierzig Jahren ein jeder, dem beschieden war, in Ew. Königl. Hoheit Kreise zu wirken, sodann jeder Deutsche, jeder Weltbürger mit Überzeugung und Vergnügen ausspricht, daß Höchstdieselben mehr für andere als
20 für sich selbst gelebt, für andere gewirkt, gestritten und keinen Genuß gekannt, als zu dessen Teilnahme zahlreiche Gäste geladen wurden, so daß, wenn die Geschichte für Höchstdieselben einen Beinamen zu wählen hat, der Ehrenname des Mittheilenden gleich zur Hand ist.

25 Und auch gegenwärtig befinden wir uns in demselben Falle; denn kaum haben Ihre Königl. Hoheit nach langem Dulden und Kämpfen sich neubelebten Ruhmes, erhöhter Würde, vermehrten Besitzes zu erfreuen, so ist Ihre erste Handlung, einem

jeden der Ihrigen daran freigebig seinen Theil zu gönnen. Älteren und neueren Kriegsgefährten erlauben Sie, sich mit der hohen Purpurfarbe zu bezeichnen, und aus denen sorgsam und weislich erworbenen Schätzen zieht ein jeder sein häusliches Glück begünstigt. Nun aber machen Sie eine Anzahl der Ihrigen und Verbundenen Ihrer höchsten Würde theilhaftig, indem ein Zeichen verliehen wird, durch welches alle sich an Höchstdieselben herangezogen fühlen. Diese dreifach ausgespendeten Gaben sind mehr als hinreichend, um unvergeßlich scheinende Übel auf einmal auszulöschen, allen in dem Winkel des Herzens noch allenfalls verborgenen Mißmut aufzulösen und die ganze Kraft der Menschen, die sich bisher in Unglauben verzehrte, an neue, lebendige Thätigkeit sogleich heranzuwenden. Jede Pause, die das Geschäft, jede Stockung, die das Leben noch aufhalten möchte, wird auf einmal zu Schritt und Gang, und alles bewegt sich in einer neuen, fröhlichen Schöpfung.

Betrachten wir nun wieder den gegenwärtigen Augenblick, so erfreut uns das hohe Zeichen der Gnade, welches, vom Ahnherrn geerbt, Ew. Hoheit in der Jugend schmückte. Gesinnungen, Ereignisse, Umbilden der Zeit hatten es dem Auge entrückt, damit es aufs neue zur rechten Stunde glänzend hervorträte. Nun bei seiner Wiedererscheinung dürfen wir das darin enthaltene Symbol nicht unbeachtet lassen.

Man nennt den Adler den König der Vögel; ein Naturforscher jedoch glaubt ihn zu ehren, wenn er ihm den Titel eines Falken erteilt. Die Glieder dieser großen Familie mögen sich mit noch so vielerlei Namen unterscheiden: der weiß gefiederte, der uns gegenwärtig als Muster aufgestellt ist, wird allein der edle genannt. Und doch wohl deswegen, weil er nicht auf grenzenlosen Raub ausgeht, um sich und die Seinigen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen ist, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorcht, der nach dem Ebenbilde Gottes alles zu Zweck und Nutzen hinleitet. Und so steigt das schöne, edle Geschöpf von der Hand seines Meisters himmelauf, bekämpft und bezwingt die ihm angewiesene Beute und setzt durch wiederholt glücklichen Fang Herrn und Herrin in den Stand, das Haupt mit der schönsten Federzierde zu schmücken.

Und so dürfen wir denn schließlich den hohen Sinn unseres Fürsten nicht verkennen, daß er zu dieser Feier den friedlichsten

Tag gewählt, als einen, der uns schon so lange heilig ist und welchem seit so vielen Jahren die Künste ihren mannigfaltigsten Schmuck, so viel sie nur vermochten, anzueignen und zu widmen suchten. Heute wendet sich diese Zierde gegen uns, wir begehen
 5 diesen Tag mit ernstern Betrachtungen, die doch nur immer dorthin führen können, daß wir mehr als jemals auf Blick und Wink des Herrn zu achten haben, dessen Absichten ganz und gar auf unser Wohl gerichtet sind. Möge das Glück einem gemeinsamen Bestreben günstig bleiben und wir zunächst die Früchte
 10 eifriger Bemühungen dem höchsten Paare und dessen erlauchtem Hause als bescheidenen aufrichtigen Dank getrost entgegenbringen und so den Wahlspruch kühn bethätigen:

Vigilando ascendimus!



R e d e

bei Einführung Augusts von Goethe

als Mitglied

der Großherzogl. Hoftheater-Intendant.

Vorbemerkung.

Lange Jahre hindurch hatte Goethe bei der Leitung des Hoftheaters, das als seine eigenste Schöpfung ihm vor allen andern seiner Fürsorge anvertrauten Anstalten am Herzen lag, gegen feindselige Einflüsse zu kämpfen, deren Seele Karoline Jagemann war, die 1809 durch die Gunst Karl Augusts zur Frau von Hengendorf erhoben wurde. Im Januar 1817 setzte sie es durch, daß der ältere Genast, dem sie nicht gewogen war, seiner Stellung als Regisseur enthoben wurde und Els an seine Stelle trat. In dem herzoglichen Reskript vom 29. Januar, das diese Veränderung anordnete, wurde aber auch, wohl auf Goethes Wunsch, um seinen Einfluß in der Intendanz zu verstärken und eine Leitung des Theaters, die seinen Wünschen entspräche, zu sichern, August von Goethe als Mitglied in die Intendanz berufen und mit der eigentlichen Direktion betraut. Die Rede, durch die Goethe ihn einführte, läßt nichts davon ahnen, daß unmittelbar zuvor wieder neue Intriguen ihn beinahe zur Aufgabe seiner Stellung veranlaßt hätten. Am 29. Januar war gegen seinen Willen Kozebues dramatische Legende „Der Schutzgeist“ mit verdientem Mißerfolg aufgeführt worden. Er beantragte nach der Vorstellung seine Entlassung; aber der Großherzog verweigerte sie, indem er ihn von allen geschäftlichen Sorgen entlastete und ihm allein die künstlerische Leitung vorbehielt. Nach dieser befriedigenden Neuordnung der Dinge, die durch unsre Rede angetündigt wird, ging er mit frischer Kraft an die Arbeit für das Theater, und richtete selbst den „Schutzgeist“ und seinen „Mahomet“ neu für die Bühne ein. Im März entwarf er eine neue Ordnung für das Theater, dem er, wie er schrieb, seinen Anteil niemals entziehen könne und auf das er zur Zufriedenheit seiner höchsten Gönner mit Mut und That fernerhin zu wirken hoffe.

Indessen machte Frau von Hengendorf ihren Einfluß gegen die neuen Bestimmungen beim Großherzog geltend und als Anfang April die bekannte Pudelaffaire hinzutrat, erhielt Goethe am 13. April, ohne seinen Antrag, die Enthebung von der Theaterintendanz.

Die Rede zur Einführung seines Sohnes ist somit wohl seine letzte offizielle Amtshandlung in dieser Stellung. Sie wurde zuerst 1889 im zehnten Bande des Goethe-Jahrbuchs S. 114 ff. nach einer Handschrift Kräuters gedruckt.

Rede bei Einführung Augusts von Goethe
als Mitglied
der Großherzoglichen Hoftheater-Intendanz.

Gehalten am 6. Februar 1817.

Die heutige Zusammenkunft ist für uns alle von Bedeutung und Wichtigkeit; für mich am meisten, denn indem ich dem gnädigsten Reskripte vom 29. Januar gemäß meinen Sohn, den Kammerjunker und Kammerrat von Goethe, als Mitglied der ansehnlichen Theater-Intendanz einführe, weiß ich recht gut, was für eine mühs- und sorgenvolle Laufbahn ich ihm eröffne, und in diesem Sinne müßte mir der gegenwärtige Augenblick schmerzlich sein. Bedenke ich aber, daß dieser Schritt nach dem eigensten Willen unseres gnädigsten Fürsten und Herrn geschieht, so muß ich darin die größte Belohnung der vieljährigen in diesem Fache erduldeten Mühseligkeiten betrachten: denn es zeigt an, daß Höchstdieselben mit der bisherigen Führung und Leitung dergestalt zufrieden gewesen, daß Sie wünschen, künftighin möge das Geschäft nach gleichen Grundsätzen und auf gleiche Weise fortgeführt werden. Dadurch seh' ich mich denn, bei merklicher Abnahme an Kräften, durch jugendlichen Mut und Thätigkeit im Bilde wieder hergestellt und ich darf hoffen, von dem Geschäft dereinst nicht ganz abzugehen.

Und so mag ich denn gern der Zeiten denken, wo diese durch mancherlei Wechsel sich hindurch windende Anstalt begonnen, begründet und nach und nach aufgebauet worden. Dieses ist durch gemeinsame treue Mitwirkung vorzüglicher, treugesinnter und ausdauernder Männer geschehen, so daß wir gegenwärtig wohl mit gutem Gewissen einen jungen Mann auffordern können, an unsern Bemühungen teil zu nehmen: denn es ist bei uns nicht etwa von

einer Reform oder Veränderung die Rede, nicht von einer neuen Gestaltung der Dinge, sondern das Vorhandene soll erhalten und das Bestehende frisch angeregt werden.

Unsere ökonomischen Einrichtungen und Zustände, Dank sei
 5 es demjenigen, der sich besonders damit beschäftigt! sind untadelhaft und alles Zutraums würdig. Alles was zur technischen Einrichtung der Bühne gehört, ist auf das Genauste schon auf einem solchen Punkte, daß selbst das Wenige was noch abgehen möchte, bereits angeordnet und vorgearbeitet ist. Worauf wir aber gegenwärtig
 10 alle Aufmerksamkeit zu richten haben, ist gerade die Hauptsache, nämlich die öffentliche Erscheinung unserer Bühne, in der wir, ohne unsere Schuld, zurückgekommen sind. Denn da hiebei alles auf Talent und Persönlichkeit des Schauspielers ankommt, so dürfen wir uns nicht leugnen, daß wir manchen Verlust erlitten haben
 15 und mancher uns bevorsteht. Den möglichen Ersatz des Verlorenen, die Vermannigfaltigung eines befriedigenden geistreichen Zusammenspiels, die Sorge für ununterbrochene bedeutende Vorstellungen, das ist es, worauf wir jetzt losarbeiten müssen. Daß es hiezu neuer Mittel, frischer Anstrengungen, anhaltender Bemühungen
 20 bedürfe, werden wir uns nicht ableugnen, und ich gedenke in kurzer Zeit hierüber meine Vorschläge den verehrten Mitgeordneten zur Prüfung vorzulegen. Sind sie durch ihren Beirat der Vollkommenheit näher gebracht und wert befunden, von Serenissimo beurteilt zu werden; so können wir uns eine beifällige Genehmigung
 25 oder wenigstens eine gnädigste Zurechtweisung versprechen.

Indem ich nun meinen allgemeinen aber wohlgefühlten Dank für die bisherigen Mitwirkungen allen Gliedern unseres Vereins hiemit ausspreche, so ersuche ich um Wohlwollen, Geneigtheit und
 30 Wille und Kraft ohngehindert wirksam werden könne.

Mich selbst aber erbiere sowohl in Gegenwart als Abwesenheit zu der treulichsten Beachtung des Vorteils dieser schönen Anstalt und verspreche mir, wie bisher, auch für die Zukunft geneigten Anteil und Mitwirkung.

35 Hiermit endet die Einführungsrede. Sodann fuhr Goethe zur Erledigung seiner geschäftlichen Fragen in folgender Weise fort:

Da nun aber in Gemäßheit des gnädigsten Restripts noch einige Punkte zu erledigen sind und zwei Verordnungen sich not-

wendig machen: an den bisherigen Regisseur Herrn Genast und an den gegenwärtigen Herrn Els, so habe ich solche allobald aufgesetzt und will sie, der Kürze wegen, mit Erlaubnis vorlesen.

Sodann wäre wohl, da unser guter Kapellmeister, Herr Müller, krankheitswegen nicht in der Session erscheinen kann, 5
solchem durch eine gleichfallige Verordnung die neue Einrichtung bekannt zu machen. Sie würde ohngefähr lauten wie folgt . . .

Schlüßlich aber könnte die Notifikation der neuen Einrichtung dem sämlichen Personal des Theaters durch die heutige Aus-
teilung bekannt gemacht werden und zwar folgendergestalt . . . 10
Wie man denn auch künftig gerade diese Austeilung benutzen könnte, um mancherlei Wünschenswerthes, wie es bisher wohl auch geschehen, zur Sprache zu bringen.



Aus der Freitagsgesellschaft
von 1791.



Vorbemerkung.

Unter den Vereinigungen, in denen die weimarer Großen und die ihnen Nahestehenden sich zu geselligem und wissenschaftlichem Verkehr verbänden, ist das Mittwochskränzchen am berühmtesten geworden, das sich seit dem 11. November 1801 alle vierzehn Tage bei Goethe versammelte und dem er und Schiller eine Reihe köstlicher geselliger Lieder widmeten.

Minder bekannt, aber ihrem Wesen nach bedeutender ist die Freitagsgesellschaft, die Goethe 1791 stiftete. Er selbst entwarf die vom 5. Juli dieses Jahres datierten Statuten. Danach war die Absicht, monatlich einmal zusammenzukommen und drei Stunden einer gemeinsamen Unterhaltung durch Vorlesungen und andere Mitteilungen zu widmen. Außer Goethe und Voigt, den eigentlichen Gründern, traten sogleich Wieland, Bertuch, Herder, Bode, Knebel und der Apotheker Buchholz bei.

Am 9. September, sechs Tage nach dem Geburtstag des Herzogs, fand im Palais der Herzogin Anna Amalia in Gegenwart der höchsten Herrschaften die erste Sitzung statt. Goethe sprach die Eröffnungsworte und trug eine Einleitung aus der Lehre des Lichts und der Farben vor. In der zweiten Versammlung vom 13. Oktober wurden einige Erweiterungen der Statuten beschlossen und Goethe erhielt für den ersten Winter den Vorsitz. Die dritte Sitzung am 21. Oktober brachte wieder eine Reihe von wissenschaftlichen Mitteilungen und eine kurze Ansprache Goethes, die auf die Bedeutung des Tages hinwies.

Die beiden Ansprachen sind uns als Beilagen zu den von Goethe eigenhändig geführten Protokollen der drei ersten Zusammenkünfte erhalten, abgedruckt zuerst in Goethes Briefen an Voigt S. 446—449 und S. 451 f. Der Titel der ersten Rede ist, nach dem Vorbild der Hempelschen Ausgabe, dem Protokoll Goethes entnommen.

Über drei Sitzungen des ersten Winters berichtet Böttiger (Litterarische Zustände I, 23 ff.), aus dessen Schilderung man sich ein Bild von der

Art wissenschaftlicher Geselligkeit, die in dem Verein herrschte, bilden kann. An einer späteren Stelle (I, 81 ff.) spricht er von den Versammlungen des Winters 1794/95, in denen Goethe regelmäßig je einen Gesang der *Mias* in der Bossischen Übersetzung vorlas, woran sich dann die Bemerkungen der Anwesenden knüpften. In den Annalen 1796 ist dieser *Mias*-Vorlesungen und der Gesellschaft, „die sich mehr und mehr bestätigte“, im allgemeinen gedacht. Möglich, daß die Beschäftigung mit dem homerischen Gedicht auch im folgenden Winter noch fortgesetzt wurde. Bis zu welchem Zeitpunkt die Freitagsgesellschaft bestanden hat, kann ich nicht angeben.

Die Absicht und die Hoffnungen der verbundenen Mitglieder der Freitagsgesellschaft.

Gesprochen am 9. September 1791.

5 **E**s ist keinem Zweifel ausgesetzt, daß derjenige, der in Geschäften arbeitet und um der Menschen willen manches unternimmt, auch mit Menschen umgehen, Gleichgesinnte aussuchen und sich, indem er ihnen nützt, auch ihrer zu seinen Zwecken bedienen müsse.

Bei Künsten und Wissenschaften hingegen fällt es nicht so sehr in die Augen, daß auch diese der Geselligkeit nicht entbehren können. Es scheint, als bedürfe der Dichter nur sein Selbst und 10 horche am sichersten in der Einsamkeit auf die Eingebung der Musen; man überredet sich manchmal, als seien die trefflichsten Werke dieser Art von einsamen Menschen hervorgebracht worden. Man hört oft, daß ein bildender Künstler, in seine Werkstatt geschlossen, gleich einem andern Prometheus oder Pygmalion von 15 seiner angeborenen Kraft getrieben, unsterbliche Werke hervorbringe und keinen Ratgeber brauche außer seinen Genius.

Es möchte dieses alles aber wohl nur Selbstbetrug sein; denn was wären Dichter und bildende Künstler, wenn sie nicht 20 die Werke aller Jahrhunderte und aller Nationen vor sich hätten, unter welchen sie wie in der auserlesensten Gesellschaft ihr Leben hinbringen und sich bemühen, dieses Kreises würdig zu werden? Was kommen für Werke zum Vorschein, wenn der Künstler nicht das edelste Publikum kennt und immer vor Augen hat!

25 Und jene so verdient gepriesenen Alten, haben sie sich nicht eben auch darum auf den Gipfel der Kunst gesetzt, weil an ihrem Bestreben ganze Nationen teil nahmen, weil sie Gelegenheit hatten, sich nach und mit ihresgleichen zu bilden, weil ein edler Wettstreit einen jeden nötigte, mit der äußersten Anstrengung dasjenige zu 30 leisten, dessen unsre Natur fähig ist?

Die Freunde der Wissenschaften stehen auch oft sehr einzeln und allein, obgleich der ausgebreitete Bücherdruck und die schnelle Zirkulation aller Kenntnisse ihnen den Mangel von Geselligkeit unmerklich macht.

Auch in diesem Felde, wo das Gefühl der größten All- 5 gemeinheit eintreten sollte, tritt gar zu oft der beschränkte Begriff seines eigenen Selbst, seiner Schule hervor und verdunkelt das Übrige. Streitigkeiten zerstören die gesellige Wirksamkeit, und wechselseitige Entfernung ist gewöhnlich die Folge von gemeinsamen Studien. Glücklich, daß die Wissenschaften wie alles, was ein 10 echtes reines Fundament hat, ebenso viel durch Streit als durch Einigkeit, ja oft mehr gewinnen! Aber auch der Streit ist Gemeinschaft, nicht Einsamkeit, und so werden wir selbst durch den Gegensatz hier auf den rechten Weg geführt.

Wir verdanken daher dem Bücherdruck und der Freiheit des- 15 selben undenkbares Gute und einen unübersehbaren Nutzen; aber noch einen schönern Nutzen, der zugleich mit der größten Zufriedenheit verknüpft ist, danken wir dem lebendigen Umgang mit unterrichteten Menschen und der Freimütigkeit dieses Umgangs. Ist 20 ist ein Wink, ein Wort, eine Warnung, ein Beifall, ein Widerspruch zur rechten Zeit fähig, Epoche in uns zu machen, und wenn wir oft solche heilsame Einflüsse durch den Zufall einem längst abgeschiedenen Schriftsteller zu danken haben, so ist es doch zehnfach angenehmer, einem lebenden, gefühlvollen, vernünftigen Freunde 25 dafür Dank abtatten zu können.

Man giebt nicht mit Unrecht großen Städten deshalb den Vorzug, weil sie so vieles Notwendige versammeln und einem jeden die Auswahl für sein Bedürfnis oder seine Liebhaberei überlassen. Aber auch ein kleiner Ort kann in gewissem Sinne dergestalt begünstigt sein, daß er wenig zu wünschen übrig läßt. 30

Wo in mehreren Menschen ein natürlicher, unüberwindlicher Trieb durch die Lage und äußere Verhältnisse immer aufs neue angefeuert wird; wo an dem Platze selbst so viel Gelegenheit, Aufmunterung und Unterstützung stattfindet, so daß alles gleichsam von selbst gerät; wo so manche Schätze der echten Kunst aufbewahrt, 35 so manche Kenntnisse von Reisenden zusammengebracht werden; wo die Nachbarschaft thätige Männer in allen Fächern versammelt; wo neue Bücher sowohl als Privatkorrespondenz den Gedankenkreis immer in einer frischen Bewegung erhalten, — an einem

solchen Orte scheint es natürlich, daß man gewisse festliche Tage auszeichne, um sich gemeinschaftlich des Guten zu erfreuen, das man so bequem findet und genießt.

Der Gewinn der Gesellschaft, die sich heute zum erstenmal
5 versammelt, wird die Mitteilung desjenigen sein, was man von
Zeit zu Zeit hier erfährt, denkt und hervorbringt. Jede Bemühung
wird lebhafter, wenn eine Zeit bestimmt ist, wo man mitten unter
den Zerstreuungen des Lebens sich des Anteils geschätzter Menschen
an dem, was man unternimmt, zum voraus versprechen kann.

10 Der Ort, an dem wir zusammenkommen, die Zeit, in der
wir uns zum erstenmal versammeln, die aufmerksame Gegenwart
dererjenigen, denen wir im einzelnen und im ganzen so vieles
schuldig sind, alle vereinigten Umstände lassen uns hoffen, daß
diese nur auf eine Zeit lang verbundene Gesellschaft ihre Dauer
15 auf mehrere Jahre nützlich erstrecken werde.

Aufsprache am 21. Oktober 1791.

Es sei mir erlaubt mit wenig Worten zu bemerken, daß unsre heutige Versammlung in eine schöne Epoche fällt: zwischen die Rückkehr unsers gnädigsten Fürsten zu den Seinigen und zwischen den Geburtstag seiner geliebten Mutter.

5

Möge jede Lebensperiode unsrer verehrten Beschützer so unumwölkt wiederkehren, als es diesmal geschieht, und möge es unsern Bemühungen gelingen zu Ihrem Vergnügen und Ihrer Zufriedenheit einiges beizutragen.



4. Rückkehr . . . Fürsten Vom 13. September bis zum Tage der Versammlung war Carl August auf einer Reise nach Berlin von Weimar abwesend. — 5. Geburtstag . . . Mutter. Am 21. Oktober.

Aus der Loge Amalia.

Vorbemerkung.

Über Goethe als Freimaurer sind, zumal bei Gelegenheit der hundertjährigen Wiederkehr des Tages seines Eintritts in die Loge, eine Reihe von Schriften erschienen, aus denen die Einzelheiten seiner maurerischen Thätigkeit leicht ersehen werden können.*) Hier seien daher nur die Hauptdaten angegeben.

Am 23. Februar 1780 richtete Goethe an den Minister von Fritsch das Gesuch um Aufnahme in die Weimarer Loge Amalia, da er auf seiner Schweizer Reise mit dem Herzog die Vorteile der Zugehörigkeit zu dem Bunde erkannt hatte. Am 23. Juni wurde er aufgenommen, ein Jahr später Geselle, am 2. März 1782, dem Tage des Eintritts Karl Augusts, Meister. Aber noch in demselben Jahre wurden die Arbeiten der Loge unterbrochen und erst im Jahre 1808 auf Anregung Goethes wieder aufgenommen. Bis 1815 übernahm er bisweilen das Amt des Redners, ohne aber die Stellung dauernd zu bekleiden; schon am 5. Oktober 1812 hatte er in einem Briefe an Nidel gebeten, ihn seiner maurerischen Verpflichtungen zu entheben, da es ihm unmöglich falle, den Logen regelmäßig beizuwohnen. Daß er trotzdem auch später hin und wieder thätig an den Arbeiten teilnahm, zeigen die zweite und dritte hier aufgenommene Äußerung, sowie die unter dem Titel „Loge“ vereinigten Gedichte aus den Jahren 1815—1830 (Werke 3, 1, 1 ff.).

Nur eine von Goethes Maurerreden ist uns erhalten, die Trauerrede auf Wieland, die aber unter allen seinen Ansprachen nach Umfang und Bedeutung als die hervorragendste bezeichnet werden muß.

*) S. Pietich, Goethe als Freimaurer. Leipzig 1880. (Auf S. 5 die frühere Litteratur über den Gegenstand.) — Jaf. Auerbach, Rede über Goethe als Freimaurer. Bauhütte 1880, Nr. 35. — Rau, Zur Säkularfeier u. s. w. Freimaurerische Vorträge. Frankfurt a. M. 1880. — R. Fischer, Deutsche Geistesheroen in ihrer Wirkjamkeit auf dem Gebiete der Freimaurerei. Leipzig 1881. — Vergl. auch Strehle, Goethes Briefe I, 418 ff.

Als Wieland, der am 4. April 1809 der Loge beigetreten war, am 20. Januar 1813 sein langes gesegnetes Leben beschloffen hatte, bereiteten ihm die Brüder eine würdige Bestattung. Goethe nahm mit Bereitwilligkeit den Auftrag an, bei der Trauerfeier, die als Schwesternloge am 18. Februar in Gegenwart der gesamten fürstlichen Personen stattfand, die Gedächtnisrede auf Wieland zu halten. Bertuch schreibt darüber an Böttiger am 4. Februar 1813: „Nach dem Standpunkt der Loge muß es keine Abwägung seiner Verdienste sein, und da bin ich sehr begierig, wie sein Br. in Apollo diese wichtige Aufgabe löst.“ Am 21. Februar berichtet Bertuch über den Verlauf: „Nach einem beredten Eingang von Nidel hielt Goethe ³/₄ Stunden lang eine Rede zum Andenken des Gefeierten, wo er mit Meisterzügen ein biographisches Gemälde entwarf, welches ein Grundpfeiler für jeden künftigen Biographen bleiben wird. Welch' eine glückliche Sensation diese Teilnahme Wielands und Goethes an unserm Bund für die gesamte Maurerei in Deutschland machen wird, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen.“

Goethe hatte es, wie Bertuch in dem ersten der angeführten Briefe berichtet, vorläufig zur Bedingung gemacht, daß diese Rede nie gedruckt würde.

Indessen erschienen bald darauf drei für Freimaurer bestimmte Drucke: 1. Wielands Andenken in der Loge Amalia zu Weimar gefeyert den 18. Februar 1813 von Goethe. Als Manuscript. 28 S. in 4°. — 2. Wielands Todtenfeier in der Loge Amalia zu Weimar am 18. Februar 1813. Gedruckt als Manuscript für Brüder. 8°. Als Beilage V Goethes Rede, besonders paginiert S. 1—30. — 3. Freimaurer-Analekten. II. Abtheilung. Weimar 1813. S. 38—65.

Am 23. März erhielt Frau von Stein, am 27. Anebel ein Exemplar des ersten Druckes,*) beide mit der Bitte, sie nicht weiter zu verbreiten. „Sie sind zwar kein Geheimnis, aber das Geschlecht der Tages- und Wochenblätfler ist gar zu gierig, und die Not zwingt sie, alles gleich vors Publikum zu schleppen.“

Wie aus dieser Äußerung, und der früheren Bertuchs, hervorgeht, hatte Goethe die entschiedene Absicht, die Rede der großen Masse der Leser vorzuenthalten. Trotzdem erschien schon im Morgenblatt vom 12. bis 17. April (Nr. 87—92) ein vollständiger öffentlicher Abdruck, der vierte.** Nachdem die Rede so einmal der Allgemeinheit bekannt gemacht war, zögerte Goethe nicht, Wünschen nach Mitteilung derselben (Ernst Meyer an Goethe 10. März 1825) in der Ausgabe letzter Hand zu entsprechen. Sie erschien dort (16°. 32, 233—268) fast unverändert (5) unter dem Titel: „Zu brüderlichem Andenken Wielands 1813“.

*) Auch der Kaiserin von Spanien ließ Goethe die Rede überreichen (Goethe an die Gräfin D'Annell 1. Juni 1813).

**) Bertuch gab seinem Unwillen darüber in dem Briefe an Böttiger vom 27. Mai 1813 Ausdrud.

Noch kürzer können wir uns über die beiden auf die Wielandrede folgenden Fragmente von Ansprachen in der Loge fassen. Goethes Anteil an der Gedächtnisrede auf fünf verstorbene Brüder ist nur allmählich bekannt geworden. Nachdem bereits in den Annalen 1821 (Abfatz 1055 der Hempelschen Ausgabe) bemerkt war: „Kleinere Biographien zur Trauerloge gelangen freundlich in ruhigen Zwischenräumen“, schrieben ihm die nach seinem Tode 1832 erschienenen „Freymaurer-Analekten“ (5. Heft S. 16) die Einleitung zu, eine Mitteilung Varnhagens von Ense (Hirzel, Verzeichniß ⁴ S. 90) bezeichnete ihn als Verfasser des Schlusses von Jagemanns Charakteristik (auf S. 15 und 16 des ersten Druckes) und endlich wurde 1853 in dem von Dünker herausgegebenen Briefwechsel mit dem Staatsrat Schulz durch einen Brief Goethes an diesen vom 24. September 1821 der ganze Umfang des ihm Gehörigen bekannt. Er sagt dort nämlich: „Nehmen Sie ferner ein kleines Heft, das zu mancherlei Betrachtungen Anlaß giebt; die ersten 16 Seiten sind von mir, wenigstens redigiert. Gelegenheiten sind mir unwiderstehlich, und ich konnte dies aus dem Stegreif nicht versagen; der zweite Bogen ist mehr überlegt und gearbeitet. Unsere jungen Männer überhaupt haben reden gelernt. Sie werden das Ganze nicht ohne Interesse lesen; dergleichen giebt immer vielerlei zu denken.“ Das Heft, von dem Goethe hier spricht, kann der Zeit des Briefes nach nur dasjenige sein, welches den Titel führt: „Nidels und der heimgegangenen Brüder Kästner, Krumholz, Stevoigt und Jagemann Todtenfeyer in der Loge Amalia zu Weimar, am 15. Juni 1821. Gedruckt als Manuscript für Brüder. 8^o.“ Die ersten 16 Seiten daraus sind, Goethes Angabe gemäß, hier wie schon in der Hempelschen Ausgabe nach dem ersten und einzigen früheren Druck wiedergegeben.

Unter den vier Brüdern, deren Lebensabriß Goethe giebt, hat nur Ferdinand Jagemann, gleich seiner Schwester Karoline ein Günstling Karl Augusts, persönliche Beziehungen zu dem Dichter gehabt. Goethe erbat für ihn, als er nach Paris gehen wollte, am 23. November 1801 von Jacobi Auskunft über die dortigen Verhältnisse, er ließ sich 1806 und 1817 von Jagemann malen (Zarncks kurzgefaßtes Verzeichniß Nr. 30 und 39), empfahl ihn 1806 an die römischen Freunde und vertrat ihn während der letzten Krankheit mehrfach in seinem Amte als Direktor der Weimarer Zeichenschule.

Kaum hierher gehörig, aber schwer an einer anderen Stelle in Goethes Werken unterzubringen sind die wenigen Zeilen, die den Schluß unseres Bandes bilden. Wir lassen ihnen die Überschrift, die sie durch den ersten Herausgeber, W. Frhrn. von Biedermann, in der Hempelschen Ausgabe erhalten haben. Bei der Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Karl Augusts in der Loge Amalia am 3. September 1825 hielt der Minister Karl Wilhelm Freiherr von Fritsch die Festrede. Ehe sie gedruckt wurde, sandte er sie an Goethe, der „die Hauptstelle in dem Sinne

verfassen zu müssen glaubte, wie sie etwa in fünfzig Jahren ein freidenkender Geschichtschreiber ausführen würde“. Er fügte einem Briefe vom 7. Januar 1826 seinen Entwurf bei und Fritsch nahm Goethes Worte unverändert in den Druck der Rede auf, der im dritten Heft der Freymaurer-Analekten (datiert Weimar 1825) erschien. Der von Goethe verfaßte Passus steht dort S. 30 f. Die darin berührten politischen Vorgänge sind zu bekannt, als daß sie einer Erläuterung bedürften.

Bum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland.

Durchlauchtigster Protektor,
Sehr Ehrwürdiger Meister,
5 Verehrungswürdigste Anwesende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemend
will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegenzustellen und
das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigen-
willig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Zauber-
10 stab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen
Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung
augenblicklich in eine heitere verwandeln; dieses Finstere müßte sich
gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal
mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar
15 als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da
möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen,
Ihren Geist anziehen, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt
durch die Muses, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen
Zeugnis dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung ge-
20 lebt und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter
die glücklichsten Menschen zu zählen und keineswegs mit Klage,
sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann,
sei den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen
25 Silben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durch-
laufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl
angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er

den Wert eines in jedem Betracht vollständigen Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu teil ward, die 5 Blüte einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüte, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen, war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnisvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, 10 seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch 15 unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland sowie das Ausland sein Andenken feiert, wo sollte dies früher und kräftiger geschehen als 20 bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer sein können dessen, was künftig die Welt, 25 was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derenwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung als aus rednerischer Überlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen 30 Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeierten noch der Feiernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und, wenn man will, Marginalien eines künftigen Werkes zu erwarten seien. Und so werde denn ohne weiteres Zaudern zu dem uns 35 so lieben, werten, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evan-

12. unternahm, die, 1 unternahm, daß die.

gelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkennnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes
 5 Steinmetz in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort
 10 überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück und ward von nun an sein eigener
 15 Lehrer und Bildner, indem er auf das Kostlose seine litterarisch-poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Kanzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Mut, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen
 20 Stadion, kurfürstlich mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohl eingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz nicht un-
 25 bekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin und bethätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.
 30 Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Karl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war

5f. Von da . . . Tübingen. Nicht genau. Er lebte nach dem Aufenthalt in Bergen erst ein Jahr bei dem Art und Professor der Philosophie Dr. Baumer in Erfurt und kehrte dann auf kurze Zeit nach Biberach zurück, ehe er nach Tübingen ging. — 6f. so dann . . . gezogen. Nach der Universitätszeit (November 1750 bis Juni 1752) weilte Wieland ein halbes Jahr in der Heimat und ging dann im October 1752 direkt nach Zürich. — 7. Bodmern, 1 Bodmer. — 8. Gleimen, 1 Gleim. — 13f. Doch entwuchs . . . zurück. Dazwischen liegt der Aufenthalt in Bern vom Juni 1750 bis zum Mai 1760. — 26f. berief . . . dahin. Im Frühjahr 1760. — 28. Christlichen Religionsverwandten, 1 Christliche Religionsverwandte.

das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine litterarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte 5 Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu teil ward, führte er seit beinahe vierzig Jahren ein seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publikum waren un- 10 unterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen sowie ihrem Urteil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über deutsche Litteratur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn ge- 15 sprochen: ich gedenke nur dessen, was Rüttner, Eichenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ansübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz 20 durchdrungen: er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals, was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Mute sei, und so schrieb er auch urteilend und urteilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder. 25

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß 30 vor vielen dieser Auszeichnung würdig sein. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit

2. so ward . . . berufen. September 1772. — 16 f. Rüttner, Eichenburg, Manso, Eichhorn. Rüttner, Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. Berlin 1781. S. 117—120. — Eichenburg, Beispielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften. Berlin 1788—1795. Bd. 1, S. 102, 209; Bd. 2, S. 99, 109; Bd. 4, S. 198; Bd. 5, S. 360; Bd. 6, S. 78—80, 165, 286. — Manso, Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie (Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste Bd. 8. Leipzig 1808. S. 121, 129, 145, 151, 160, 187—192, 213, 232, 252, 257, 267 f., 286 f.). — Eichhorn, Geschichte der Litteratur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten. Bd. 4, 1. Göttingen 1807. S. 792 f., 809, 812—814, 847, 881, 931, 941 f., 973, 1004, 1011, 1081.

und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Produktionen das Zarte, Zierliche, Naßliche, das Natürlich-Elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Überzeugung, welche zu Ende seines schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten sein, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Wert und die Würde des Vortrefflichsten, es sei erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen: überall fand er sein Delphi wieder, überall die Haine, in denen er als ein schon erwachsener, gebildeter Jüngling noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Enrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf; er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische

Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade, daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles, was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, währte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genötigt ward.

Wer kann dem Konflikt mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Notwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher wahr Geschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigt sich die Eigentümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevorteilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen, sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst also der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatisierenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande erzentratisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehen, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, Kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewußtsein. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbindenden Mäßigung anrathen muß, so muß er selbst an
 5 sich halten und, indem er gerecht sein will, vielseitig werden.

Die verständige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.
 10 Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtnis zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging, wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat,
 15 die Sitten bedrohte manches, was einen Verständigen, Wohlbedenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sei am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehn, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse
 20 ein guter Mann sein. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Wiß, Humor seien die echten Organe, womit ein solches Gemüt die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde
 25 prunkten, sondern einen echten, die Probe nicht scheuenden Wert in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehen, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmack über die
 30 Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingbruder im Geiste, dem er vollkommen gleich, ohne nach ihm ge-
 35 bildet zu sein; wie man denn von Menächmen nicht sagen könnte, welcher das Original und welcher die Kopie sei.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begab, durch Reisen, Ämter, Weltumflucht mehr

begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit in dem meerrumflossenen England leistete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen umgrenzten Vaterlande, und das 5
 Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Wert der Dinge sowie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird. 10

Diese, in England vorbereitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst von unserm Freunde in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht, Gesinnung, Über- 15
 sicht die Rede sein kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen. 20

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Wit, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Ritter- 25
 märchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanenbibliothek schon halb verarbeitete, zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Sachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen. 30

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen; denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne ge- 35
 schrieben, den wir oben entwickelt haben. Ost unternahm der

12. gefordert, 1 gefördert. — 27f. Tausend und Einen Nacht . . . Romanenbibliothek. Tausend und Eine Nacht wurde zuerst von Galland in Paris 1704—1708 herausgegeben; die Bibliothèque universelle des Romans erschien in Paris 1775—1789 in 221 Teilen (112 Bänden).

glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Wert zu geben, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphieren läßt, so muß
 5 man doch auch gestehn, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten war die Übersetzung Shakespeares. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja schon
 10 früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Übersetzung vorhandener Werke ein lebhafter, reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespeare zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Litteratoren die Möglichkeit leugneten,
 15 daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhauchte den Sinn seines Autors, ließ beiseite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener
 20 Jahrhunderte.

Diese Übersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit,
 wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen
 25 Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die französische Sinnesart hervorblickt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen in ihrer Mäßigung und Reinheit höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Weichmuth verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles
 30 giebt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker so wenig als die Staats- und Kriegerleute sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scherzen scheint, seine billige, duldsame,
 35 menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit das Liebenswürdige einer Musarion, Laïs und Phryne

18. herrlichsten, 1 herrlichen.

Goethes Worte 27.

hervorzuheben und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann: ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begrenzung so heiter und wünschenswert verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohlbedenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu sein, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Übersetzer noch mehr als dem Dichter notwendig sind, und so entstand der deutsche Lucian, der uns den griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verfasser und Übersetzer für wahrhafte Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtfame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen, außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte und die ebenso verwegenen als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nötig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß; ja, es würde ihm vollkommen gelungen sein, hätte ihn nicht eben seine lobenswerte Behutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligtum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republikanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen
 5 gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seinesgleichen. Horaz hat viel Ähnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurteiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen
 10 Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es
 15 gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen sie als für sie Partei nehmen mag.

Es giebt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß
 20 der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde, dergestalt daß wir ihn als den Unrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüberbegeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von
 25 beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht; doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes
 30 Geschäft eine Übersetzung sei, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist; wie er
 35 alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserm Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreifache Bemühung, sieht man recht wohl, hat er sich erst

seines Gegenstandes bemächtigt, und so giebt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht uns mitgeteilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm teilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Wert und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir leugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Litteraturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, mußte solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn verteidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert, über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland als Kanzleiverweser einer der kleinsten Reichsstädte in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu sein; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben die Entschlie-
ßung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns, daß er auch in diesem Fache geregelten Gemüthungen den Vorzug gab; indes gewann er doch Gegenständen so viel Anteil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich aufs neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ahrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit unsichtiger Bescheidenheit und sucht durch
 5 verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der Erste, der die Einherrschaft wieder anrät und
 10 den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit
 15 hatte, ja genötigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tags folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher
 20 und als ein denkender, teilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Deutschen Merkurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name
 25 des Herausgebers ein großes Vertrauen; denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dies erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten
 30 sich wertvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Litteratoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Merkurs als Zeitsadens in unserer Litterargeschichte bedienen kann. Auf das Publikum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen
 35 und Urtheilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzuteilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen-

und tagweise sich ins Publikum drängten und endlich jene babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß jederman reden und niemand hören will.

Was den Wert und die Würde des Deutschen Merkurs 5 viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist 10 aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst ins Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthußiasmirte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersezte, doch öfters in den Notizen zu bekriegen 15 pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Notizen verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Aufsechtung leiden müssen; um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an litterarischen Tzenden ermangetn. Aber auch hier beweist er sich 20 als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermaßen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß deutsche Schrift- 25 steller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publikum Rücksicht nehmen und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben 30 wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter sein, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an 35 ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmütig sein. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt,

darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen
 festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland.
 Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der
 Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Ein-
 5 druck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben da-
 durch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche
 Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle
 Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen.
 Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er
 10 irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt ge-
 worden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele
 Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundlich-gefelliger Umgebung
 und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner
 sorgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.
 15 Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des
 Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzuziehende Weise ein
 neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden
 Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere all-
 gemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen,
 20 weltbürgerlichen Gesinnungen gar schön zusammen. Der friedliche
 Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog
 sich ihnen, man sehnte sich aufs Land. Die Sicherheit des Grund-
 besitzes gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jeder-
 mann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den
 25 süßen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher
 in der Abgezondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die
 höchste litterarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch mußen-
 haft ruhigem Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe
 von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte
 30 fand, faßte er den Entschluß, daselbst den Rest seines Lebens zu-
 zubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche
 mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner
 ganzen Liebenswürdigkeit erschien als Haus- und Familienvater,
 als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen
 35 wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten,
 wie er als gastfreier Wirt seine geselligen Tugenden am anmutigsten
 entwickelte.

Indes ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und teilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werten, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese theuren 5 Reste auf eiguem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzuwehrl verflochtene landwirthschaftliche Beforgung aufzugeben und sich des einige Jahre froh genoßenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige 10 Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmutigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach 15 der Stadt zurück; denn das Verhältnis zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm kostete, von ihr entfernt zu sein. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unstatten ge- 20 nießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert bald verengt, bald vermehrt bald vermindert, bald versammelt bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt teil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt und 25 betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen sein; denn weil er nirgends obenan stehen, wohl aber gern an allem teilnehmen wollte und über alles mit Mäßigung sich zu äußern 30 geneigt war, so mußte er notwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches sowie sein litterarisches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade 35 immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich; und da er bei ausgebreiteten Kenntnissen stets an dem Interesse des

Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannigfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten präludiverte und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben dichtend sowie philosophierend ergangen hatten, sie mußten eine Trohburg, eine Zwangsfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß, wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höheren Wissens und des sittlichen Handelns fester, als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urteil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen und deshalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dies geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche unserm Freunde so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urteil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstands hier ausdrücklich, weil der daraus in der deutschen Litteratur entstandene Konflikt noch keineswegs

beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen sowie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet sein mußte, die 5 Kräfte, die Verdienste beider Teile wohl kennen und, um unparteiisch zu wirken, beiden Parteien gewissermaßen angehören.

Doch von jenen hieraus entsprungener kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben. 10

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmutig bewässerten Thälern viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaimen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen 15 entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten, weltberühmten Schriftsteller und 20 zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei 25 Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er bethätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen 30 Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen 35 Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmut und tröstete mehr seine Freunde als sich

selbst durch die Äußerung: es sei ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie
 5 die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugnis, wie der Zartheit und Kleinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sei.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der
 10 Gesinnung, noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gefellig wie vorher, nahm er teil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das
 15 Irdische, auf die Erkenntnis, die Benutzung desselben gerichtet schien — des Außerweltlichen, des Überjinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Konflikt, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles
 20 abzulehnen schien, was außer den Grenzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise über die so scharf gezogenen Linien wo nicht hinaus-
 zuschreiten, doch hinüberzublicken und sich eine außerweltliche Welt,
 25 einen Zustand, von dem uns alle angeborenen Seelenkräfte keine Kenntnis geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannigfaltige Belege; besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon,
 30 auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Äußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mitteilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit denjenigen bekannt, was
 35 uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verleugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und jinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole

mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerter dargestellt und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Daseins sowohl von falschen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens als von den ebenso falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden. 5

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theueren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, 10 unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen; wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja, 15 wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wiederhergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit sein, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohl denkend und mäßig, bei uns seinesgleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft 20 fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, 25 in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nötig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch über- 30 nahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig bei wiederholter Feier seines Andenkens von andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alle dasjenige niederzulegen, was 35 öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am

4. falschen, 5, 6. falschen. — 14. Angelegenheit, 1 Angelegenheiten. — 35. alle, 1 alles.

eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hiedurch ein Schatz von Thatsachen, Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art sein dürfte, und woraus denn unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

Aus der Trauerloge am 15. Juni 1821.

Die Betrachtung, die sich uns nur zu sehr aufdrängt: daß der Tod alles gleich mache, ist ernst, aber traurig und ohne Seufzer kaum auszusprechen; herzerhebend, erfreulich aber ist es, an einen Bund zu denken, der die Lebenden gleich macht, und zwar in dem Sinne, daß er sie zu vereintem Wirken aufruft, deshalb jeden zuerst auf sich selbst zurückweist und sodann auf das Ganze hinleitet.

Betrachten wir also die von uns abgeschiedenen Brüder, als wenn sie noch unter uns wären! Auch sind sie noch unter uns; denn wir haben wechselseitig auf einander gewirkt, und indem daraus grenzenlose Folgen sich entwickeln, deutet es auf ein ewiges Zusammensein.

Unser Bund hat viel Eigenes, wovon gegenwärtig nur das Eine herausgehoben werden mag, daß, sobald wir uns versammeln, die entschiedenste Art von Gleichheit entsteht; denn nicht nur alle Vorzüge von Rang, Stand und Alter, Vermögen, Talenten treten zurück und verlieren sich in der Einheit, sondern auch die Individualität muß zurücktreten. Jeder sieht sich an der ihm angewiesenen Stelle gehalten. Dienender Bruder, Lehrling, Geselle, Meister, Beamte, alles fügt sich dem zugetheilten Platz und erwartet mit Aufopferung die Winke des Meisters vom Stuhl: man hört keinen Titel, die notwendigen Unterscheidungszeichen der Menschen im gemeinen Leben sind verschollen; aber auch nichts wird berührt, was dem Menschen sonst am nächsten liegt, wovon er am liebsten hört und spricht; man vernimmt nichts von seinem Herkommen, nicht, ob er ledig oder verheiratet, Vater oder kinderlos, zu Hause glücklich oder unglücklich sei; von allem diesen wird nichts erwähnt, sondern jeder bescheidet sich, in würdiger Gesellschaft,

in Betracht höherer, allgemeiner Zwecke auf alles Besondere Verzicht zu thun.

Höchst bedeutend ist daher die Anstalt einer Trauerloge; hier ist es, wo die Individualität zum erstenmale hervortreten darf, hier lernen wir erst einander als Einzelne kennen; hier ist es, wo das bedeutende wie das unbedeutende Leben in seinen Eigenheiten erscheint, wo wir uns in dem Vergangenen bespiegeln, um auf unsern gegenwärtigen lebendigen Wandel aufmerksam zu werden.

In diesem Sinne tragen wir kurze Lebensbeschreibungen von Freunden vor, die den Abgeschiedenen mit teilnehmender Liebe durchs Leben begleiten; und so folgen denn vorerst hier kurz zusammengefaßte Nachrichten von vier Brüdern, die wir heute betrauern; keine Betrachtung, welche wir bis ans Ende veriparen, unterbreche den Vortrag.

I. Christoph Wilhelm Kästner,

geboren 1773, den 17. Mai, zu Mittelhausen bei Allstedt; sein Vater war Maurergeselle daselbst. Den ersten Unterricht empfing er in der dortigen Schule; man bemerkte bald an ihm eine leichte Fassungsgabe und viel Trieb nach höherer Kenntniß und Thätigkeit; er übte Musik und sodann nebst den alten auch die französische Sprache. Unter kümmerlichen Umständen verbrachte er zwei Jahre auf dem Gymnasium zu Weimar; seine Vorzüge wurden jedoch bald bemerkt; Sitte, Höflichkeit, Dienstfertigkeit machten ihn seinen Vorgesetzten wert, ihre Empfehlungen öffnieten ihm den Zutritt in einige Familien, wo er Unterricht gab, außerdem er im stillen seine Freistunden dem Studium der theoretischen Musik widmete; seine Lage verbesserte sich nach und nach, daß er nicht allein bequemer leben, sondern auch des Vaters Häuschen und Acker von Schulden befreien konnte. Die Stelle eines lehrenden Seminaristen erhielt er im achtzehnten Jahre, schlug im neunzehnten eine Schullehrmeisterstelle aus, fuhr fort, sich und andere zu bilden, bis in sein vierundzwanzigstes.

Im Jahre 1807 erfuhr er die Auszeichnung, als Nichtstudierter die damals erledigte Stelle eines Kantors an hiesiger Stadtkirche und Lehrers der sechsten Klasse des Gymnasiums zu erhalten.

Diesem Berufe widmete er seine ganze Thätigkeit, brachte mit Güte und Strenge Ordnung, Sitte und Fleiß in die einiger-

maßen verwilderte Schule; er wußte sich zu den Kindern herabzulassen, ihre Liebe zu erwerben, Folgsamkeit zu gewinnen und Lernbegierde zu erregen.

Wir verdanken ihm den vierstimmigen Chorgesang unserer
Kurrentschüler, den er mit unermüdetem Fleiß und Anstrengung
in vier Jahren auf einen hohen Grad ausbildete. Auch zu einem
reineren Kirchengesang hat er vieles beigetragen.

In einer glücklichen Ehe lebte er elf Jahre, ward Vater
von zwei Knaben und einem Mädchen, die er treu und liebevoll
wie die übrigen Kinder aufzog und unterrichtete.

Bei kärglichem Einkommen und nicht sorgenfreiem Leben erzeugte
er mehreren Jünglingen, die sich dem Schullehrerstande widmeten,
väterliche Wohlthaten.

Gefällig, unverdrossen und uneigennützig, besorgte er auch gern
die Aufträge entfernter Gönner und Freunde mit Eifer und Gewissen-
haftigkeit, wie denn alles, was er vornahm, in musterhafter Ordnung
geschah: Hauswesen, Zeit, Arbeiten, alle Handlungen waren geregelt.

Offen, aufrichtig und ehrlich erwies er sich gegen jeden, der
ihm sein Vertrauen schenkte, und wußte bei angeborener Höflich-
keit und Bescheidenheit doch eine unangenehme Wahrheit, wenn
es darauf ankam, gegen einen Bildungsbedürftigen auszusprechen.

Am 20. Juni 1814 wurde er in unseren Bund aufgenommen,
wo er sich sogleich einheimisch fand und sich demselben mit Freudig-
keit widmete.

Seine Gesundheit war nicht die stärkste; frühere Anstrengungen,
die Pflicht eines guten Sohnes, die späteren eines Hausvaters zu
erfüllen, bei sitzender Lebensart so vieles zu leisten, raubte seinem
Geist die heitere Stimmung, und da er endlich nach verbesserter Be-
soldung sich auf einem kleinen Stückchen Gartenland ansiedelte und
einen erheiterten Blick ins Leben warf, fühlte er eine Ahnung von
baldigem Hinscheiden und entschlief in der Nacht des 14. Julius
1819. Sein Pflegesohn, der Kantor Wichardt in Liebstedt, nahm
den ältesten Sohn an Kindesstatt an; ein Gleiches that Frau
Lämmerhirt alhier an ihrem Vaten, dem zweiten, und so haben
treue und liebevolle Handlungen ihre unmittelbaren Folgen.

II. Johann Michael Krumbholz

wurde 1750 den 6. November zu Lohma im Blankenhainschen
einem Schullehrer geboren. Im dreizehnten Jahre fühlte er den

Trieb, sein Brot selbst zu verdienen, und ging nach Blankenhain zu dem Kanzleirat Schulze in Dienste, wo er fünf Jahre lang blieb; sodann diente er in Weimar bei dem Geheimen Hofrat Hufeland, der ihn der verehrten Herzogin Amalie empfahl, welche treffliche Fürstin er sich durch bescheidene Treue und Diensteyfer geneigt machte.

Höflichkeit, Bereitwilligkeit und verträgliches Wesen bewirkten, daß man ihn immer auf Reisen mitnahm, wo er sich in alles gut zu schicken wußte.

10 Nur als die Herzogin im Jahre 1788 die Reise nach Italien antrat, ließ sie ihn wegen schwacher Gesundheit zurück, sandte ihn aber nach Braunschweig, wo er die Vergolderkunst erlernte, die er nachher sowohl in ihrem Dienste als sonst auszuüben Gelegenheit fand.

15 Er blieb ihr dagegen anhänglich bis zum Tode und wurde im Jahre 1807 zum Kastellan der fürstlichen Wohnung befördert.

Bei Wiedereröffnung der in diesem Local ward er als dienender Bruder aufgenommen und verrichtete, wie es seine geschwächte Gesundheit und sein Alter erlaubten, immer treu die ihm übertragenen Geschäfte.

Am 13. Oktober 1819 erfolgte sein Ableben.

III. Christian Anton August Stevoigt.

Geboren im Jahr 1767, zu Maua unweit Jena; sein Vater war Prediger daselbst. Im Jahr 1769 nahm ihn sein kinderloser Oheim, Hofrat Wiedeburg, nach Jena, welchem er einige Zeit darauf nach Alstedt folgte. Mehrere Jahre verbrachte er in der Klosterschule zu Köpfeben; 1781 aber bildete er sich auf dem Gymnasium zu Weimar unter Heinze und Mülaus.

25 Nachdem er in Jena von 1783 an die Rechte studiert, erhielt er bei dem Justizamte zu Weimar den Access und genoß der Vorforge seines immer liebenden, indessen in die Residenz als Regierungsrat versetzten Oheims.

Im Jahr 1791 wurde er bei den Stadtgerichten zu Jena als Vormundschaftsaktuar und Sporteleinnehmer angestellt, mit der Licenz, zu praktizieren, und ward 1794 zum Stadtrichter erwählt.

Da fielen ihm hinterlassene geheimnisvolle Papiere eines Niederländers in die Hände, die, obgleich in holländischer Sprache

abgefaßt, in ihm eine Sehnsucht nach unserem Bunde erregten, zu dem er sich denn auch endlich gesellte. Nach dem Tode des Bürgermeisters Paulsen ward er unter dem Titel eines Vicebürgermeisters in den Stadtrat zu Jena aufgenommen und ihm endlich das Amt eines Polizeisekretärs übertragen, welches er bis an seinen Tod bekleidete.

In zweimaliger Ehe lebte er im glücklichsten Einverständnis; allein Krankheiten und Hinscheiden der Seinigen, wachsende Bedürfnisse und Sorgen verursachten, daß er zuletzt dem stillen Kummer unterlag.

Seine ihm eigene Thätigkeit fand in den ihm obliegenden Amtsgeschäften nicht hinreichende Befriedigung; ein gewisser allgemeiner ihn belebender Sinn trieb ihn, ins Ganze zu wirken, weswegen er eine Anstalt errichtete, durch welche Aufträge besorgt, Anfragen beantwortet und manchen Bedürfnissen abgeholfen werden sollte; auch wollte er seine ausgebreiteten polizeilichen Kenntnisse nicht unbenutzt lassen: er gab eine Zeitschrift heraus und arbeitete unermüdet zum Vorteil der anderen, ohne dadurch den eigenen Vorteil bezwecken und seine häuslichen Umstände verbessern zu können.

IV. Ferdinand Jagemann,

den 24. August 1780 zu Weimar geboren — sein Vater Bibliothekar der unvergeßlichen Herzogin Amalie —, zeigte sehr früh besondere Neigung und Geschick für die zeichnenden Künste, welche zu äußern und zu üben das unter Leitung des Rat Kraus errichtete freie Zeichneninstitut Gelegenheit gab. Schon im 15. Jahre versuchte er sich in Kassel unter Aufsicht des dortigen Tischbein, eines väterlichen Freundes, und brachte nach halbjähriger Abwesenheit eine Kreidezeichnung der Abnahme Christi vom Kreuz nach Rembrandt zurück, welche so viel Anlage zeigte, daß unser kunstliebender Fürst sogleich beschloß, ihn nach Wien zu Jünger abzusenden, wohin er denn auch in seinem 16. Jahre schon abging. Nach zweijähriger Anwesenheit malte er sein erstes großes Bild in Öl, eine Kopie nach Fra Bartolommeo, die Beschneidung Christi vorstellend, an welchem wir uns noch erfreuen.

Vor dem Schluß eines fünfjährigen Aufenthalts malte er noch zuletzt das lebensgroße Bildnis des Herzogs von Sachsen-Teichen, welches uns heute noch sein Talent bethätigt.

Nach dem Willen seines großmütigen Beschützers ging er nach Paris, wo er sich an die italienischen Meister hielt und besonders Raphael ins Auge faßte. Eine Kopie nach Raphaels Madonna von Foligno und nach Guido Renis Kindermord gaben Beweise
5 seiner Fortschritte in der Kunst.

Im Jahr 1804 kam er nach Weimar zurück, malte das lebensgroße Bildnis seines Beschützers und eilte sodann im August 1806 nach Wien und von da nach Rom, woselbst er drei Jahre lang studierte. Eine bedeutende Frucht seines dortigen Aufenthalts
10 ist die Erweckung des toten Knaben durch den Propheten Elisa in Gegenwart der Mutter, Figuren über Lebensgröße und noch jetzt dem Auge eines jeden beschauenden Kenners ausgesetzt. Im Jahr 1810 kehrte er nach beinahe funfzehnjähriger, nur kurz unterbrochener Abwesenheit nach Weimar zurück und fand Ge-
15 legenheit, sich als ausgezeichnete Porträtmaler zu erweisen. Hier- von können die lebensgroßen Porträts der herzoglich koburgischen Familie und des Prinzen von Ligne Beweis geben.

In diese Epoche fällt die Aufnahme in unsern Bund.

Deutschlands politische Lage wurde jetzt immer ernster, der
20 Freiheitsruf ertönte an allen Orten. Unser durchlauchtigster Pro- tektor schloß sich an die Häupter des heiligen Bundes; da gab Jagemann dem Drange seines Herzens Gehör und führte die Fahne der zum Kampf für Fürst und Vaterland sich freiwillig rüstenden Schar.

Durch Anstrengung und vereinte Kräfte der verbündeten Heere
waren die Feinde niedergekämpft, ihre Hauptstadt erobert, und Jagemann hatte das unaussprechliche Glück, einer der ersten Ver-
künder dieser frohen Botschaft in Deutschland zu sein. An allen
Orten wurde er mit Jubel empfangen, in Hanau sogar die Pferde
30 seines Wagens abgespannt und er im Triumph durch die Stadt geführt. Sein hiesiger Empfang ist gewiß noch jedem erinnerlich.

Nach errungenem Frieden kehrte er in seine Werkstatt zurück und malte lebensgroß den auf seine Konstitution sich stützenden
Großherzog. Da erhielt er die goldene Verdienstmedaille nebst
35 dem Hofrats-Charakter.

Das dritte Jubiläum protestantischer Glaubensfreiheit bewog die Gemeinde zu Udestedt, dem Begründer derselben, dem helden-
mütigen Luther, ein Denkmal zu stiften, und Jagemann bekam den Auftrag, einen bedeutenden Moment aus Luthers Leben zu

malen; er wählte den Wendepunkt des ganzen großen Ereignisses, wo Luther vor Kaiser und Reich seine Lehre verteidigt. Das Bild wurde mit großer Feierlichkeit in des Künstlers Gegenwart in der Kirche genannten Ortes aufgestellt

Längst war ihm von einem alten Freunde, dem Oberbaudirektor Weinbrenner in Karlsruhe, der Antrag geschehen, in eine von demselben neu erbaute Kirche ein großes Altarbild zu malen. Auf einer Reise in das südliche Deutschland wurde ein so wichtiger Antrag erneuet und besprochen, nach des Künstlers Zurückkunft hierher die Ausföhrung desselben begonnen.

Unser durchlauchtigster Protektor unterstützte ihn auch hierbei aufs großmütigste; es wurde, weil kein Lokal sich hoch und groß genug vorfand, ein neuer Arbeitsaal dazu gebaut und dem Künstler noch mehrere andere Erleichterungen verschafft.

Christi Himmelfahrt sollte sein Pinsel versümmlichen. Um nun ¹⁵ diese große bedeutende Aufgabe zu lösen, unternahm er die Vorarbeit einer Zeichnung in schwarzer Kreide und führte sodann die einzelnen Teile in großen Kartonen aus. Eine bedeutende Brustkrankheit jedoch warf ihn aufs Krankenbett, und es verging lange Zeit, bis er sich wieder völlig zur Arbeit tüchtig fühlte; endlich ²⁰ wußte er sich zusammenzuraffen und mit angestrenzter Thätigkeit ans Werk zu gehen

Er überwand jede körperliche Schwäche, die sich seinem Vorhaben entgegensetzte, und hatte mit Schnelle, ja mit Hast das Bild vollendet, worauf er alle seine Kräfte sammelte, um es an den ²⁵ Ort seiner Bestimmung zu bringen.

Müde und unwohl kehrte er von dort zurück, traurig, daß sein oft geäußertter Wunsch, die Auferstehung zu malen, nicht erreicht werden konnte, und es blieb wahrhaft zu bedauern, daß einem Künstler, der nach und nach sein Talent auf einen so hohen ³⁰ Grad gesteigert hatte, eine nunmehr gewiß ganz meisterhafte Darstellung ver sagt war. Sein Brustübel vermehrte sich, er mußte viel erdulden; am 9. Januar 1820 ging er hinüber, im noch nicht erreichten vierzigsten Jahre, viel zu früh für Kunst, Familie und Freunde.

Eine Anzahl Kriegskameraden trug ihn zu seiner Ruhestätte, ³⁵ die ihm neben Lukas Kranach und seinem ersten Lehrer Kraus gegönnt war: ein würdiger Platz, die irdische Hülle unsers deutschen Künstlers aufzunehmen!

Benige allgemeine Betrachtungen über die uns dargestellten Lebensereignisse von vier Brüdern, deren jeder in seiner Art unserem Bunde Ehre macht, wird man wohl hier erwarten dürfen. Der erste, in Armut und Niedrigkeit geboren, höhere Eigenschaften
 5 in sich fühlend, mit entschiedenem Willen die Ausbildung derselben erstrebend, einen mäßigen Zustand erreichend und in demselben selbständig, sich selbst beherrschend, seinen Vorfäzen, seiner Pflicht getreu, ein ruhiges Leben in Mittelmäßigkeit führend, giebt uns das schönste Beispiel eines aus sich selbst entwickelten, im engen
 10 Kreise thätigen, der Gesellschaft nützlichen und kaum bemerkt vorübergehenden Mannes. Gerade dies sind Eigenschaften und Schicksale, die sich in der bürgerlichen Welt sehr oft wiederholen und überall, wo sie erscheinen, ein segenvolles Beispiel hinterlassen.

Der zweite, in einen leidlichen Zustand eintretend, fühlt
 15 schon in den Knabenjahren, daß es schwer sei, für sich selbst zu bestehen, daß vielmehr derjenige wohl thut, der sich bald entschließt, zu eigener Erhaltung anderen zu dienen, um bei fortgesetztem guten Betragen sich an das Glück mehr begünstigter Weltbürger mit angereicht zu sehen. Hier gelangt er denn über
 20 wenige Stufen in den Dienst einer vortrefflichen Fürstin, genießt den Vorteil ihrer Nähe zu den schönsten Zeiten, schließt zuletzt seine Laufbahn als dienender Bruder des hohen Bundes und fühlt sich in die würdigste Einheit verflochten: ein günstiges Schicksal, das er sich durch lebenslängliche Dienstfertigkeit wohl
 25 verdient hat.

Der dritte, im mittleren bürgerlichen Leben einen bequemen Weg geführt, findet zuletzt angemessene Stellen im Staate; er versteht sie mit Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und des Fürsten und hält sich gleichmäßig aus bis ans Ende. Aber die ihm ob-
 30 liegenden Geschäfte füllen seine Thätigkeit nicht aus, eine mäßige Einnahme reicht zu seinen Bedürfnissen nicht hin, und so bemüht er sich im weltbürgerlichen Sinne, durch Vielthätigkeit anderen zu dienen und vielleicht dadurch sich selbst zu nützen; aber keines von beiden gelingt in dem Grade, daß die doppelte Absicht
 35 erfüllt würde; wir bemerken seine Wirkung nach außen oft unterbrochen, gelähmt und sehen ihn aus einer sorgenvollen Lage hinscheiden.

Der vierte giebt uns gleichfalls Anlaß zu ernsten Betrachtungen. Er war von Jugend auf durch Natur und Um-

stände begünstigt, als Knabe schön gebildet, Liebe und Neigung sich von früh auf erwerbend; aus dem Jünglinge entwickelte sich ein treffliches Künstlertalent; er lebte als treuer, heiterer Freund unter seinen Gefellen, zeigte sich als wackerer, kriegerischer Bürger, und in allen diesen Zuständen sieht er sich gefördert, jeden Wunsch 5 erreicht, jeden Voratz begünstigt.

Betrachten wir ihn nun als Maurer, so fällt auch hier jede Bemerkung zu seinen und unseren Gunsten: mit Leidenschaft schloß er sich an unseren Bund; denn er fühlte darin die Ahnung dessen, was ihm sein Leben durch gefehlt hatte, dessen, was er bei dem 10 besten Willen aus sich selbst zu entwickeln, bei sich selbst festzustellen nicht vermochte: einen gewissen Halt nämlich, ein Regulativ, woran er sich als Künstler messen, als Mensch, Freund und Liebender prüfen könnte. In unserem Bunde erschien ihm zum ersten Male das Ehrwürdige, das uns selbst Würde giebt, 15 die alles umschlingende, aus lebenden Elementen geflochtene Kette, der Ernst einfacher, immer wiederkehrender und doch immer genügender und hinreichender Formen

Dieser Eindruck auf das empfängliche Gemüt war so groß, daß er unseren Arbeiten niemals ohne Aufregung beizuwohnen, ihrer 20 niemals ohne Nührung gedenken konnte; daß er in denselben Sitte, Gesetz, Religion zu fühlen und vorzuempfinden glaubte, und zwar in dem Grade, daß er in seinen letzten Augenblicken als höchste Beruhigung empfand, einem Bruder die Hand zu drücken und den übrigen Verbundenen einen traurig-dankbaren Gruß zu senden. 25 Ja, man kann überzeugt sein, daß, wäre er früher in unsere Verbindung getreten, ihm dasjenige geworden wäre, was man an ihm zu vermissen hatte.

Und hiemit laßet uns zum Schluß eilen; denn sowohl über ihn als sonstige Abgeschiedene eigentlich Gericht zu halten, möchte 30 niemals der Billigkeit gemäß sein. Wir leiden alle am Leben; wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen; nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen 35 den einzelnen; Mängel und Schicksale haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders.

Haben wir im vorhergehenden auszugsweise geliefert und betrachtet, was über vier vermißte Brüder zu sagen sein möchte, so beschäftige uns nun ausführlich Leben und Thätigkeit eines Mannes, der auf den Bund überhaupt, zunächst aber auf unsere
5 den wichtigsten Einfluß hatte, welches Vorbild einem jeden Bruder, wollte er auch nicht Ansprüche auf so hohe Verdienste, an so entschiedene Wirkung machen, dennoch als ein schönes, edles Muster höchst ermunternd sein wird.

Des Großherzogs Karl August Verhalten gegenüber den Bewegungen der Jahre 1817 bis 1819.

Seider ward jedoch in jenen bewegten Zeiten manches Mißverständnis fühlbar; das aufgeregte Gemüt deutscher Jünglinge und Männer, vertrauend auf vaterländische Gesinnungen und gelungene That, schien das Neubefestigte abermals zu bedrohen. Dieses gab den edelsten, zu Staatsverwesern berufenen Geistern foraliche Bedenklichkeiten, und hier mußten zweierlei Ansichten hervortreten: die eine, das in der Zeit Bewegte, augenblicklich Aufbrausende sei unmittelbar zu dämpfen; die andere, dem Gang dieser Epoche solle man bedächtig zusehen und, auf dessen Verlauf achtsam bleibend, zu rechter Zeit dienliche Heilmittel anwenden.

Jene hielten sich durch manche tadelnswerte, ja erschreckende Unregelmäßigkeiten berechtigt, auf ihren Grundsätzen zu verharren und deshalb die nötig erachteten Vor Schritte gemessen zu thun; diese jedoch, überzeugt, daß nach vorübergegangener Krise eine frühe Gesundheit sich offenbaren werde, suchten in stiller Milde das verlorne Gleichgewicht wiederherzustellen.

Freilich gehörten Jahre dazu, um diese Verfahrensart zu rechtfertigen, und wir dürfen uns glücklich preisen, daß nach manchem Schwanken sich endlich bewahrheitet: nur ein allgemeines Vergeben und Vergessen könne ganz allein das verlorne Gleichgewicht sowohl als das gestörte wechselseitige Vertrauen nach und nach wiederherstellen

Wie erireulich muß es daher sein, in Ihrer Gegenwart, verbundene Brüder, getrost auszusprechen, wie wir, in so treuen als mäßigen Gesinnungen unverwandt ausdauernd und wirkend, uns von diesen erwünschten Folgen auch einen Teil ohne Anmaßung zuschreiben dürfen.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung	1
Winkelmann.	
Einleitung	5
Widmung	31
Vorrede	33
Vorwort	39
Einleitung	40
Eintritt	40
Antikes	41
Heidnisches	44
Freundschaft	44
Schönheit	46
Katholizismus	48
Gewahrwerden griechischer Kunst	50
Rom	53
Mengs	55
Litterarisches Metier	59
Kardinal Albani	61
Glücksfälle	62
Unternommene Schriften	64
Philosophie	66
Poesie	68
Erlangte Einsicht	68
Spätere Werke	69
Papst	70
Charakter	70
Gesellschaft	72
Fremde	73
Welt	74
Unruhe	75
Singang	77

	Philipp Hackert.	Seite
Einleitung		81
Widmung		105
Jugendliche Anfänge		106
Erster Ausflug		111
Reise nach Paris		113
Paris		114
Rom und Neapel		118
Schlacht bei Teschme		121
Familienverhältnisse		126
Reisen		128
Pius VI.		128
Donna Giulia Falconieri		129
Kardinal Pallavicini		131
Charles Gore. Henry Knight		133
Tagebuch einer Reise nach Sizilien		135
Abfahrt		137
Pästum		138
Porto Balmuro		141
Stromboli		142
Lipari		143
Milazzo		146
Lindaro		146
Aequa dolee		148
Cefalu		149
Termini		149
La Bagaria		150
Palermo		150
Montreato		153
Cageta		154
Sciaeca		159
Girgenti		160
Mieata		166
Biscari		166
Syracus		168
Catania		173
Ätna		176
Bei Neate		180
Taormina		181
Messina		182
Oberitalien und die Schweiz		186
Großfürst und Großfürstin		187
Graf Nainitowsky		189

	Seite
König von Neapel	190
Kaiser Joseph II.	192
Caserta	194
Anstellung	195
Familiarität des Königs	195
Liebhabelei des Königs	196
Wohlleben	197
Geschenke	198
Muschel	201
Kochkumt	202
Mäßigkeit	204
Zufällige Eintünfte	204
Sonderbare Audienz	205
Hofintrigue und Nafaneneier	206
Vertrauen	208
Die Giunta	209
Faktotum	210
Farnesifche Verlassenschaft	210
Gemälde-Refauration	213
Kartaufe	214
Malerbefchwerden	216
Projektmacher	218
Papiermühle	219
Fertigung	221
Erfte Kupferdrucke	222
Wegebau	223
Protektion und Vertrauen	224
Zeichenftunden	226
Direktorftelle	229
Enfantif	232
Studien-Gebäude	234
Seehäfen	235
San Leocio	236
Carditello	239
Sizilien	240
Kriegsunruhen	241
Franzofen	244
Rettung	245
Mißliche Lage	246
Abfahrt	247
Livorno	248
Florenz	248
Lebensende	249

	Nachträge	Seite
Vorerinnerung		253
Charles Gore		257
Ausführliche Beschreibung der sechs Gemälde, die Schlacht bei Tschesme vorstellend		263
Hackerts Kunstcharakter (von Hofrat Meyer).		267
Über Landschaftsmalerei. Theoretische Fragmente (von Philipp Hackert)		272
Sittliche Wirkung		285
Über Stmalerei. Fragment		286
Hackerts Brief an den Herausgeber		288
Hinterlassenes		292

Reden und Ansprachen.

Einleitung		297
Auf den Zimenauer Bergbau Bezügliches		299
Vorbemerkung		301
Vierte Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues in Zimenau		
Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Zimenau		310
Vortrag bei Eröffnung des Gewerbentags vom 6. Junius 1791		315
Vortrag beim Schlusse des Gewerbentags am 11. Junius 1791		319
Zum Andenken der Herzogin Anna Amalia		325
Vorbemerkung		327
Text		329
Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens		335
Vorbemerkung		336
Text		337
Rede bei Einführung Augusts von Goethe als Mitglied der Groß- herzogl. Hoftheater-Intendantz		341
Vorbemerkung		343
Text		344
Aus der Freitagsgesellschaft		347
Vorbemerkung		349
Die Absichten und Hoffnungen der verbundenen Mitglieder der Freitagsgesellschaft		351
Ansprache am 21. Oktober 1791		354
Aus der Loge Amalia		355
Vorbemerkung		357
Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland		361
Aus der Trauerloge vom 15. Juni 1821		382
Des Großherzogs Karl August Verhalten gegenüber den Bewegungen der Jahre 1817 bis 1819		392





